

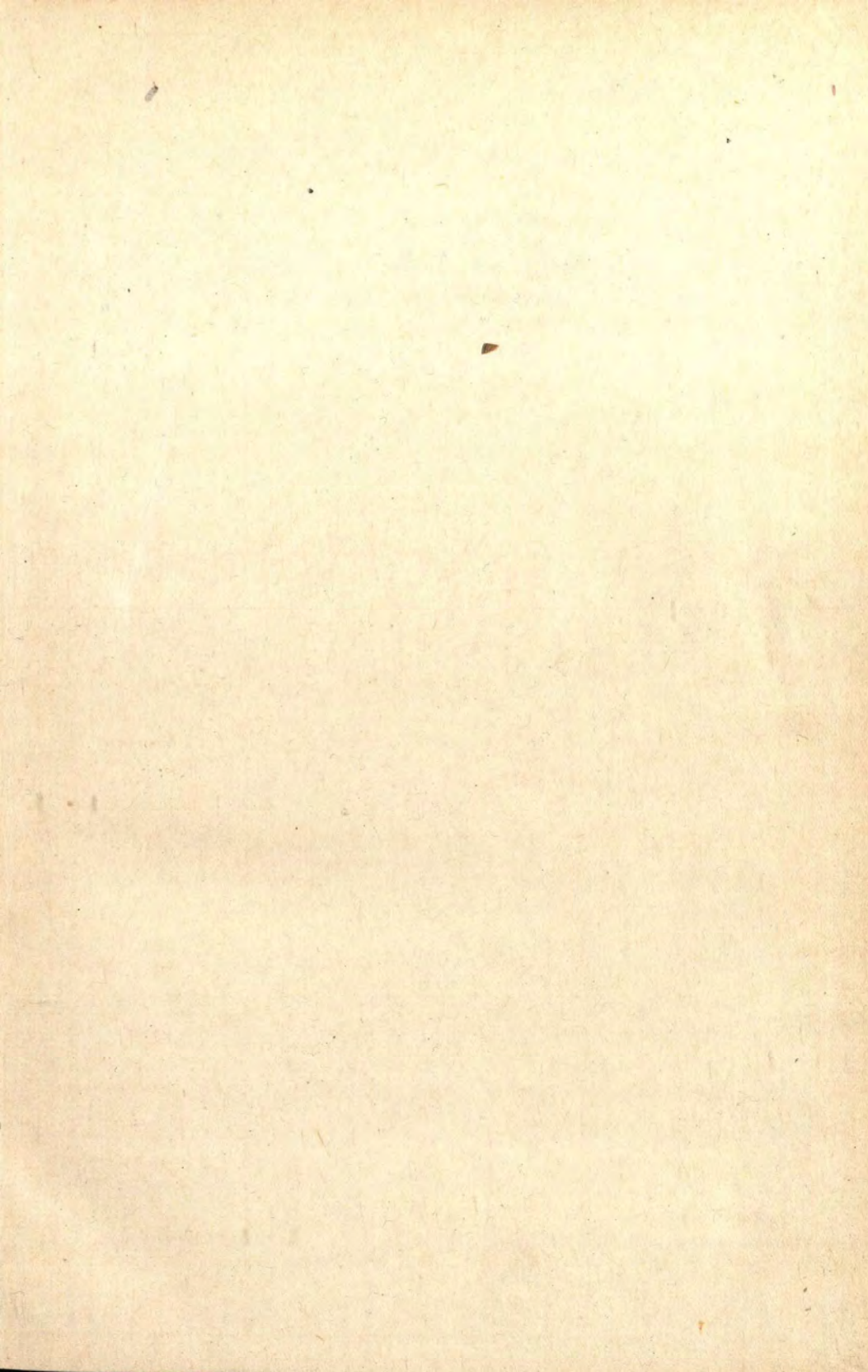
2740



Drei Jahre in Sibirien  
von  
Egon Freiherrn v. Kapherr

№ 50.









Drei Jahre in Sibirien

First Table in German



# Drei Jahre in Sibirien als Jäger und Forscher

Von

Egon Freiherrn v. Kapherr

Mit zahlreichen Abbildungen nach  
Originalaufnahmen des Verfassers



Fünfte und sechste Auflage

---

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart  
Berlin und Leipzig

1925

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5162920

Das Buch in Silber

als Lager und Archiv

Egon Fleischel & Co.



2740



Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1914 by Egon Fleischel & Co., Berlin  
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart  
Papier von der Papierfabrik Salach  
in Salach, Württemberg

NH-61199 / TMK



## Einleitung.

Schon in den Jahren 1908 bis 1910 hatte ich Expeditionen nach dem hohen Norden des europäischen Rußlands und nach West-Sibirien unternommen. Was ich an Erfolgen und Erinnerungen mit heimbrachte, ließ mir auch in den kommenden Jahren keine Ruhe und zog mich wieder zurück in die gewaltigen Wälder und Einöden des sibirischen Nordens, um dort auf einige Zeit ein unumschränktes, freies und ganz primitives Jägerleben zu führen, ein Jägerleben, wie es der Westeuropäer meist nur von Hörensagen kennt.

Dieses Jagen ist wesentlich verschieden von dem der Söhne reicher Väter, die mit einem Troß von Jägern und Dienerschaft, mit allem möglichen Proviant der Kulturwelt ausgerüstet, in die Wälder Asiens und Amerikas und in die Steppen Afrikas zogen, nachdem ihnen der einfache Jäger oder die Expeditionen kühner Forschungsreisender die Wege geebnet und gefahrlos gemacht hatten. Viele von ihnen kamen beladen mit Trophäen in die Heimat zurück, stellten „Rekords“ auf und mögen wohl nicht wenig stolz auf ihre Leistungen sein, die sie doch lediglich ihrem oder ihres Vaters Geldbeutel und der Tüchtigkeit der von ihnen bezahlten Jäger zu verdanken haben.

Mit solchen Glücksgütern war ich nicht gesegnet und habe mich schlecht und recht auf meinen Reisen durchschlagen müssen, habe mit den russischen Bauern wie ein Bauer gelebt, mit den Pelzjägern wie ein Pelzjäger und mit den Ostjaken wie ein Ostjak. Und gerade das Primitive solchen Lebens, gerade die Unbequemlichkeiten und die Schwierigkeiten haben mir die Wildnis so teuer gemacht, und immer wieder zieht es mich zurück in die endlosen, stillen, weltfernen Einöden, wo sich der Schwarze Urmán meilenweit dehnt, wo die grünen Kuppeln und roten Stämme der endlosen trodenen Kiefernheiden winken, wo blitzende Seen zwischen düsteren Tannenwäldern liegen und sich die Flüsse wie breite Silberbänder durch die sumpfigen

Uuen schlängeln. Dort zieht der Adler ungefränkt im blassen Himmelsblau seine Kreise, dort leben Elch, Waldren und Bär noch wie in Urväterzeiten, dort gibt es nicht Weg noch Steg, kein Hotel, keine Federbetten, keine „guten Freunde“, keine „getreuen Nachbarn“. Dort ist man fern vom Getriebe der Kulturmenslichkeit, von ihrem Lärmen, Hasten und Jagen nach eittem Land und Gewinn, fern von allen Narren und Schwähern. . . .

In den Jahren 1911, 1912 und 1913 fuhr ich über Petersburg und dann auf dem Wege Wologda, Wjätka, Perm, Zekaterinburg. Eine schöne, durch beständigen Wechsel der Szenerie viel interessantere Reise als die über Moskau—Samara, die ich 1910 machte. Nur der Ural bietet weniger an landschaftlicher Schönheit als im Süden. Es fehlen die steilen, schroffen Felsenmassen und die gewaltigen Höhen der Gebirgskuppen des Südens, dafür aber ist der Wald hochstämmig und schön, und saftig-grüne Wiesentäler bringen Abwechslung in die wilde, düstere Szenerie. Im Herbst 1911 verlebte ich, ebenso wie 1910, einige Tage bei meinem lieben Freunde, Baron Budberg in Tobólsk, machte auch mit ihm, bevor ich nach den Wäldern des Nordens aufbrach, einige kleine Jagdausflüge auf Enten und Doppelschnepfen in den Niederungen am Irtyš und verbrachte angenehme Stunden im gastfreien Hause des Gouverneurs. Sodann brach ich in Begleitung meines Freundes Fürst Dshafaridse und meines alten Jägers Micháil Panów auf einem Dampfer der Russisch-Chinesischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft nach Norden auf.

Leider konnten wir diese an sich so schöne Dampferfahrt nicht so ausgiebig genießen wie im vergangenen Jahre, da die furchtbare Hitze den Aufenthalt auf dem Verdeck zur Qual machte und infolge der enormen Waldbrände alles in Rauch gehüllt war. Auf der ganzen Dampferstrecke von Tjumén bis Répalowo sahen wir nicht ein einziges Mal die Sonne leuchten, trotzdem der Himmel wolkenlos war. Der Qualm legte sich bleischwer auf die Lungen, und Tag und Nacht kam man aus dem Niesen und Husten nicht heraus. Überall standen die Wälder in Flammen, selbst Wiesen und Felder waren verbrannt, die ganze Ernte vernichtet und für den kommenden Winter eine Hungersnot zu erwarten.





Elch in der Suble.

In Répalowo fanden wir unsere Boote vor und ruderten nun drei Tage lang die Kondá stromaufwärts, hin und wieder in Dörfern, Fischerhütten oder unter freiem Himmel Rast machend, während auch hier ringsum die Wälder lichterloh brannten. Trotz allem gab es eine Unmenge von Enten, Kronschnepfen und anderen Sumpf- und Wasservögeln, so daß wir auf der ganzen Fahrt ausgiebige Jagd hatten.

Endlich fiel der erste Regen, der auch den Bränden mit einem Schläge ein Ziel setzte. Wie aber sahen die einst so herrlichen Waldbestände aus! Rotes vertrocknetes Laub, gelbe und rostbraune Nadeln, kahle, halbverbrannte Stämme, schwarzer Heideboden — ein jammervoller Anblick! Ich zitterte in dem Gedanken an unsere Reviere. Doch wir hatten Glück gehabt. Ehe noch die Brände tiefer in den Wald von Schémini, dem von der Regierung auf lange Jahre gepachteten Revier des Fürsten Dshafaridsse, eindringen konnten, war der heißersehnte Regen gefallen, zwei Tage vor meiner Ankunft in unserer friedlich am kleinen See, inmitten alter Kiefern und Zirbeln gelegenen Jagdhütte.

Zunächst will ich dem Leser von meinen Jagden im Herbst 1911 erzählen, Wild und Wald, Land und Leute des westsibirischen Flachlandes schildern, sodann komme ich auf meine Reise 1912, die ich in Begleitung meiner Frau in den Ural machte, zu sprechen, und endlich soll ein Bericht über meine zweite Uralfahrt — 1913 — folgen.

---



## Auf der Kondá.

Wieder seit Wochen glastende Hitze, kein Wölkchen am Himmel, kein Tropfen Feuchtigkeit. Müde sind die Bewegungen der Leute, die mein Boot den breiten Strom hinaufrudern. Die Ufer sind hoch, Sandbänke ragen aus dem wasserarmen Fluß, und nur eine einzige Rinne führt tiefes, gurgelndes gelbbraunes Wasser.

Wieder wüthen die Waldbrände, und nur selten zeigt sich durch den Rauch und den Dunst ein kleiner Felsen Himmel. Je höher das Boot hinauffährt, desto voller wird der Qualm, desto dicker die Atmosphäre, und nur wenn ein Windhauch die dichten grauen Ballen teilt, blinkt die Sonne, eine rote, trübe glühende Scheibe. Rauchfetzen, wie zerrissene Schleier, jagen unter ihr hin. Die Kehle brennt, die Brust schmerzt. Tief gebückt sitzen die Männer im Boot, denn nur dicht über dem Flusse ist etwas reinere Luft.

Sibirische Brände! Meilenweit umher steht der Wald in Flammen. Der Boden brennt, die Lohe knattert durch die Wipfel, und das Getier des Waldes kommt um: die Auerhenne mit ihrer Brut, das junge Birkhuhn, der armselige Schneehase, das Erdschhörnchen und die Waldmaus. Nur das Großwild und wenige gute Flieger und Schnellläufer retten sich vor dem verheerenden Element. Und in der Nacht ist alles rot erleuchtet, unheimlich glüht der Horizont, und den schwelenden braunen Rauch durchzuden rote Blitze. Wehe den Dörflern und Ansiedlern am Walde, wenn der Sturm die Flamme durch die Äste jagt! Dann prasselt die Lohe durch das Dorf und vernichtet das Vieh und auch die Menschen, ehe sie sich den Schlaf aus den Augen reiben.

Die Felder stehen verbrannt vom glühenden Sonnenstrahl, die Wälder sind astlos und dürr, nur hie und da das rotversengte Laub der Epen, braungebrannte Birkenblätter und rostig dürre Benadelung der verdorrten Kiefern. Die Rinde löst sich in breiten Fetzen, Hunderte von Spechten trommeln und hacken im Walde. Und endlich wirft der Sturm die Stämme durcheinander zu einem wilden Chaos. Keine

Beere, kein Gras auf dem verbrannten Heideboden. Kein Laub, kein Grün, nur einzelne dürre, schwarzverkohlte Stümpfe rücken ihre kahlen und zerbrochenen Äste gegen den Himmel.

Das ist Hungersnot für Mensch und Tier. Der Bär verläßt die verbrannten Wälder, wahnsinnig vor Hunger bricht er in die Viehherden ein und raubt und schlägt. Wehe dem Wehrlosen, der dem verzweifelten, zornigen Altbären auf dem Raubpfad begegnet!

Endlich hat es andauernd geregnet. Es riecht nach kaltem Rauch, nach nasser Asche. Als wir das Dorf erreichen, klagen und jammern die Leute: „Herr, fünfzig Kühe riß der ‚Schwarze‘, wovon sollen wir leben?“ Kein Mann, kein Weib wagt sich aus dem Dorfe, denn die Bären schweifen bei Tage auf den Feldern umher, scharren den Boden nach Wurzeln auf, brechen in die Viehherden ein und zerreißen die Pferde auf der Weide. „Gestern war Zwán Trofímow auf dem Unger an der Halbinsel, da kamen sechs Bären aus dem Walde, nur schwer konnte er sich in den Kahn retten und davonrudern, denn sie kamen auf ihn los, um ihn zu fressen. Heute überfiel ein großer schwarzer Bär Peter Micháilow, und nur mit Mühe entging der Mann dem Tode.“

Auf dem Tische summt der Samowár. Immer neue Bauern und Ostjaken betreten die Stube, um sich den fremden Jäger anzusehen, ihn um Hilfe zu bitten. Da stürzt Njalin, der ostjakische Fischer, ins Zimmer: „Herr, zu Hilfe! Eben hat ein großer schwarzer Bär dicht vor dem Schulhause zwei Kühe zerrissen! Er kümmert sich nicht um unser Geschrei, steht ruhig und frißt.“

Schnell ist der Drilling geschultert, und hinaus geht's im Laufschritt. Dreihundert Schritte vom Dorfe liegen die Kühe, und daneben steht in der Asche der verbrannten Wiese eine riesige Bärenfährte. Der Boden ist zerwühlt und zertrampelt. Blut und Fexen von Eingeweiden liegen umher. Der Hals der großen schwarzen Kuh ist wie von Kugelschüssen durchlöchert. Die furchtbaren Krallen haben die Sehnen aus den Wunden herausgerissen, daß sie wie weiße Fäden auf der schwarzen Haut der Kuh liegen. Aus Rücken und Hals sind große Fleischstücke herausgefressen, Bauch und Euter sind zerfetzt, das Maul des Opfers zerfaut.



„Herr, er ist nur eben weggegangen, weil wir so viele sind, gleich wird er wiederkommen.“

Einzelne Kiefern stehen auf der Wiese. Ausläufer des Waldes von drüben, Weidengestrüpp und Buschwerk. Ich setze mich, zehn Schritte ab von der toten Kuh, auf den Boden, der Ostjake kniet hinter mir, an die Kiefer gedrückt. Auf meinen Befehl hin gehen die Dörfler, mit ihnen mein alter Jäger. Er hat Weisung, zu warten, bis er Schüsse



. . . Ruhig zieht er mit leichten Schritten heran . . .

Hört, und dann mit den Leuten wiederzukommen oder, sollte nichts geschehen, mich nach Mitternacht abzuholen. Noch sind die Leute auf der Wiese zu sehen. Laut schwagen sie, schreien, fluchen.

Da stößt mich der Ostjake an: „Er kommt,“ flüstert er leise. Eine große schwarze Masse bewegt sich durch die Stämme vor mir. Er ist's. Ruhig, ohne Hast, zieht er mit leichten, federnden Schritten heran. Es liegt eine Grazie in seinen Bewegungen, die man dem scheinbar plumphen Bären nie zugetraut hätte. Hochläufig ist er, mager, auf dem dicken Hals sitzt der kurze, breite Kopf mit der stumpfen, gestülpten Nase

des „Tatarenbären“. Ein Riese! Schon manchen Bären streckte meine Büchse, schon manchen gewaltigen Beß erlegte ich. Nie aber hatte ich ein solches Ungeheuer gesehen. Jetzt bleibt er stehen. Hoch aufgerichtet ist das Haupt, es pendelt hin und her. Er zieht Wind ein, denn er hat die Leute drüben auf der Wiese bemerkt. Ein pfeifend-schnaubender Ton, als wollte er die Menschen erschrecken. Dann geht der Bär in langen Schritten zum Luder. Die sinkende Sonne leuchtet durch die Kiefernwipfel und läßt sein Haar erglänzen, als wäre es von flüssigem Kupfer. Da — zehn Schritte von mir, bleibt er stehen. Jetzt hat er mich entdeckt! Die Gehöre drücken sich eng an den Kopf, der Kamm sträubt sich, der Rücken wird rund und borstig, der Kopf senkt sich tief auf die Brust hinab, die eine Brante fährt durch die Luft und schlägt dröhnend am Boden auf. Da fliegt das Feuer, mit stöhnendem „Dech“ taumelt der Bär über die Kuh herüber, verliert das Gleichgewicht und wälzt sich um. Da kracht es nochmals, dichter Rauch verbirgt die Szene. Ein grauenhaftes Brüllen, ein entsetzliches, grunzendes Husten ertönt — und als sich der Rauch teilt, sehe ich den Bären durch die Kiefern rasen, taumelnd, schwankend. Dann entschwindet er meinen Blicken. Nur von fern höre ich ein dumpfes Grölen und Husten, pfeifendes Schnauben und das Krachen zerfallener Stämmchen.

Jetzt ist auch der Haufe heran. Johlend und schreiend stürzt er dem Bären nach, mit Feuersteinflinten, Axten, Beilen. Keine Warnung hilft. Rachgier und Wut haben die Leute von Sinnen gebracht. Ich eile hinterdrein, neben mir der brave Ostjake und mein alter Jäger. Mitten auf der kleinen Waldwiese sitzt der Bär. Ringsum springen heulend und lärmend die Eingeborenen, ihre kleinen Vogelflinten knallen. Da ist die schwarze Masse hoch, wie eine große Kugel rollt sie mit scharfem Blasen gegen den Knäuel vor. Wie Spreu fliegen die Leute auseinander, und als der Bär mit der Brante nach dem Letzten der Flüchtlinge schlägt, habe ich ihn endlich frei. Ein Doppelschuß, und die große, dunkle Masse wälzt sich auf der Wiese. Dann zittern die mächtigen Branten — ein tiefes Stöhnen, Schnaufen — und es ist zu Ende. Nur mit Mühe halte ich die erbitterten Leute davon ab, den Bären zu verstümmeln. —



Nach einigen Tagen geht es weiter auf dem Flusse. Um Hilfe ist gebeten worden im Nachbardorfe: gestern habe ein Bär die Heumäher überfallen, habe ein Mädchen gefaßt und vor den Augen der Leute zerrissen. Drei Tage birschte und lauerte ich umsonst. Dann muß ich weiter. Braun sei der Bär, am Halse hell, lahm sei er und mager, sagten die Leute.

Als unser Boot sich die Kondá hinaufarbeitet, sehen wir ein großes Tier über die Sandbank am Ufer ziehen. Ein Blick durchs Glas: er muß es sein! Braun, heller Raden, lahme Vorderbrante.

Jetzt steigt der Bär ins Wasser und beginnt zu schwimmen. Ihm gegen den Strom mit dem Boot den Weg abzuschneiden, ist unmöglich. Darum schnell ans Ufer. Während der Rachen langsam zurüdrudert und dem Bären den Rückzug zu verlegen sucht, laufe ich am hohen Ufer entlang. Ich muß durch eine Bodensenkung, hohes Gras und Schilf versperrt mir die Aussicht. Langsam klettere ich die Böschung hinauf und bleibe nun verschnaufend stehen, denn mein Herz hämmert in wilden Schlägen, in meinen Ohren saust und summt es, und wie Nebel liegt es vor meinen Augen. Mein altes Herzleiden . . .

Hier will ich bleiben und warten, bis er kommt — etwa hundert Schritte weiter wird er wohl auftauchen. Meine Hände zittern, als ich das Gewehr schußfertig mache. Da höre ich plötzlich ein Rumpeln und Schlürfen links neben mir, und als ich mich wende, sehe ich den Bären keine drei Meter vor mir den Hang hinaufsteigen. Im Augenblick habe ich das Gewehr am Kopfe, halte mitten auf die große braune Masse und drücke am Abzug. Ein Aufbrüllen, schweres Poltern, in einer Staubwolke rollt der Bär die Böschung hinab und klatscht in den Strom. Jetzt ist es mit meiner Ruhe vorbei. Es braust mir in den Ohren, die linke Brustseite schmerzt, und ich taumle in das dürre Gras. Erst Atem schöpfen, den beängstigenden Herzschlag beruhigen . . . Endlich habe ich mich soweit erholt, daß ich aufstehen und mich umbliden kann. Dann gehe ich mit zitternden Knien an den Fluß und sehe drüben den Kopf des schwimmenden Bären aus dem Wasser ragen. Dicht am Boot vorbei trägt ihn die Strömung. Die Leute schreien und gestikulieren. Ich sehe meinen Jäger verzweifelt im Rudsaß nach Patronen suchen. Endlich habe ich meine Ruhe so weit wieder, daß ich das

Büchschloß meines Drillings einstellen kann. Zwei, drei Kugeln schieße ich dem Bären nach, vorbei . . . ! Vor und neben dem kleinen Ziele spritzt das Wasser auf . . .

Jetzt hat der Bär eine Sandbank mitten im Fluß erreicht und steigt aus dem Wasser. Er ist sichtlich schwer krank und glaubt das jenseitige Ufer nicht erreichen zu können. Auch strebt das Boot mit schnellen Ruderschlägen nach der Rinne zwischen der Insel und dem schützenden Walde. Ohne mich viel zu besinnen, steige ich in das eijige Wasser und laufe zur Halbinsel zurück. Dort verschnauße ich ein wenig, kniee hin und beginne nun von hier aus den ruhig liegenden und nur seinen Kopf hin und her bewegenden Bären zu beschießen. Die zweite Kugel trifft, und mit furchtbarem Brüllen fährt der Bär herum und beginnt einen angeschwemmten Baumstamm mit Gebiß und Branten zu bearbeiten, daß die Splitter weithin durch die Luft fliegen. Wieder knallt es. Diesmal sinkt die braune Masse lautlos in sich zusammen und bleibt still auf dem Sande liegen.

Ein mächtiger brauner Bursche, uralt, mit ganz abgenüßtem Gebiß und zersplitterten Fangzähnen. Jedenfalls ist der Bär früher einmal in ein Eisen geraten und hat sich bei den Befreiungsversuchen die Fänge bis auf ein paar Stümpfe abgebissen. Daher auch die Lahmheit der einen Vorderbrante. Der erste Schuß von schwerem Brennekeholzeln sitzt auf der rechten Brustseite, der zweite ist weidwund durch, und das erlösende Mantelgeschloß fuhr durch das linke Licht in den Schädel und hat die ganze Hirnschale zerschmettert.

Es ist jedenfalls derselbe Bär, der neulich das junge Mädchen umbrachte, der Tags darauf eine Gesellschaft von sechzehn Fischern am hellen lichten Tage überfiel und in den Fluß jagte und der beim Dorfe Jermak's unglaubliche Meheleien unter den Kindern angerichtet hatte. Daher die Erbitterung der Eingeborenen gegen die in diesem Jahre so häufigen halbverhungerten Bären, daher auch kein Widerspruch bei den Ostjaken, die sonst Meister Peß für heilig halten und sehr ungern sehen, wenn man ihm nachstellt.

Mit zwei mächtigen Häuten und Schädeln beladen, fährt unser Boot weiter. Der blutige Kadaver des eben erlegten Bären bleibt, ein Fraß für Krähen und Möven, auf der Sandbank liegen.



## Die Taigá.

Der westsibirische Urwald, die „Taigá“, unterscheidet sich in ihren Beständen wesentlich von dem Walde des europäischen Rußland. Einzelne Baumarten ausgenommen, ist der Wuchs im allgemeinen schlechter als in Mittelrußland. Der Wald ist mehr abholzig, d. h. die Stämme sind unten verhältnismäßig stark und nehmen nach der Spitze zu an Dide rasch ab. Auch ist der Wald im allgemeinen ästiger und weniger schlank als in Mittelrußland und ähnelt in seinem Aussehen mehr den Beständen des hohen Nordens. Nur einzelne Partien im Ural sowie die Lärchen, Espen und Zirbelkiefen machen eine Ausnahme. Die Gebirgswälder des nördlichen Ural bestehen größtenteils aus Kiefern, Birken und vereinzelt Lärchen, auch ist in den Niederungen die Espe ziemlich häufig. Je mehr nach Süden, desto stärker werden die Bestände. Prachtvolle Fichten- und Edeltannenwälder wechseln mit hochstämmigen Lärchen und Espen ab, in den Niederungen stehen ausgedehnte Laubwälder, in denen die Birke das Übergewicht hat. Weiter nach Süden ist auch die kleinblättrige Linde häufig und bildet im Verein mit Ebereschen und Weißerlen dichtes Buschwerk. An sonnigen Hängen wachsen Wildrosen, wilde Himbeeren, schwarze und rote Johannisbeeren; in den Flußniederungen Faulbaum und Kalinkenholz, Spillbaum und andere Buschhölzer.

Der südliche Teil des Ural ist leider zum größten Teile ausgeplündert. Der Boden ist infolge seiner felsigen Beschaffenheit schnell verarmt, und Neuaufforstungen dürften nur mit großen Schwierigkeiten und Kosten zu bewerkstelligen sein. Östlich vom Ural dehnt sich der ungeheure westsibirische Flachlandswald, die eigentliche Taigá — ein Wäldermeer, wie es kaum mehr im fernsten Nordwesten Amerikas angetroffen wird.

Die sandigen Heiden sind mit gewöhnlichen Kiefern bestanden, der Boden ist mit Moosen verschiedenster Art bedeckt. Vorwiegend ist das

weißgraue Rentier- oder Hungermoos. In niedriger gelegenen Partien wachsen grüne und gelbe Moose und Flechten.

Fast überall ist die Preiselbeere vertreten, die einen Haupthandelsartikel Westsibiriens ausmacht und in Größe und Schmachthaftigkeit die europäische weit übertrifft. Hunderte von Familien erwerben im Herbst ihr Brot mit der Beerenlese, und es ist nichts Ungewöhnliches, wenn eine einzelne Person im Laufe des September fünfzig und mehr Rubel durch Beerenlesen verdient. Die gesammelten Preiselbeeren werden in eigens errichteten, aus Balken gezimmerten Kästen in der Heide aufbewahrt, um dann bei Beginn der Schlittenbahn in Körbe verpackt und verladen zu werden. In den größeren Flecken und Städten harren ihrer die Aufkäufer. Der gewöhnliche Preis für ein Pud (16 Kilogramm) Preiselbeeren beträgt in der Stadt Tobólsk 2,50 bis 3,50 Rubel. In feuchteren Lagen gibt es Heidelbeeren, doch gelangen diese nur verhältnismäßig selten in den Handel, da sie einen weiten Transport nicht vertragen. An den Hängen des Ural, also in sonnigen Partien, gedeiht die wundervolle Königsbeere, die Mamúra, eine auch im Norden Europas wohlbekannte Frucht.

Abwechselnd mit den Heiden dehnen sich ungeheure Moosmoore, auf deren Sphagnumdecke die verschiedensten bunten Moose wachsen. Dort steht auch die der Mamúra nahe verwandte goldgelbe, saftige Schell- oder Moosbeere in Menge. Daneben die „Alúkwa“ oder Kranichbeere, eine rote, runde Moosbeere, die sich durch ihre Säure vorzüglich zur Bereitung von Limonaden eignet. An den Rändern dieser Moore wachsen Blaubeeren in ungeheurer Menge, vereint mit den Büscheln der Polar- oder Zwergbirke.

Der Waldbestand an den Randgebieten der Moosmoräste besteht, je nach Tiefe des Untergrundes und der Menge der Feuchtigkeit, aus mehr oder minder schwachem Kieferranwuchs. Dazu gesellen sich einzelne Strauchbirken und verkrüppelte Fichten. Die Flächen der Hochmoore sind entweder kahl, oder nur mit ganz vereinzelt verkrüppelten Kiefern bestanden.

Im allgemeinen sind die Hochmoore gefahrlos zu betreten, und nur an einzelnen Stellen versinkt der Fuß des Jägers tiefer im Moose. Besonders aber an ehemaligen, mit gelbem Moos bewachsenen Tümp-



peln und am Rande der kleinen, unergründlich tiefen Morastseen. Diese Moore haben das Bestreben, sich nach allen Seiten auszudehnen. Hat nun in einer benachbarten, niedrig gelegenen Kiefernheide ein Waldbrand gewüthet, so bildet sich Ortstein, eine undurchlässige, feuchte, mit Eisenteilen reichlich gemischte Sandschicht. Vom Rande des Moores aus siedeln sich Porst und verschiedene Morastmoose an, und das wie ein Schwamm mit Wasser vollgefogene Moor wächst allmählich in die Heide hinein, unterdrückt jeden besseren Baumwuchs und entwertet den Boden auf unabsehbare Zeit. Besitzt doch vorläufig die Forstwirtschaft keine genügenden Mittel, dieser Kalamität Herr zu werden, und eine Entwässerung solcher Ortsteinheiden ist kaum von irgendwelchem praktischen Nutzen, da man gezwungen ist, die Gräben sehr dicht zu ziehen, um den Ortstein der freien Luft auszusetzen und dadurch zum Zerfall zu bringen.

Da nun alljährlich riesige Waldbrände in Sibirien wüthen, wachsen die Moräste ins Ungeheure. Davon kann sich jeder überzeugen, der in solchen Revieren jagt, denn häufig findet man am Rande der Heidewälder riesige Flächen, die mit mehr oder minder starkem nassem Moospolster überdeckt sind und aus denen noch kahle, verdorrte, von Sonne und Wind gebleichte Stämme ragen: der letzte Überrest aller Urwaldherrlichkeit. Die hohen Heiden, meist sandige, mehr oder minder sterile Dünen, weisen noch die besten Kiefernbestände auf, doch verangert hier der Boden infolge der Waldbrände sehr schnell. Solche ausgebrannten, trodenen Heiden dehnen sich in manchen Gebieten über viele Quadratmeilen hin. Ihr Anblick ist wohl der trostloseste, den man sich denken kann: schwarze Asche auf dem weißen oder gelben Sande, verkohlte Baumstämme kreuz und quer, dazwischen die Gerippe einzelner stehengebliebener Stämme. Kein Singvogel, kein Käfer, kein Schmetterling, nur hin und wieder ein Specht, der an den dürren Wipfeln pickt und trommelt. Solche Brände werden gewöhnlich von den russischen Ansiedlern angelegt, denn das ungebildete Volk nimmt an, daß nach Vernichtung der Moosdecke die Preiselbeere üppiger wächst, und um dieser paar Beeren willen werden alljährlich Hunderte von Quadratmeilen Waldes vernichtet. Infolge der Brände wandert das Hochwild aus, und da die Wälder gewöhnlich im Mai und Juni



angezündet werden, also in einer Zeit, die in Sibirien nicht nur regenarm ist, sondern auch nur selten Tauniederschläge hat, greifen die Brände mit unheimlicher Schnelligkeit um sich. Ist nun noch genügende Bodenfeuchtigkeit vorhanden, so brennt nur die Moosschicht ab, und die Beeren wachsen im zweiten oder dritten Jahre nach dem Brande tatsächlich reichlicher als sonst. Fehlt aber diese Feuchtigkeitsreserve dem Boden, so brennen die Heiden bis auf den schieren Sand ab. Ungeheure Wipfelbrände kommen hinzu, und der Wald ist auf eine lange Reihe von Jahrzehnten ruiniert. Die dürren, ausgebrannten Heiden stehen nun eine Zeitlang kahl und traurig da, bis dann ein Wirbelwind die dürren Stämme umreißt und durcheinander wirft. Durch ein solches Chaos wild durcheinandergeworfener Stämme zu marschieren, ist eine der schwierigsten, langweiligsten und fruchtlosesten Aufgaben, denen sich der sibirische Jäger unterziehen kann. Nur der Bär sucht manchmal solche Windbrüche auf, um dann mitten in ihnen sein Winterlager in den trockenen Sandboden zu graben.

Diese Frühjahrs- und Hochsommerbrände vernichten alljährlich eine ungeheure Menge Wildes, da gerade zu dieser Zeit das Auer-, Birk- und Haselwild brütet oder junge, hilflose Brut hat. Auch der Waldhase, Marder, Zobel, Hermelin, Kalonökmarder, hilflose Elch- und Rentierkälber müssen verbrennen. Leider tut die Regierung bisher fast nichts, um diesem entsetzlichen Wüten gegen die natürlichen Reichtümer des Landes zu steuern. Ist man sich doch scheinbar im allgemeinen der furchtbaren Tragweite solcher Zustände nicht bewußt. In dünnen, regenarmen Sommern nehmen diese Waldbrände Dimensionen an, von denen sich der Westeuropäer schlechterdings keinen Begriff machen kann. So brannten vor einigen Jahren im Gouvernement Tomsk Gebiete von der Größe der Provinz Ostpreußen vollkommen aus. Dasselbe wiederholte sich in noch bedeutenderem Maßstabe im Jahre 1911 im Gouvernement Tobolsk. Von der Hafenstadt Tjumen bis Répalowo, also auf einer viertägigen Dampferfahrt, war, wie ich schon oben schrieb, unser Schiff beständig in Rauch gehüllt, und auch auf der Kondá konnten wir während dreitägigen Ruderns meist nicht einmal die Ufer sehen, so dicht war der Rauch. Hochmoore brannten lichterloh, und selbst tiefgelegene Laubwälder wurden ver-



sengt. Selbst an den Flußufern verbrannten Neze und Boote der Fischer. Die Leute meines Gefährten Fürst Dshafaridsje konnten in einer Sturmnacht nur im letzten Moment noch das nackte Leben retten; so schnell kam der Waldbrand über sie. Sie sprangen aus der schon lichterloh brennenden Hütte, liefen durch den dichten Rauch zum See, warfen sich in die Boote und fuhren auf die große Wasserfläche hinaus. Jeden Augenblick der Erstidungsgefahr ausgesetzt, ruderten sie stundenlang auf dem See umher, bis sie endlich an einem Wiesenufer landen konnten. Alle übrigen Boote und Neze des Fürsten verbrannten innerhalb weniger Minuten.

Wesentlich verschieden von den Kiefernheiden sind die dunklen Zirbel- und Fichtenwälder des sibirischen Flachlandes. Dieser herrlichste aller Wälder, der Schwarze Urmán, wächst meist auf feuchtem, dennoch aber nicht zu niedrig gelegenem Boden an den Ufern der Flüsse. Der Baumwuchs ist üppig, schlank und hoch. Das dicke Genadel und Geäst wölbt sich oben zusammen, daß kaum ein Stückchen Himmelsblau, kaum ein Sonnenstrahl hindurchleuchtet. Tiefe Dämmerung herrscht selbst am sonnenglastigsten Sommertage in diesem unermeßlichen Dom. Dichtes grünes Moos bedeckt den Boden, rot leuchten die Beeren der Ebereschen aus der Dämmerung, rote Kiefernstämme wechseln mit den rostbraunen, kerzengeraden Zirbelstämmen, dazwischen dunkle Edeltannen und Fichten, vereinzelt grün-graue Espenstämme und schloßweiße Birken. In den Lichtungen kleine schilfbewachsene Sümpfe mit üppigem, fast tropischem Pflanzenwuchs, Weidengebüsch, Erlen und Linden, oder undurchdringlichem Gestrüpp wilder Rosen, schwarzer Johannisbeeren und Himbeeren. An den dunklen Stämmen zittern und spielen die Sonnenstrahlen, der muntere rotschwänzige Unglückshäher huscht über die moosbewachsenen, vom Sturme gefällten alten Waldbriesen, Meisen schwirren in den Zweigen der kleinen Fichten und Tannen, und der Steinadler blockt auf den Wipfeln.

Dies ist die Heimat des großen schwarzbraunen Bären und des Elches zur Herbst- und Winterszeit. Hier jagt der Luchs den Schneehasen, der Zobel das Eichhorn und der Marder den Burunduf.

Auch die Zirbelwälder bieten einem großen Teile der Bevölkerung



lohnenden Erwerb, denn die Nüsse der Zirbelzapfen sind allgemein geschätzt und bilden einen vielgesuchten Handelsartikel. Leider wird auch hierbei viel Unfug verübt, denn es kommt dem russischen Ansiedler durchaus nicht darauf an, den einen oder anderen Waldbriesen zu fällen und ungenutzt am Boden verfaulen zu lassen, um die Zirbelnüsse an seiner Spitze zu erlangen. Auch zünden die zugewanderten Russen vielerorts mit Fleiß den Schwarzen Urmán an, um, da nun einmal der Wald verbrannt ist, von der Regierung Ackerbauparzellen zugewiesen zu bekommen. Steht doch der Zirbelwald gewöhnlich auf fruchtbarem, torfig-lehmigem Boden oder sogar auf schwarzer Erde.

So wird mit den Naturreichtümern in Rußland schon seit Jahrzehnten umgegangen. Die Gutsbesitzer verschachern ihre Wälder an die Holzjuden, um sich in Paris oder Petersburg amüsieren zu können. Ihre Beamten bereichern sich am Walde, und der Bauer sengt. Schon ist die Zeit nicht mehr fern, da Rußland nicht einmal den eigenen Bedarf an Holz decken kann, geschweige denn exportieren wird, und auch in Sibirien werden mit der Zeit die Wälder zusammenschrumpfen, wenn nicht die Waldschutzbestimmungen seitens der Regierung schärfer zur Durchführung gebracht werden. In Kulturländern, wie in Polen und den Baltischen Provinzen, entstehen den Gutsbesitzern, deren Waldwirtschaft sich zum Teil durchaus mit der deutschen vergleichen läßt, durch die „Kontrolle“ der Regierungsbeamten die unglaublichsten Schwierigkeiten und Scherereien, während im Innern des Reiches jegliche Art Waldfrevel ungestraft durchgeht. So wurden im Jahre 1911 große Waldstrecken am Turták absichtlich von den Ansiedlern niedergebrannt. Die Ansiedlungskommission konnte aber trotz mehrmonatiger Arbeit am Oberlaufe dieses Flusses „keinen guten Waldbestand entdecken“, und so haben es die landlosen Zuwanderer durchgesetzt, daß der herrlichste Wald Westsibiriens, soweit er nicht dem Feuer zum Opfer gefallen ist, innerhalb kurzer Zeit niedergehauen wird, um Ackerflächen Platz zu machen; und dabei bietet das Gouvernement große Distrikte, deren Boden mindestens ebenso gut ist wie der der Turtákswälder, um deren Waldbestände es aber nicht im entferntesten so schade gewesen wäre! Die Beamten konnten „keinen Wald finden“, obwohl noch im Jahre vorher der Gouvernementsregierung seitens



einer Holzexportfirma geradezu horrende Summen für die Erlaubnis zur Ausbeutung dieser Gegend geboten worden waren. Der gewissenhafte Gouverneur, der von der Sache erfuhr, konnte trotz seines großen Einflusses und seiner Machtstellung gegen die von ihm gänzlich unabhängige Ansiedlungskommission und ihre Mißwirtschaft nicht aufkommen.

So und ähnlich sind aber die Zustände überall, wohin man auch kommt. Es ist eben die „russische Seele“, die weder für Lohn noch für



Übermann von Mütterchen Wódta.

gute Worte arbeiten will, trotzdem aber landhungrig ist. Jeder will Land haben, und die Linke der Volksvertretung macht wider besseres Wissen Propaganda dafür. Ebenso die liberale und demokratische Presse, die längst, ebenso fast wie bei uns, übermütig ihr Haupt erhebt und absichtlich, um destruktiv zu wirken, jede Tatsache entstellt und die Massen gegen die bestehende Ordnung aufzuwiegeln sucht. Oder sollte es wirklich Unverstand sein, der in der Aufteilung des letzten Kulturlandes, des letzten guten Waldbodens das Mittel zur Lösung der Agrarfrage sieht, und der jeden wirklichen Eigenbesitz und die Selbständigkeit des Bauern und Grundbesizers perhorresziert, der auf der versumpften, elenden Gemeindebesitzverfassung beharren will, nur damit

es der eine nicht besser habe als der andere, damit sich niemand zurückgesetzt fühle? — Wohl kaum. Ich habe schon wiederholt in meinen Schriften dargelegt, daß ein zufriedener, wohlhabender Bauer diesen Leuten ein Dorn im Auge wäre. Würde ja doch durch Wohlhabenheit und Zufriedenheit des einzelnen, durch Individualisierung des Besitzes jenen Wühlern und Hezern jeder Boden für ihre Propaganda entzogen werden. Sie mögen auch befürchten, daß, wenn Bauernland käuflich und verkäuflich ist, der Tüchtige emporkommen und den Untüchtigen zum Knecht machen würde. Kurz, Unverstand ist's nicht, höchstens bei den in Rußland so massenhaft herumlaufenden politischen Schwärmern. Wohl aber Berechnung. Wenn aber die Herren Volksbeglücker am Ruder sein werden, so wird diese sentimentale Duselei und „Nächstenliebe“ in Bausch und Bogen über Bord geworfen werden, und der Dumme wird noch mehr unter der Faust seiner ehemals so „demokratischen“ Bedrücker zu seufzen haben. An und für sich ist dem Russen bei aller Sentimentalität nichts fremder als Altruismus; wenn er auch gastfreundlich, gefällig und liebenswürdig ist, wird er doch ohne Ausnahme stets an seinen Vorteil und eigenen Verdienst denken. Wie wenig Altruist aber gerade der Sibirier ist, beweist die rücksichtslose Konkurrenz bei Handel und Fischerei, das rücksichtslose In-den-Boden-Stampfen schwächerer Elemente, und schon allein der Umstand, daß selbst die Berufsjäger, die vielleicht noch den besten Kern der Bevölkerung darstellen, sehr wenig Mitgefühl für ihresgleichen haben. Wem würde es wohl einfallen, im Urmán auch nur einen Schritt zu tun, um einen Verlorengegangenen zu suchen? Wo suchen? Wie? Die Wälder sind groß. Hilfe wäre ja doch nicht zu bringen. Und damit beruhigt sich das sonst so sentimentale, zu Mildtätigkeit Bettlern und Verbrechern gegenüber stets geneigte Gemüt.

Und auch in jenen stillen Einöden und Wäldern blühen Klatsch und Verleumdung, Undankbarkeit und Bosheit, und herrscht die Geldgier.

Doch zurück zu unserem Walde. Der Laubwald oder „Wetße Urmán“ besteht hauptsächlich aus Birken, Espen, Weiden, Ebereschen und Erlen. Außerdem kommen, besonders im Süden des Gouverne-



ments, strauch- und buschartige Linden vor. Die Birke erreicht ihre mittelrussische und baltische Schwester an Größe und Schönheit nicht im entferntesten und gleicht höchstens der minderwertigen mitteleuropäischen, während die Espe ganz ungeheure Größenverhältnisse aufweist. Da gibt es ganze Bestände, deren kerngesunde, fast astlose Stämme einen solchen Umfang haben, daß große Boote aus einem einzigen Baum angefertigt werden können, indem man den Stamm einfach behaut und aushöhlt. Die sibirischen Ebereschen weisen verhältnismäßig starke Stämme auf und Beeren, deren Größe die europäischen Vogelbeeren weit übertreffen. Der Faulbaum trägt überall reiche Früchte, und auch andere Sträucher tragen schmackhafte, meist säuerliche Beeren. Große Strecken an den Urwaldflüssen sind mit schwarzen Johannisbeeren bestanden, die eine Fruchtfülle aufweisen, die selbst im gepflegtesten Garten unerhört wäre. Hier im Weißen und Schwarzen Urmán lebt das Haselhuhn noch in ziemlicher Menge, wenngleich auch dieses Wild durch ständige Verfolgungen stark im Rückgange begriffen ist.

Das Entrinden der Lindensträucher bildet gleichfalls einen Erwerbszweig. Lindenbast kommt in ungeheuren Massen auf die Märkte der Städte, um hier zu den sogenannten „Ragósch“, aus Bast geflochtenen Decken, verarbeitet zu werden.

Fast ganz Mittelsibirien — vom Ural bis zum Stillen Ozean — weist noch unermeßliche Urwälder auf. Im Westen herrscht der Nadelwald, im Osten das Laubholz vor. Die Lärche ist in verschiedenen Abarten über ganz Sibirien verbreitet, ebenso die sibirische Edeltanne und die sibirische, sich von der unseren nur wenig unterscheidende Fichte. Auch findet man die Zirbelkiefer überall. Im Osten kommen verschiedene Laubhölzer hinzu: Eichen, Ahorn und andere Nuthölzer, an denen besonders das Amurgebiet, die Küstenprovinz, das Ussurgebiet und Transbaikalien reich sind.

So wenig im allgemeinen die Hochmoore für den Jäger gefährlich sind, so muß man sich beim Betreten niedrig gelegener, meist von kleinen Flußläufen durchzogener schwankender Grasmoore in acht nehmen. Ebenso ist Vorsicht auf den sogenannten Übergangsmooren manchmal angezeigt. Übergangsmoore nennt man solche Moräste, die,

ehemals Grasmoores, allmählich den Charakter der Hochmoore annehmen. Die Grasmoores sind, soweit sie nicht einen wiesenartigen Charakter tragen, meist mit Weiden- und Birkengestrüpp bewachsen und bilden den Lieblingsaufenthalt von allerhand Flugwild, besonders aber von Birkhühnern, während sich die Schneehühner gewöhnlich auf den Hochmooren aufhalten; Doppelschnepfen, Bekassinen und andere Schnepfenarten aber ziehen die wiesenartigen oder nur schütter bestandenen Grasmoores vor.

---



## Jäger und Trapper in Sibirien. Pelzhandel.

Längs der sibirischen Urwaldflüsse, in Entfernungen von ungefähr zehn bis zwanzig Kilometern, sind von den Berufsjägern kleine Blockhütten errichtet, um das Vordringen in die Urwälder zu erleichtern und den Leuten die Existenz während der rauhen Jahreszeit in diesen abgelegenen Gebieten zu ermöglichen. So stehen beispielsweise am Laufe des Turták einige zwanzig Hütten, so daß die Jäger die Möglichkeit haben, noch etwa vierhundert Werst von der Mündung des Flusses in den Irtyšch Unterkunft zu finden.

Auch an den Nebenflüssen stehen solche Hütten, so daß in einem besonders guten Hochwildrevier oder einer Waldpartie, die sich durch Reichthum an Zobeln und anderen Pelztieren oder Haselhühnern auszeichnet, innerhalb kurzer Zeit ein weit verzweigtes Netz primitiver Verkehrswege und Stationen entsteht. Infolge dieser Bequemlichkeiten ist nun auch der Andrang der Jäger außerordentlich groß und geht der Wildbestand dementsprechend schnell zurück. Für den Herrenjäger, der auf gute Jagdresultate hofft, möge von vornherein die Regel gelten, daß dort, wo viele Hütten stehen und die Verkehrsverhältnisse einigermaßen geregelt sind, wenig Aussicht auf Erfolg winkt, es sei denn, daß diese Hütten erst kurze Zeit existieren. Reviere, wie zum Beispiele die Wälder an der oberen Kondá, auch an der Sošwá, Kumá und am Laud, die solche Bequemlichkeiten nicht aufweisen und dazu noch sehr weit von den Verkehrswegen der großen Flüsse abgelegen sind, bergen noch die besten Hochwildstände. Ist es doch nicht jedermanns Sache, nach zwei- bis dreiwöchiger Bootfahrt, wobei aller Proviant mitgeschleppt werden muß, einen Monat lang unter freiem Himmel leben zu müssen oder höchstens eine leichte Zeltbahn als Schutz gegen Wind und Wetter und gegen die fürchterlichen sibirischen Regengüsse zu haben.

Diese Jäger- und Fischerhütten sind fast alle nach demselben Schema gebaut, unterscheiden sich höchstens durch ihre Größe oder dadurch, daß manchmal statt des aus rohem Lehmputz gemauerten kaminartigen Ofens (Tschuwál) ein kleiner eiserner oder Blechofen steht. Gewöhnlich sind die Fischerhütten an den größeren Flüssen geräumiger als die Jagdhütten der Hinterwäldler, die meist höchstens drei bis dreieinhalb Meter im Geviert haben und dabei recht niedrig sind, auch nur in Ausnahmefällen ein kleines verglastes Fenster aufweisen. Die Tür ist stets niedrig, um der Kälte möglichst wenig Zutritt zu gewähren, so daß ein Erwachsener nur gebückt in das Innere der Hütte gelangen kann. An der Feuerung befinden sich feingespaltene Späne, die zum Anmachen des Feuers dienen, auch einige harzige Knüttel und ein kleiner Haufen Brennholz. Dieser Heizvorrat bildet den eisernen Bestand jeder Hütte, und es gilt unter den Hinterwäldlern für eine große Gemeinheit, dieses Holz aufzubrauchen, ohne es vor dem Abmarsch durch neues zu ersetzen. Kann es doch vorkommen, daß ein verirrter müder Jäger bei großer Kälte in einer solchen Hütte Schutz sucht und ohne dieses Feuerungsmaterial dem Tode durch Erfrieren, wenigstens aber großen Unbequemlichkeiten ausgesetzt ist. Auch befindet sich auf einem Wandbrett gewöhnlich etwas Zwiebad in solchen Hütten, sowie ein Säckchen mit Salz, Feuerstein und Zunder und in manchen Gegenden wohl auch Streichhölzer, eine kleine Lampe und etwas Petroleum.

Der Urwald hat ungeschriebene Gesetze, die aber von den Hinterwäldlern und Fischern peinlich befolgt werden. Hilft sich doch dieses rohe, aber aufrechte Volk gewöhnlich sehr nachdrücklich durch Selbstjustiz, und es sind mir einige Fälle bekannt, daß Leute, welche das Brennholz völlig aufgebraucht hatten und, ohne es durch neues zu ersetzen, fortgezogen waren, oder den in der Hütte vorgefundenen Brotvorrat völlig aufgebraucht hatten, ohne ihrerseits für Ergänzung zu sorgen oder eine Nachricht zu hinterlassen, fürchterliche Schläge von den Hüttenbesitzern erhielten oder im Winter, wenn die meisten Pelzjäger am Abend in ihren Hütten leben, einfach ausgesperrt wurden und draußen erfrieren mußten. Nichts gilt in Sibirien für so ehrlos wie Diebstahl, besonders aber Hüttendiebstahl. Wenigstens soweit es sich



um alteingesessene Ansiedler oder Eingeborene handelt. Der Frischzugewanderte oder der auf freiem Fuße lebende Verbannte, der sich diesen Regeln nicht fügen will und die unleidliche Angewohnheit des Stehlens von seiner europäischen Heimat mit über den Ural gebracht hat, wird sehr bald belehrt und läßt gewöhnlich sein schändliches Handwerk schon nach ganz kurzer Zeit.

Der Pelzjäger hat in seiner Hütte nicht nur seinen sämtlichen Mund- und Munitionsvorrat, sondern auch die erbeuteten Felle und wohl auch in einem kleinen Verschlage nebenan Fleisch- und Wildvorräte liegen. Es wird ihm im Vertrauen auf die Ehrlichkeit der eingeborenen Bevölkerung niemals einfallen, seinen Speicher oder seine Hütte im Urwalde zu verschließen. Ein Diebstahl bleibt aber niemals unentdeckt, denn ein Jäger weiß vom andern in dieser menschenleeren Gegend, und die fährtenkundigen Hinterwäldler stellen sehr bald und mit verblüffender Sicherheit an den Fußspuren die Personalien des Übeltäters fest.

Ein Teil der Jäger bezieht schon im Sommer die Hütten auf längere oder kürzere Zeit, um während der Müdenzeit auf das sich im Wasser suhlende Hochwild zu lauern, während das Gros erst im Oktober in die Urwälder zieht, um in der Umgegend ihrer Hütten auf Zobel, Otter, Marder und Eichhörnchen sowie auf Haselhühner zu jagen oder Fallen zu stellen. Kurz vor Weihnachten verlassen die Leute ihre Jagdgebiete, um ihre Ausbeute nach Hause zu bringen und dort an die Aufkäufer zu verkaufen. Im Spätwinter bewohnen nur wenige Jäger die Hütten, und höchstens übernachten zufällig einmal ein paar Bärenjäger in ihnen. Erst wenn im März der tiefe Schnee sich mit einer Kruste bedeckt, die dem Hochwilde die Flucht erschwert, ziehen wieder vereinzelte Leute in die Taigá, um auf Elche oder Rentiere Jagd zu machen, indem sie das arme Wild, auf Schneeschuhen laufend und mit Hilfe ihrer schnellen Hunde, zu Tode hegen.

So ist die Jagd bis vor wenigen Jahren am Turták betrieben worden. Das Wild wurde erbarmungslos ausgerottet. Nun stehen die meisten Hütten leer, denn die Raubjäger haben andere Gebiete aufgesucht, und die dort seit mehr als einem Menschenalter jagenden Eingeborenen, der alte Ostjake Nikita und der Tunguse Hort sind ge-

zwungen worden, in Ermangelung von Wild die Jagd einzustellen und, um nicht zu verhungern, Fischerei zu betreiben. Im Norden sind die Verhältnisse noch wesentlich besser, da die Menschheit dort noch dünner gesät ist und auch die Eingeborenen gegen die eingewanderten Russen sehr mißtrauisch sind und ihnen das Jagen nach Möglichkeit erschweren. Doch gibt es auch unter den Eingeborenen ganze Stämme, die sich mit Raubjagd schlimmster Art beschäftigen. Hat doch die russische Regierung leider fast im ganzen Norden Rußlands und auch in Sibirien die veralteten Militärgewehre, System Verdán, für billiges Geld an Ansiedler und Eingeborene verkauft, und diese richteten nun mit den weittragenden Büchsen entsetzliche Verheerungen unter dem Wilde an. So zeichneten sich besonders die Ostjaken von Narým durch gewissenlose Wildschlächtereien aus. Sie zogen mit Rind und Regel, begleitet von ihren vorzüglichen Hunden, in ganz Westsibirien umher. Wenn sie sich in einer Gegend niedergelassen hatten, so dauerte es meist nur ganz kurze Zeit, bis der letzte Elch oder das letzte Rentier abgeschossen war. Ihnen ist auch die Dezimierung der Elche am Turtaş und der Demjánka zuzuschreiben. Als sie endlich am Landisch und Laud ihre Schlächtereien fortsetzten, mußte auf Bitten der eingeborenen Jäger eine förmliche Polizeiexpedition unternommen werden, um sie zu verjagen. Nur dem energischen Eingreifen des damaligen Polizeichefs von Tobolsk, Petuchów, ist es zu verdanken, daß die Elchstände des Nordwestens gerettet wurden. Ebenso hat der Gouverneur, Herr von Hagemann, im Kreise Turinsk die Jagd streng verboten, um den letzten Rest von Hochwild zu erhalten. Inwieweit diese Maßnahme künftighin von Nutzen sein wird, hängt ganz vom Verhalten und dem Verständnis seiner Nachfolger ab. Auch hat die Polizei auf Betreiben Baron Budbergs und des Fürsten Dshafaridse das Ausstellen von Fanggruben und Mordfallen auf Hochwild verboten, doch ist bei den großen Entfernungen und dem Mangel an Polizeiorganen ein wirklicher Schutz vorderhand nicht durchzuführen. Das neue sibirische Jagdgesetz dürfte, selbst wenn es eingeführt wird, vorläufig nur von rein akademischem Werte sein; fehlt ja doch dem Gros der Bevölkerung jedes Verständnis für eine Regelung des Jagdbetriebes.

Den Verkehr im Sommer vermitteln leichte Boote von Hütte zu



Hütte, im Winter aber fahren die Jäger auf leichten Schlitten, die aber nur in Ausnahmefällen von Pferden gezogen werden, gewöhnlich von Hunden. Auch spannt sich der Jäger, selbst auf Schneeschuhen stehend, ein paar Hunde vor, indem er ihnen ein aus Riemen angefertigtes Geschirr anlegt. Von diesem aus laufen Leinen, die hinten am Gürtel des Jägers befestigt sind, so daß der Zugstrick zwischen den Beinen des Mannes durchläuft. Würde der Jäger die Zugleine vorn



. . . Den Verkehr im Sommer vermitteln leichte Boote . . .

am Gürtel befestigen, so verlöre er unweigerlich das Gleichgewicht. Von seinen Hunden gezogen, gleitet er mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf den fest eingefahrenen Schneeschuhbahnen dahin. Rechts und links ist der Weg mit Beil und Messer astfrei gemacht, und breite Schnittmale an den Baumstämmen bezeichnen die Bahn.

So spielt sich das Leben der Hüttenjäger in Sibirien ab. Ganz ähnlich wie im wilden Westen Amerikas und in Kanada nimmt das Wild ab, verschwinden die Jäger, ihnen folgen die Fischer und diesen wieder nach Erschöpfung des Fischreichtums die ackerbauenden Ansiedler, die nun ihrerseits die Wälder vernichten und sich schlecht und

recht von den Erträgnissen eines mehr oder minder primitiven Getreidebaues ernähren müssen.

Es ist das Land der Gegensätze, das Reich des „Weißen Zaren“; Reichtum steht neben bitterster Armut, skrupelloses Streben neben unglaublichster Indolenz. Ja, man kann behaupten: es gibt kein Land der Erde, in dem das Beste und zugleich das Schlechteste so nahe beieinander ist wie im „Heiligen Reiche“. Es ist das Mindestmaß, das dem weiten Reiche fehlt. Am deutlichsten zeigt sich dieser Mangel in sozialer Beziehung: es fehlt der Mittelstand, der solide, gut situierte Bürgerstand. Neben dem „Tschinównik“, dem Beamten, sei es nun, daß dieser in Gestalt des allmächtigen Gendarmen, sei es, daß er als Verwaltungsbeamter, Offizier oder Richter erscheint, der Aristokratie und Plutokratie gibt es nur den — meist sehr armen — Bauernstand, den „Schwarzarbeiter“, d. h. Fabrikarbeiter und Proletarier, und die — meist auf sehr niedrigem Bildungsniveau stehende — Geistlichkeit. Daß dieser Zustand die schwersten Gegensätze zeitigt, daß die „Macht der Gegensätze“ Rußland trotz seiner Regierungsform zu einem durch und durch demokratischen Lande macht, liegt auf der Hand. Dazu kommt der Rassenhaß, die Eiferjüchtelei der vielen verschiedenen Nationen und Religionen des weiten Reiches gegeneinander.

Ehe wir uns mit den Wirkungen befassen, wollen wir noch in Kürze die Ursachen beleuchten. Zunächst das Grundübel: die bäuerliche Armut. Es würde zu weit führen, wenn wir näher auf die Ursachen der Armut des russischen „Muschik“ eingehen würden, es mag hier genügen, wenn ich als Hauptursache die ungeheure Unbildung, das Zentralisationsystem der bäuerlichen „Seelenland“- und „Streifenland“-Wirtschaften, den Schematismus und — nicht zuletzt — die im Volkscharakter begründete Trägheit und Indolenz sowie das Mißtrauen gegenüber allen kulturellen Neuerungen bezeichne. Die Ursachen der Trägheit sind zum großen Teile in den Wirkungen der Religion zu suchen, der Religion, die dem gläubigen Russen eine Unmenge von Feiertagen aufbürdet. Natürlich muß eine solche Menge arbeitsloser Tage im Jahre auf den Wohlstand der Bevölkerung ungemein nachteilig wirken. Die Indolenz resultiert aus dem Volkscharakter. Nicht nur Veranlagung zeitigte diese Eigenschaft: die historische Entwicklung,



jahrhundertlanges Tatarenjoch bedingte sie. Trägheit bedingt Armut; Armut macht Diebe, schafft Proletarier. Proletariertum kennt keinen Rechtsbegriff. Mangel an Rechtsbewußtsein, Mangel an Logik sind neben Trägheit und Indolenz die Haupteigenschaften des russischen Bauern.

Ein großer Staatsmann — ich glaube, Bismarck war es — nannte die slawischen Völker „weibliche Nationen“. Ich kenne keine bessere Bezeichnung für den Charakter dieser Völker, denen Logik so gänzlich fremd ist.

Dieser Mangel an Logik, dies Fehlen des einfachen rechtlichen Folgerungsvermögens, bedingt im Vereine mit der bäuerlichen Armut und zusammen mit der in rein sozialen Ursachen zu suchenden Demokratisierung des Volkes auch die traurige Lage und den rapiden Niedergang in jagdlicher Beziehung.

Hier sind wir bei unserem eigentlichen Thema angelangt. Die Natur hat Rußland mit den herrlichsten Wäldern, mit den reichsten Wildständen gesegnet. Das „Sorgen für heute“, das „Nichtorgen für morgen“ ließ die Wälder vernichten. Mit Beil und Säge und Feuer. Um des „augenblicklichen Vorteils“ willen. Klimatische Änderungen, ja — Versandungen und ein ungeheurer Rückgang des Volksvermögens sind die unmittelbaren und mittelbaren Folgen solcher Raubwirtschaft. Das Schicksal der Wälder ist das Los des Wildes.

Es existiert ein Jagdgesetz für Rußland. Dieses Gesetz, das theoretisch große Vorzüge hat, normiert die Zeiten des Abschusses, setzt vernünftige Schonzeiten fest. Theoretisch. Denn — das Gesetz gilt für Nord und Süd in gleicher Art, setzt dieselben Schonzeiten für die nördlichen wie für die südlichen Gouvernements fest. Der Nonsens liegt auf der Hand. Das Gouvernement Archangelsk und das asiatische Rußland erfreuen sich aber vorläufig überhaupt keiner Jagdgesetze. Dort erlegt mit Jug und Recht der Bauer die Elchkuh im Frühjahr, dort mordet der Ansiedler das Reh (am Amúr) in Massen zu jeder Zeit, dort blüht die Schlingenstellerei ungehindert und — geschäftsmäßig.

Wie steht es nun mit dem übrigen Rußland? Das Schlingenstellen ist laut Jagdgesetz streng untersagt. Theoretisch. Tatsache ist aber, daß das aus Rußland auf die „europäischen“ Märkte gebrachte Flugwild

fast ausschließlich in der Schlinge erdroffelt ist. Dasselbe gilt von dem in den großen Städten des Reiches selbst feilgebotenen Auer-, Birk- und Haselwilde. In den Gouvernements Olónez, Petersburg, Nówgorod und Psków, die ich zum großen Teile bejagt habe, fand ich die Schlingenstellerei in höchster Blüte. In erstgenanntem Gouvernement, Kreis Powenéz, erreicht ein Schlingensteller im Laufe eines „guten“ Herbstes die Beute von 200 bis 300 Paar Flugwild. Nach Versicherung der Eingeborenen hat das Wild aber in den letzten zehn Jahren sehr abgenommen. Früher erbeutete man das Doppelte. . . . Häufig verläßt der „Trapper“ die Gegend, ohne auch nur daran zu denken, die — oft abgelegenen — Sprengel einzusammeln. Das Wild verfaut dann einfach oder fällt dem Fuchs, dem Bielfraß, dem Marder zur Beute. . . .

Baron Budberg schreibt aus Tobólst, daß dort nicht nur das Federwild, sondern auch Elche in allerhand Fallen gefangen werden. Oft bleiben solche, meist aus einem Gerüst nebst Abzugsfaden und senkrecht hängender Eisenspitze bestehenden Mordfallen einfach stehen und bilden so eine Gefahr für Tiere und Menschen, die ahnungslos auf den Wildpfaden gehen.

Den Elch und das Rentier jagt der russische Bauer hauptsächlich im März, bei Krustenschnee, wenn die Tiere hochbeschlagen sind. Dann fallen oft viele, viele Stüde mit wundgeschundenen Läufen dem Nasjäger zur Beute. Ich will nur auf mein Buch: „Das Elchwild“ verweisen sowie auf die Aufsätze Baron Budbergs in den „Baltischen Weidmannsblättern“. Im Kreise Powenéz des Olónezschen Gouvernements gab es vor wenigen Jahren noch am Dnégá und am Ségosero viele Rentiere. Heute sind sie, bis auf wenige Reste im Nordwesten, völlig ausgerottet. Ebenso schlimm, ja fast schlimmer noch, steht es mit dem Elch, mit dem Utaihirsch, mit dem sibirischen Reh. Sinnlos wird auch der Bär ausgerottet. Tausende und Aber-tausende von Doppelschnepfen werden auf der Balz niedergeknallt, die Waldschnepfe wird auf dem Zuge — im Süden wie im Norden — geradezu vernichtet, die Schwäne werden auf Nówaja Semljá zu Tausenden jährlich — um der Federn willen — erschossen und erschlagen. In den Flüssen und Seen herrscht wüste Raubfischerei,



Lachse, Maränen, Forellen und Krebse werden kritiklos ausgerottet. Der Bauer fischt und jagt zu jeder Jahreszeit, schießt im Frühjahr den Hasen wie den Elch, das Reh wie die Auerhenne. Ja, ich habe es erlebt, daß „Herrenjäger“ mit Braden im April auf Hasen jagten. Der Bauer, nun — „er ist hungrig“. Hungrig, weil er sein Feld nicht bestellte, weil er feierte, wenn andere säten, weil er soff, wenn andere ernteten. Hungrig, weil er elende Dreifelderwirtschaft mit elendem Ackergerät betreibt, arm, weil er zu träge ist, dem Vieh das Futter einzuernten. Den Elch im März totzuschinden, die Auerhahnbalzen im April zu beunruhigen und mit seinem schlechten Gewehre die Hähne krank zu schießen, dazu hat er Zeit. Er hat auch Zeit, die Gelege der Wildenten, der Birk- und Auerhühner zu plündern; er hat auch Zeit, zur Erntezeit Schlingen zu stellen. . . .

Und das Gesetz? Es ist Papier, es bleibt Papier. Tote Paragraphen. Der Richter straft nicht, weil „der Bauer hungrig ist“, aus falschem Mitleid, aus echt slawischer Sentimentalität. Der Polizist schreitet nicht ein, „weil er keinen Befehl dazu hat“, oder weil er sich fürchtet. Oder aber: der Beamte erhält seinen Anteil an der Beute. Wild und Wald sind Gemeingut in den Augen des Bauern. Ihm ist der „Gemeinbegriff“ durch sein Gemeindeland, sein Agrarsystem, in Fleisch und Blut übergegangen. „Wild und Holz gehören allen.“ Das Jagdgesetz empfindet der gemeine Mann als Schikane, als „westeuropäische Spitzfindigkeit“, gemünzt gegen den armen Bauern.

Und der Rest? Das Fazit aus allem diesem? Ein ewig neuer Bankerott auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrt, ein ewig neuer Verlust an Nationalvermögen. Ein ewig neues Fiasko „slawischer Kultur“. Und zum Schlusse — der Hunger.

**M**ein Freund und treuer Jagdgefährte, Fürst Alexander Dshafaridsje, erzählte mir bei unserem letzten Zusammensein im vergangenen Herbst viel von sibirischen Pelzjägern und ihrem Wilde. Unter anderem sprach er die Vermutung aus, die Trapper- und Eichhörnchenjäger hätten keine allzulange Existenzfrist mehr, da sie durch unverantwortliche Raubwirtschaft sich selbst ruinierten. Ich war noch

immer der Überzeugung, die fernsten der ungeheuren Wälder Sibiriens seien in absehbarer Zeit nicht auszuplündern, und war nun nicht wenig erstaunt, von meinem Begleiter — einem der besten Kenner sibirischer Verhältnisse — das gerade Gegenteil zu hören.

Der Fürst erzählte mir, er jage seit fünfundzwanzig Jahren am Turtáß und den benachbarten Flüssen. Dieses aus Zirbel-, Tannen- und Fichtenwäldern bestehende, riesengroße Wildnisgebiet birgt den berühmten Schwarzzobel, dessen Wert den des Braunzobels weit übersteigt. Dshafaridsse berichtete, vor zwanzig Jahren sei der Zobel am Turtáß so häufig gewesen, daß ein einziger Mann bequem im Laufe eines Jahres fünfzehn und mehr Exemplare fangen oder schießen konnte. Ebenso sei damals eine Strecke von fünfzehn bis zwanzig Edelmardern nichts Außergewöhnliches gewesen. Wenn aber heutzutage ein Trapper am Turtáß im Laufe eines Jahres einen Zobel und zwei oder drei Marder erbeutet, so ist er schon sehr zufrieden! Die benachbarten Wälder am Laufe der Demjánka brannten vor zehn Jahren vollständig nieder. Der ehemals dort häufige Zobel ist heute fast ganz verschwunden. Vor fünfzehn oder zwanzig Jahren barg das ganze Gouvernement Tobólsk noch massenhaft Zobel. Heutzutage finden sich in Westsibirien bessere Stände nur noch an der oberen Kondá und Kumá, am Lándisch und am Laud. Ferner besitzt der Norden noch leidlich gute Zobelreviere — so unter anderen an der Soßwá, am Nasým, Marým, an der Jákonda und am Wach. Aber auch diese Stände nehmen stark ab, da die Ostjaken und die eingewanderten russischen Ansiedler ihnen beständig nachstellen. Hier im Norden herrscht die Heide vor. Der Zobel der Heidewälder ist aber — weil bräunlich und bei weitem geringer als der Armán- oder Schwarzzobel — viel niedriger im Preise. Je näher aber zum Urál, desto häufiger ist der „Kitás“ — ein Bastard zwischen Marder und Zobel — zu finden. Auch sein Wert reicht an den Zobel des Armán, des schwarzen Zirbelwaldes, nicht heran. Auch im Osten nimmt der Zobel schnell ab.

Der Zobelfang wird meist mit Sehne und Bogen, einer Art Falle, betrieben. Durch Abziehen des Köders schnellst der Bogen gerade und quetscht dadurch den Zobel zwischen zwei Hölzer. Im Eisen werden nur wenige Marder und Zobel gefangen, dagegen aber von „Laiti“,



den sibirischen Verbellerhunden, aufgestöbert, zu Baum gejagt und sodann vom Pelzjäger durch einen Schrottschuß erlegt. Auch gibt es Hunde, die im Zobelfang eine so große Geschicklichkeit haben, daß sie fast jeden Zobel fangen und würgen, ehe er sich auf einen Baum retten kann. Solche Hunde sind hoch im Preise — sie kosten unter Umständen Tausende von Rubeln. Der Preis steigt beständig, da solche „Laiti“ immer seltener werden. Je mehr der Zobel abnimmt, desto weniger Jäger stellen ihm nach, und desto weniger werden geeignete



Schlenderer Elch; von Laita verbellt.

Hunde gezüchtet. Auch kastrieren die Eingeborenen ihre besten Hunde gern, damit sie nicht herumstreunen. —

Mehr und mehr nimmt der Zobel durch Nachstellungen ab, immer schwächer in Zahl und Güte wird die Zufuhr von Bälgen aus Sibirien, immer flauer der Handel auf den großen Messen in Irbit und Nischny-Nówgorod.

Und nicht nur Flinte, Hund und Falle rotten das teure Pelztier aus, auch das Feuer, die entsetzlichste Plage der russischen und sibirischen Wälder. So brannten im Sommer 1911, wie ich schon beschrieb,

fast alle Wälder an der Kumá, am Irtyš, am Turták, der Ar-lymka, Kondá und Kátima ab und bilden nun für Jahrzehnte keine Wildheimat mehr.

Welchen Reichtum an Pelztieren aller Art mag die sibirische Taigá wohl in alter Zeit geborgen haben? Allein die Gräber wohlhabender Ostjaken legen bereytes Zeugnis ab. Denn dem Toten ward mitgegeben, was ihm im Leben das Teuerste war: Waffen, Münzen, Gefáße und Pelzwerk vom Zobel, Blau- und Silberfuchs, Otter und Braunfuchs, Marder und Hermelin. Und heute? Heute sind Rentierdecken der Erfaß. . . .

Einsichtsvolle Jäger wandten sich schon zu wiederholten Malen an die Regierung und baten um Einführung eines Jagdgesetzes für Sibirien. Umsonst. Die hohen Herren in Petersburg hatten andere Sorgen. Dem Russen mangelt eben jedes Verständnis für Hege, für Naturschutz. Denn er denkt, sein Land sei reich, er hält es für unerschöpflich. Die Religion pflanzte den blinden anthropozentrischen Größenwahn in sein Gehirn, jenes rohe Herrengefühl, das ihn glauben macht, alles sei nur für ihn da, damit er es vertilge, er glaubt sich berechtigt, die ganze Natur zu schänden, umzumodeln nach seinem Geschmaç, auszubeuten als Gemeingut aller. Wie lange noch — und italienische Zustände sind nicht mehr fern. Erst das Pelztier, dann das Rußwild. Und endlich der letzte Singvogel und Frosch. So will's die Menschbestie.

Dem Russen liegt, wie gesagt, die Idee des Natur- und Tier- schutzes, wie sie der Deutsche, Engländer und Amerikaner kennt, fern. Leute, die in Rußland Wild schonen, sind weiße Raben. Wenige Vertreter der Aristokratie, an der Spitze der Kaiser selbst, und im übrigen Nichtrußen: Deutsche, Balten, Schweden.

Die Regierung erläßt Gesetze, dann, wenn's zu spät ist. . . . Als der Maral im Altaí ausgerottet war, bis auf ein kleines Häuflein, kam das Abschußverbot. Und das „papierene“ sibirische Jagd- gesetz wird kommen, wenn die Rehe am Amár, die Hirsche des Chingán, die Wisente des Kaukasus und der letzte Elchstand, der letzte Schwan vernichtet sind. Wenn der „hungrige Bauer“ das letzte Stück Wild in Sämlingen erdroßelt hat. Zu spät. . . .



In letzter Stunde entschloß sich die Regierung, den Fang von Zobeln auf die — viel zu kurze — Frist von drei Jahren zu verbieten. Das klingt hoffnungsvoll. Wer aber Rußland und Sibirien, Land, Leute und Beamte kennt, denkt skeptisch, gibt sich keinen Illusionen hin. Ein Schlag ins Wasser wird dies Verbot sein, ebenso wie das russische Jagdgesetz es war. Leider! Denn kein Land der Erde wäre geeigneter, gefährdete Tierarten zu erhalten, wie Rußland, wie Sibirien, jenes ungeheure Land der Wälder und des Naturreichtums. Aber es muß auch das Volk danach sein, der Volksinn. Und wenn sogar im Volke der „Dichter und Denker“ sich nur langsam der Sinn für Naturschutz einbürgern konnte, wenn erst vor kurzem bei uns der Dohnenstiege verboten werden konnte — was soll man dann von dem kulturell tiefer stehenden, dem noch so rohen und dabei schon demokratisierten Russen verlangen? Er wird den Zobel fangen und jagen — nach wie vor, trotz Gesetz und Verbot. Und wird einfach warten, bis die drei Jahre Schonzeit abgelaufen sind, ehe er seine Ware auf den Markt bringt. Drei Jahre! Fürwahr keine allzu harte Geduldsprobe für den Trapper und Kleinhändler. Aber: Danken wir der russischen Regierung wenigstens für die gute Absicht!

Interessant ist die Zobeljagd mit der Laika, dem sibirischen Vebellerhunde. Der Zobel gräbt sich bei starkem Frost gern Höhlen unter dem Schnee, von denen aus er seine Raubzüge unternimmt. Hier wird er von der emsig schnüffelnden Laika ausfindig gemacht und beim Fliehen aus dem Lager gepackt und abgewürgt, oder aber die Laika jagt den Zobel zu Baum und folgt ihm, selbst wenn er fortbaumen sollte, sehr sicher. Dem durch das Verbellen des Hundes herbeigerufenen Jäger gelingt es nun leicht, einen Schuß anzubringen. Flieht der Zobel in einen hohlen Baum, so klopft der Jäger mit einem Stode den Stamm ab und bestimmt dadurch unschwer die Lage der Höhlung. Man schlägt eine Öffnung in den Stamm, gerade am Boden der Höhle, eine Arbeit, die bei kernsaulem Holze nicht schwer fällt. Nun verstopft man die Eingangsöffnung, durch die der Zobel in den Baum gelangt ist, und klopft mit dem Beilrücken oder dem Stod heftig gegen den Baum, legt auch, wenn dieses nichts fruchtet, ein



qualmendes Feuer an. Der Zobel springt im Hohlraum herum und sucht den Ausgang zu gewinnen, findet ihn aber versperrt. An der Öffnung unten am Stamme hält der Jäger seine behandschuhete Hand bereit, um den Zobel, der hier ausfahren muß, zu greifen, während er mit der anderen Hand den Baum beklopft, und zwar von der entgegengesetzten Seite. Der Zobel sieht den neuen Ausgang, drückt sich an ihn heran und wird beim Ausfahren am Hinterteil gepackt und hervorgezogen. Nun greift die andere Hand nach dem Halse des Zobels, so daß er sein Gebiß nicht gebrauchen kann. Gewöhnlich tötet ihn der Jäger sofort, indem er ihn mit dem Kopf an den Baum schlägt, will er ihn lebend mitnehmen, so wird er in einen bereitgehaltenen Kasten gesteckt. Lebend gefangene Zobel sind anfangs sehr ungebärdig, beruhigen sich aber bald. Zwei bis drei Tage rühren sie kein Futter an, beginnen dann nachts zu fressen, wenn sie sich unbeobachtet glauben, und werden allmählich vollständig zahm. So besaß ein Beamter in Tobolsk noch im vorigen Jahre zwei wunderschöne, vollständig zahme Zobel, die nun meines Wissens an Hagenbed verkauft worden sind.

Man schießt den Zobel mit Schrot. Die Erzählungen mancher Schriftsteller, die davon erzählen, daß die sibirischen Berufsjäger ihn mit einer sogenannten „Erbsbüchse“ (kleinkalibriges Kugelrohr) durch einen Schuß in den Kopf erlegen, sind wahrscheinlich Phantasie, denn erstens würde ein Kunstschütze dazu gehören, mit der Kugel den sich schnell bewegenden Zobel im Walde zu treffen, zweitens aber kommt man auf den Zobel gewöhnlich derart zu Schuß, daß man ihm von hinten nachschießen muß. Schießt man auf den Zobel, wenn er auf einem Baum sitzt und in dichtem Gezweige verborgen ist, so ist der Kopf in den meisten Fällen gar nicht zu sehen. Auch verdirbt ein Schrotschuß den wertvollen Balg niemals so sehr wie ein Kugelschuß.

Ebenso wie bei Marder und Eichhörnchen erkennt man die Reife eines Zobelbalges nicht an der Außenseite, sondern an seiner haarlosen Innenseite, ein Ding, das wohl nur ganz wenigen Laien bekannt sein dürfte. Das untrüglichsste Merkmal, daß ein Zobel, Marder oder Eichhörnchen vollkommen ausgehaart und in bester Winterqualität ist, zeigt die Farbe der Fleischseite. Ist diese nämlich weiß, so ist der Balg



„rein“, das heißt von guter Winterqualität, ist sie rot oder braun, so ist der Balg „unrein“, das heißt, er besitzt noch Sommerhaar.

Zur Jagd auf Zobel und Marder mit dem Verbellerhunde gehört große Geschicklichkeit, Ausdauer und eiserne Gesundheit, denn man muß dem Standlaut des Hundes mit größter Eile folgen, da der Zobel, und auch in geringerem Maße der Marder, sehr behend ist. Weniger anstrengend ist die Jagd auf Eichhörnchen, die das mit Recht so be-



Alte Pelzjägerhütte im Gebirge.

liebte „Grauwert“ oder „Feh“ liefern und in Güte das europäische Eichhörnchen weit übertreffen.

Gewöhnlich ist der Erwerbsjäger mit dem leichten Schrotgewehr Kaliber 28 oder 32 ausgerüstet und schießt mit verhältnismäßig feinem Schrot, das ungefähr unserer Nummer 5 oder 6 entsprechen würde.

Ähnlich wie die Jagd auf den Zobel gestaltet sich der Fang des roten Kalanof-Marders, nur daß dieser selten aufbaumt und gewöhnlich von den Hunden gefaßt wird, oder aber unter einer Wurzel oder einem Stubben hervorgeholt werden muß. Der Kalanof-Marder gleicht in der Lebensweise dem ihm nahe verwandten Waldiltis. Der

Balg ist im Sommer kurzhaarig und fuchsrot, im Winter gelblich-rot und weich. Im natürlichen Zustande wird der Balg des Kalanók-Marders selten verarbeitet; man färbt ihn und bringt ihn als „Nerz“ oder „Zobel“ in den Handel, je nach Größe und Güte . . . mundus vult decipi. . . .

Auch das Hermelin wird auf ähnliche Art wie der Kalanók-Marder erbeutet. Ganz anders ist die Jagd auf den Fischotter. Dieser wird entweder zufällig geschossen, gleichgültig ob im Winter oder Sommer, da sein Balg im Gegensatz zu den anderen Mardern im Sommer ebenso wertvoll wie in der kalten Jahreszeit ist, oder im Winter bei Spurfahnee ausgemacht und dann mit Hunden verfolgt. Zu diesem Zwecke sperrt man mit Reifig kleine Bachläufe ab und hegt nun den Otter, der sich durch Tauchen zu retten trachtet, unter dem Eise hin und her, bis er erschöpft an einer Wuhne oder am Astverhau auftaucht und nun geschossen oder von den Hunden gepackt wird. Auch werden alljährlich viele Otter in Eisen erbeutet, die man an den Ausstiegstellen in den Sand bettet, besser aber noch unmittelbar davor ins Wasser legt. Diese Ausstiegstellen des Otters sind leicht daran kenntlich, daß der Sand zerkrast ist und wohl auch kleine Gruben aufweist, in denen sich der Otter wälzt und sonnt. Auch findet man an diesen Stellen häufig Überreste von Fischen. Das Eisen zu beködern, würde zwecklos sein, da der Otter sehr mißtrauisch ist und auch außerordentlich fein windet.

Wie überall, so verdient auch beim Pelzhandel der Zwischenhändler am meisten. Der Berufsjäger, der seine Ware dem Aufkäufer verkauft, erhält durchschnittlich je nach Mode und Marktlage für einen guten Zobel 30 bis 120 Rubel; für einen guten sibirischen Marder 20 bis 35 Rubel; für einen Otter durchschnittlich 10 Rubel; für einen Kalanók-Marder etwa 1½ Rubel; für ein Hermelin 2 bis 3 Rubel und für ein gutes sibirisches Eichhörnchen 40 bis 50 Kopeken. Die Preise für gute Winterbären schwanken zwischen 15 und 50 Rubeln, je nach Größe und Farbe; ein guter Luchs ist etwa für 15 Rubel zu haben, ein Wolf für 5 bis 10 Rubel, ein Bielfraß für 10 bis 15 und ein tadelloser Schwänenbalg für 2 bis 3 Rubel. Füchse schwanken bedeutend im Preise: für Schwarz- und Silberfuchs werden große Sum-



men bezahlt, für einen Braunfuchs bis 500 Rubel, für gewöhnliche Rotfuchse 10 bis 20 Rubel. Der weiße Polarfuchs schwankt gleichfalls zwischen 15 und 30 Rubeln im Preise, während die bläuliche Abart, wenn völlig ausgewachsen und ausgefärbt, außerordentlich hohe Preise erzielt. Leider werden sehr viele der schönsten Bälge gefärbt und verlieren dadurch an Ansehnlichkeit. So will's aber die alles in der Kulturwelt beherrschende Göttin Mode.

In neuerer Zeit hat man auch in Rußland im archangelskischen Gouvernement begonnen, sogenannte „Pelztierfarmen“ nach amerikanischem Muster anzulegen, um wertvolle Pelztiere, Füchse und verschiedene Marderarten halbjahrm zu züchten und bis zur Reife zu halten. Doch sind diese Versuche vorläufig in den Kinderschuhen stecken geblieben, was ja bei der Indolenz der Russen nicht Wunder nimmt. Steht er doch als Geschäftsmann sehr hinter dem „smarten“ Amerikaner zurück; er ist ja nur das Sorgen für heute, nicht aber das Blicden in die Zukunft gewöhnt.

---

## Jagden im Niederwalde.

Blaugrau und schwarz die Wolken am Himmel. Schwere Tropfen fallen ins Wasser des Flößchens und trommeln in eintönigem Takt auf dem Segelleinen im Boot. Der alte Michail rudert im Schweiß seines Angeichts. Nur heraus aus dem dünnen, niedrigen Birkenwalde, hin zum Schwarzen Armán, dort wollen wir Schutz suchen, unser Lager aufschlagen.

Mit hartem Rud fährt der Kahn am Ufer auf. Zugepackt, bis an die Kniee im Wasser watend. Heraus mit ihm. Umgekippt, die Borräte unter dem Boote verstaut, das wasserdichte Segeltuch an Bäumen und Pfählen ausgespannt und ein Feuer angezündet.

Es war die höchste Zeit. Denn der Regen rauschte und prasselte hernieder, ein Regen, wie ihn bloß die Tropen oder die sibirische Taiga kennen. Wären nicht die alten gewaltigen Zirbelkiefern über uns, schützten nicht ihre dichten dunklen Äste, stände nicht dazwischen die mächtige alte Schirmtanne — unser Zeltleinen würde einem derartigen Guß nicht standgehalten haben.

Da hoden wir nun am Feuer, dampfen und schütteln uns, und der Alte hängt den Teekessel über die Glut. Da fährt eine Windsbraut durch den Armán. Äste klirren, Stämme ächzen, knarren, und das Rohr am Flußufer zischelt im Sturm, daß man's selbst durch das Prasseln und Klatschen des Wolkenbruchs hört. Dunkel ist's geworden, mit einem Schläge. Als wär's Abend. Und durch die Finsternis zuckt's und leuchtet's grell auf, der Donner rollt, und stärker noch rauscht der Regen.

Wieder blitzt es auf. In gelbes, gespenstisches Licht ist der Wald gehüllt. Ein schmetternder Krach, Schwefelgeruch . . . mit einem Satz bin ich hoch . . . „Weg von hier, das haut sicher noch ein über unseren Köpfen!“

„Wieso? Was Gott will, geschieht.“ Der Alte hat sich eine



Zigarette gedreht und lächelt mich freundlich an. „Was sagst du, Herr, hohe Bäume sollen den Blitz anziehen? Nein, Herr, das ist Unsinn. Was die gelehrten Herren in der Stadt sagen, ist überhaupt alles Unsinn. Wie soll denn ein Baum den Blitz anziehen? Den Blitz wirft Gott. Es ist ein großes, glühendes Stück Eisen. Ich habe mal so ein Ding ausgegraben; da hatte der liebe Gott den Blitz in ein Haus hereingeworfen, und unter der Stelle, wo das Haus abgebrannt war, war ein großes Loch. Dort haben wir nachgegraben, und dort lag das Stück Eisen. Halb Stein war's, halb Eisen, und sicher so groß wie ein Menschenkopf.“

„Michail, das war ja ein Meteor, eine sogenannte Sternschnuppe.“

„Das ist ganz egal, Herr, Sternschnuppe und Blitz ist dasselbe. Und darüber soll man sich auch gar nicht den Kopf zerbrechen. Elektrizität, sagst du? Herr, verübdige dich nicht. Das ist Unsinn. Teufelswerk. Den feurigen Blitz wirft der liebe Gott. Ich bleibe dabei. Und ich bin alt, und du kannst mir wohl glauben, was ich sage.“

Soll ich ausrüden? Ich kann's nicht. Ich schäme mich vor dem alten Mann, der so ruhig seinen Tabak raucht und Holz aufs Feuer wirft. Rings um uns kracht's und splittert's in donnernden und gellenden Schlägen, die Hölle ist los.

Um mich zu zerstreuen, erzähle ich dem Alten von Deutschland, von Berlin. Gespannt hört er mir zu. Mit staunenden Augen und offenem Munde. Als ich aber erzähle, daß bei uns elektrische Eisenbahnen unter der Erde fahren und daß es Menschen gibt, die auf Flugmaschinen wie Vögel in der Luft schweben, schüttelt er langsam den grauen Kopf.

„Herr, verübdige dich nicht. Unter der Erde fahren keine Bahnen. Und in der Luft fliegen keine Menschen. Nur den Vögeln gibt das Gott. Nicht den Menschen.“

Auch dem Rindvieh nicht, denke ich bei mir, sprich's aber nicht aus. Denn bei aller Unbildung, bei allem Aberglauben imponiert mir der Alte.

Das Wetter ist fort, nur in der Ferne noch droht und grollt es. Wasserdampf steht über dem Flusse, es tropft und klatscht von den triefend nassen Zweigen, Regenschauer rasseln von den Ästen der Tannen und Zirbeln, wenn der Wind sie schüttelt. Im ruhigen Blau

des Himmels ziehen weißgoldene Wolken, und über die Wipfel des Schwarzen Urmán glutet das Rot der Abendsonne.

Heute birschen? Das ist kein Elchwetter. Heute wird kein Hirsch seine tönenden Brunstschreie erklingen lassen. Regen und Nässe liebt der Elch nicht. Schläfrig hoden wir am Feuer, reinigen unsere nassen Büchsen, schlürfen warmen Tee. Tief hinten in der Heide ruft ein Uhu wie eine ferne Baßglocke, Dämmerung senkt sich über die wilde Szenerie. Wir starren ins Feuer, rühren in unseren Tassen. Hin und wieder ein abgerissenes Wort, ein kurzer Satz, ein leises Lachen. Dann schlummert der Alte ein. Das Haupt auf hartem Holzblock. Ruhig geht sein Atem wie der eines unschuldigen Kindes, sein hübsches offenes Gesicht lächelt im Traum. Und das Feuer wirft rote und gelbe Reflexe auf seine braunen Wangen, seinen langen silbergrauen Bart.

Lange liege ich, träume und lausche. Da ist mir's, als knistere es im Unterholze am Fluß. Wie schwere Schritte, als streife ein schwerer Körper durch die Büsche. Dann poltert es, Äste knaden, das Wasser planscht. Es rumpelt und dröhnt, und ein Schrei klingt markerschütternd, fast wie Pferdewiehern, doch höher, durchdringender, gellend. Mit einem Satz bin ich vor dem Zelt, die schußbereite Büchse in der Hand. Hinter mir der Alte. „Herr, Elche!“

Undurchdringliche Finsternis. Alles ist still wie zuvor. Nur der Regen tropft monoton von den Büschen ins Uferschilf, und an der Hütte ruft der Auf. Fern hinten aber, wo die jungen Birken und Weiden den Schwarzen Urmán einschließen, knack's und knistert's noch einmal . . . das war der Beschlagschrei des Elches, wie ich ihn deutlicher, gellender nie gehört. Doch wohin bei dieser Finsternis? Alles wäre umsonst.

„Tröste dich, Herr, wenn Gott will, finden wir ihn morgen, den Hirsch. Der Herr hat uns kein Leid getan mit seinem Blick. Er wollte auch nicht, daß du dem Elch ein Leid antust. Was können wir Menschen? Gar nichts. Schlafe, Herr. Morgen ist auch ein Tag.“

**S**chon seit Wochen hatten wir, Fürst Dshafaridsse und ich, den Plan, einen jagdlichen Vorstoß nach dem sogenannten Heiligen See zu machen, da dort, wie der Diener des Fürsten versicherte,



allabendlich mehrere Renhirsche zu Wasser zögen. Dieses Revier ist das zur Birsch und zum Ansiß günstigste Terrain, das ich bis jetzt in Sibirien gefunden habe. Vier große Seen liegen dort dicht beieinander, nur von schmalen Landzungen, über die man ohne große Anstrengung sein Boot hinüberziehen kann, getrennt. Diese schmalen Übergänge bieten einem Schützen Gelegenheit, zwei der Seen und ihre Ufer größtenteils zu übersehen. Wir brachen daher an einem schönen Septembervorgen dorthin auf: der Fürst, mein alter Jäger Michail und ich, und zwar wählten wir den geraden Weg durch die Kiefernheiden, indem wir uns auf unseren Ortsinn und auf unseren Kompaß verließen. Gibt es doch für jene Gegenden keine Karten, und es sind auch keine Pfade oder Wege vorhanden. Ein solches Orientieren im meilenweiten Urwalde ist für den Ungeübten außerordentlich schwer, und nur mit den Jahren legt sich der Urwaldjäger den nötigen Ortsinn zu.

Wider alles Erwarten gelang es uns, schon in drei Stunden die Strecke bis zum Flusse Zépusch zurückzulegen — ein Zeichen, daß wir, trotzdem uns die Gegend fremd war, keinerlei Umwege gemacht hatten. Am Flusse angekommen, fällten wir zwei Birken und ließen sie über das Wasser fallen, sodaß sie mit ihren Kronen das jenseitige Ufer berührten. Auf dieser Brücke überschritten wir den an dieser Stelle sehr tiefen Fluß und kamen nun nach kurzem Marsche am See an, wo wir uns in einer kleinen verlassenen Hütte häuslich niederließen, Tee kochten, vesperten und uns ein wenig am Feuer ausruhten.

Raum stand die Sonne unter den Wipfeln der Heide, als wir auch schon unseren Birschgang antraten. Überall im Ufersande standen die Fährten der Rentiere, starke und geringe Schalenabdrücke, alte und frische, so daß wir keinen Augenblick im Zweifel sein konnten, daß der tatarische Diener des Fürsten die Wahrheit gesprochen hatte — eine Eigenschaft, die ich bei dem Bengel sonst vermißte. Auch führten verschiedene Bärenfährten zum Wasser, und die vielen ausgescharrten Betten und die im lockeren Sande abgedrückten Geläufe verrieten uns, daß sich hier alltäglich eine Menge Auerwild aufhalten mußte.

Wir hirschten langsam und vorsichtig das Ufer entlang, indem wir nach Möglichkeit gegen den Wind gingen, und wählten die schmale bewaldete Landzone zwischen dem Heiligen See und dem benachbarten Lebeschöe zum Stand, indem ich mich dem letzteren See zukehrte, der Fürst aber, etwa dreißig Schritt von mir stehend, den kleineren Heiligen See überblickte.

Der Himmel war klar und unbewölkt, und trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit machten uns die Müden noch viel zu schaffen. Die Wasserflächen lagen ruhig glänzend wie ein Spiegel vor uns. Nur einige Laucher- und Reiherenten brachten Leben in die stille Gegend, und hinten in der Bucht des Lebeschöe schwammen ein paar Schwäne, die schlohweiße Mutter mit ihren drei hellgrauen Jungen.

Etwa eine Stunde mochten wir so gestanden haben, ohne daß sich ein Stück Wild sehen ließ. Da knallte es plötzlich hinter mir, und mich umblidend, gewahrte ich einen starken Renhirsch, der mit langen Fluchten der hohen Heide zustrebte. Trotz der ziemlich großen Entfernung nahm ich meinen Drilling an den Kopf und schoß. Mit ein paar Sähen stand ich neben dem Fürsten, der wie verzweifelt am Repetiermechanismus seiner Mauserbüchse herumriß, und sah gleichzeitig einen geringen Hirsch keine hundert Gänge von uns im Weidengestrüpp des Ufers verhoffen, während ein zweites Caribou langsam in die Heide abtrollte, wobei man das Geäster deutlich klappern hörte.

Ehe ich an Schießen denken konnte, war das Ren im Unterholz verschwunden. Ich suchte daher auf den geringen Hirsch abzukommen, trotzdem sein Geweih schwach und schlecht veredelt war. Aber wir brauchten „Fleisch“, und da mußte irgendein Stück fallen, gleichgültig, ob stark oder gering. Der Hirsch zeigte mir aber bloß den Hals — bei der unsicheren Beleuchtung ein recht schwieriges Ziel. Als es knallte, fuhr das Ren herum und flüchtete mit Windeseile durch den Stangenort, so daß ich nur noch aufs Geratewohl einen Schuß mit dem Brennekebolzen nachsenden konnte.

Da standen wir nun am Ufer und sahen uns an. Gar zu geistreich war der Ausdruck unserer Gesichter nicht. Endlich gelang es uns, die Büchse des Fürsten wieder in Ordnung zu bringen und die Patrone,



die sich beim Repetieren quergeklemmt hatte, aus dem Verschuß zu entfernen. Dann luden wir und gingen an die Anschüsse. Es stellte sich heraus, daß ich den geringen Hirsch unten am Ufer mit beiden Schüssen glatt gefehlt haben mußte, denn es lag weder Schnitthaar noch Schweiß, während der vom Fürsten zuerst beschossene Hirsch krank war. In der Fährte lag reichlich dunkler Schweiß. Doch mußten wir der zunehmenden Dunkelheit wegen vorläufig die Nachsuche aufgeben.



An der Zépusch.

Mit dem ersten Tagesgrauen machten wir uns auf den Weg und zogen der Fährte des kranken Hirsches nach. Nach der Farbe des Schweißes zu urteilen, stand uns eine lange Nachsuche bevor, denn es handelte sich zweifellos um einen Keulenschuß, vielleicht sogar nur um eine ganz harmlose Wildbretwunde. Endlich hörte der Schweiß vollständig auf, und nach fünf- oder sechsständigem Suchen kehrten wir verdrossen zum Lagerfeuer zurück.

Hier gab es gegenseitige Stichelreden. Einer machte sich über

die Kunstfertigkeit des andern im Schießen lustig, und schließlich trennten wir uns im Zorn, indem der Fürst südwärts aufbrach, ich aber mit meinem Jäger das Boot bestieg und über den See ruderte, um andere weitergelegene Jagdgründe aufzusuchen.

Langsam fahren wir die Tawá hinab, treiben uns drei Tage lang in fremden Reviertheilen herum, treffen auf alte und frische Bären- und Elchfährten und kehren schließlich hungrig, müde und niedergeschlagen wieder in unsere Jagdhütte zurück.

Dort treffe ich meinen feindseligen Freund. Er hoßt auf dem Schemel am Ofen, vor ihm auf der Bank steht ein dampfendes Glas Tee, dem verlockende Düste von Kognak oder anderen guten Dingen entströmen.

„Guten Tag.“

Bloß ein dumpfes Grunzen ist die Antwort. Dann gieße ich mir ein Glas Tee ein, entdecke die angebrochene Kognakflasche. Es glückt fröhlich, und bald halte auch ich ein Glas des feurigen Trankes in der Hand. Kognak und Tee halb und halb, ein Grog, steifer, wie ihn die Schiffer trinken.

Schweigen in der Hütte. Schließlich ein bösarziger Blick und die gemurmelte Frage, wie mir's denn ginge. Oh, mir ginge es gut. Ich hätte ein Caribou geschossen, fünf Auerhähne und — raten Sie mal, was noch — —

Wieder ein tückischer, mißgünstiger Blick, ein tiefer Zug aus dem Glase. Dann wirft Durchlaucht sich auf sein knarrendes Lager, kreuzt die Hände unter dem Kopf und starrt zur Decke. Ich kenne ihn. Lange wird's nicht dauern, dann erzählt er.

Und richtig. Mehrmaliges Räuspfern, ein paar Umdrehungen auf dem Bett. Nochmaliges Räuspfern und ein russisches Kraftwort. Und dann packt er aus. Einen ganzen Karitätenkasten voll Pech und Mißgeschick. Erst hatte er sich verlaufen und in einer ofenlosen Hütte übernachten müssen. Feuerzeug hatte er keins bei sich, denn das hatte der alte Micháil aus Versehen mitgenommen, und so hatte er denn die ganze Nacht fluchend und schimpfend — wie er sich ausdrückte — Polka mazúrka, Walzer, Mazúrka, Polka, Cancan und Kasaktschóí immer abwechselnd getanzt. Schließlich sei es Morgen



geworden, und da das Wetter schön, hätte er es unternommen, noch ein wenig zu pirschen. Er wäre nach kurzer Zeit auf eine starke Elchfährte gestoßen und dieser vorsichtig gefolgt. Nach kurzer Frist hätte er den Elch als große graubraune Masse vor sich im Dickicht gesehen und ein Schaufelpaar, wie es selbst in Sibirien nicht alle Tage vorkommt. Na, und dann wär's eben gekommen, wie's manchmal zu gehen pflegt: nervös sei er ohnehin gewesen und wütend obendrein, und so hätte er denn statt in den Elch in die Kiefern geschossen, daß das Holz nur so gespritzt wäre.

Ein tiefer Seufzer. Der Fürst schweigt. Und dann steht er auf und setzt sich an den Tisch und gießt sich ein neues Glas Grog ein. Und dann erzähle ich. Und beichte meine Lügen.

Als ich geendet, strahlt er übers ganze Gesicht. Was für ein Reibhammel ist doch so ein Mensch! Bei eigenem Erfolge gönnt man seinem lieben Mitmenschen alles Gute, hat man aber Mißgeschick, so kann man's nicht vertragen, daß es dem andern besser erging!

Als ich mit meiner Beichte zu Ende bin: ein fröhliches Grunzen. Dann hebt der Fürst sein Glas, lächelt mich freundlich an und nickt mit dem Kopf. — — —

Gemeinsames Pech verbindet!

**Ü**berall in Sibirien, wo zahlreiche große Seen und Flußläufe in den Niederungen vorhanden sind, findet alljährlich zweimal, im Frühjahr und Herbst, ein großer Durchzug von Wandergesflügel aller Art statt. Die Gänse und Enten treten bei dieser Gelegenheit in solchen ungeheuren Massen auf, wie sie in Europa unerhört wären. Diese Massendurchzüge lassen sich nur mit dem Vogelzuge im Norden Kanadas und in Alaska vergleichen. Die größten Massen an Wasservild mögen wohl im Ussurgebiete und im Amurlande durchziehen, da die Stromgebiete dieser Flüsse verhältnismäßig noch wenig von Menschen besiedelt sind und auch große Schilspartien haben, die sich manchmal meilenweit hinstrecken. Doch weisen auch die anderen größeren sibirischen Ströme, Lena, Jenissei, Ob und Irtysh, solche Massenzüge alljährlich auf. Besonders am Ob hat sich eine förm-

liche Industrie aus der Jagd auf durchziehende Gänse entwickelt. Bieten doch die bequemen Dampfverbindungen nach den Bahnstationen und den größeren Städten Gelegenheit, die Ware prompt und einigermaßen preiswert auf den Markt zu bringen.

Die Gänse bevorzugen bei ihren Durchzügen besondere Sand- und Schlammböden an den Ufern dieser Flüsse, auf denen sie Rast von ihrer weiten Reise machen und ein besonders feines, weiches Gras, ihre Lieblingsnahrung, vorfinden. Ich kenne diesen Vogelzug aus eigener Anschauung und will dem Leser einen Begriff geben, wie es bei dieser Gelegenheit dort hergeht.

Sobald im ersten Frühjahr das Eis morstlich wird, der Schnee an den Ufern abtaut und die starkströmenden Gewässer schon Eisschollen mit sich führen, treffen die ersten Gänse aus dem Süden ein. Gewöhnlich beginnt die kleine Bernidelgans den Reigen. Ihr folgen andere hochnordische Arten: die Nonnengans, die Kurzschnabelgans, schließlich Saat- und Adergans und zum Schluß die große Graugans. Zuerst sind es Flüge von einigen Hunderten, auch wohl nur einzelne Rundscharfater, die sich in der Gegend einfänden und die seitens der Bevölkerung auch nicht belästigt werden, da die Ausbeute nur gering sein würde, ferner aber die Gefahr vorläge, daß die Rundscharfater durch das Schießen mißtrauisch gemacht würden und die Hauptmasse der nachziehenden Gänse von ihrem gewöhnlichen Wege abweicht.

Sobald der Boden es gestattet, graben die Ansiedler an geeigneten Stellen, nämlich an solchen Sandböden und Uferböden, die erfahrungsgemäß jedes Jahr einen Lieblingsaufenthalt der Gänse bilden, tiefe Gruben in den lehmigen oder schlammigen Boden, versehen diese Löcher mit einem Holzdach, auf das sie Erdreich, Schilf und Reisig werfen, und richten die Grube durch Legen einer Diele, Befestigen der Wände wohnlich ein. Auch wird manchmal ein kleiner eiserner Ofen in die Hütte gebracht, dann werden Schemel, Bänke und sogar ein Tisch in das unterirdische Gelaß gestellt. In Pelze gehüllt, den summanden, dampfenden Samowar auf dem Tische, und bei mäßigem Heizen des kleinen Ofens läßt sich's gar wohl in der Hütte aushalten.



Jedoch wäre das Lauern in der Grube eine harte Geduldprobe, würde man sie nicht mit einigem Komfort ausstatten. Ist es doch während der Gänsezugzeit meist sehr kalt und treten noch häufig mehr oder minder harte Fröste ein. Vorn und an den Seiten der Hütte befinden sich gut verbedete Schießscharten, auf der Rückwand aber eine gleichfalls gut verblendete Tür, durch die man in das Innere der Grube gelangt und von der aus man, indem man ins Freie tritt und über die Hütte hinweg blickt, Ausguck halten kann, ob neue Gänjescharen ankommen oder nicht.

Der Gänsezug beginnt gewöhnlich in den letzten Tagen des März oder in den ersten Tagen des April und dauert meist etwa bis in die erste Maiwoche hinein. Im Herbst ist der Zug kürzer, beginnt etwa um den 25. September und hört nach der ersten Oktoberwoche schon auf. Auch ist der Herbstzug, ganz abgesehen von seiner kurzen Dauer, weniger lohnend für die Jagd, da sich die Gänse seltener und nur für kurze Zeit niederlassen, man also meist gezwungen wäre, die Gänse im Fluge zu schießen. In der Nacht werden Lodpuppen in der Nähe der Hütte ausgestellt: roh ausgestopfte Gänse, die je nach der Jahreszeit verschiedenen Arten angehören. Hierbei ist weniger auf naturgetreue Haltung der Lodpuppen acht zu geben als darauf, in welcher Richtung sie sitzen und in welcher Aufstellung. Erfahrungsgemäß schwingen sich die Gänse ebenso wie die Schwäne und die meisten anderen Wasservögel fast stets gegen den Wind ein. Auch kommen die Gänse meist in bestimmter Ordnung angestrichen, nämlich in einer schrägen Linie oder in keilförmigem Geschwader. Es kommt daher darauf an, daß man die Puppen mit dem Kopfe gegen den Wind setzt und auch die Anordnung möglichst naturgetreu darstellt, denn sonst würden die heranstreichenden Gänse mißtrauisch werden und sich wohl hüten, in der Nähe dieser unheimlichen Kameraden einzufallen. Kein Sprichwort ist so dumm wie dies: „Dumm wie eine Gans“, denn jeder erfahrene Jäger wird bestätigen, daß es kein anderes so kluges, scheues und vorsichtiges Wild wie gerade die Gänse gibt.

Hat nun der Hauptzug begonnen, so sitzt der Schütze stundenlang tagsüber in seiner Hütte und lauert auf die herbeistreichenden



Gänse. Als Gehilfen hat er gewöhnlich einen halbwüchsigen Burschen oder einen Knaben bei sich, der die Aufgabe hat, die geschossenen Gänse herein zu holen und mit einem Streifen Birkenrinde den Schrei der ziehenden Gänse nachzuahmen. Die Söhne der Berufsjäger entwickeln dabei eine Geschicklichkeit, die jedem Vogelstimmensimitator zur Ehre gereichen würde. Verstehen sie doch von weitem schon die Art der herankommenden Gänse genau festzustellen und den Schrei sämtlicher Arten täuschend nachzuahmen. Es ist dabei sehr interessant zu beobachten, wie ein solcher Gänsechwarm plötzlich seinen Flug verlangsamt und in weit ausholenden Kreisen und Bögen heranschwebt, um sich bei den Lachpuppen unter heftigem Geschrei niederzulassen. Dabei stehen die Gänse dichtgedrängt und äugen verwundert ihre leblosen Gefährten an. Nun schiebt der Schütze sein Gewehr durch das Schußloch, zielt in die Masse der Gänse und drückt ab. Da gewöhnlich sehr großkalibrige Gewehre benutzt werden (Kaliber 8 und 10, seltener Kaliber 12, oder auch Vorderlader mit geradezu unwahrscheinlich großem Kaliber), ist die Streuung der groben Schrote sehr bedeutend und auch die Deckung meist befriedigend. Es ist daher keine Seltenheit, wenn auf einen Schuß ein halbes Duzend oder mehr Gänse liegen bleiben, während die anderen schreiend und schnatternd das Weite suchen. Leider werden bei dieser Gelegenheit viele Gänse angeschossen und gehen verloren, doch ist ein einziger Jäger mit einem guten Gewehr zur Hauptzugzeit imstande, mehrere hundert Gänse von seiner Hütte aus nach und nach zu erlegen.

Sowie die Dampfschiffahrt beginnt, werden die erlegten Gänse auf die Dampfer gebracht und den Aufkäufern in Tobolsk, Tjumen und anderen Orten zugeführt. Trotzdem diese Gänsejagd seit Jahrzehnten Jahr für Jahr betrieben wird, macht sich doch keine merkliche Abnahme geltend, doch dürfte mit der Zunahme der Bevölkerung auch hier allmählich eine Änderung zum Schlechten eintreten.

Es gibt Berufsjäger, die sich fast ausschließlich vom Gänsejagden ernähren und sich im Sommer und Winter höchstens gelegentlich an der Fischerei oder Pelzjagd beteiligen. Diese Leute pachten für die Zugzeit die Sandbänke und Flußufer von den Eingeborenen.



borenen und zahlen nicht selten ziemlich hohe Preise für das Recht der Jagdausübung. Gewöhnlich aber betreiben die Ansiedler selbst auf ihrem Grunde das Gänseschießen, besonders aber die angelesenen Kaufleute, Krämer oder die wohlhabenden Fischereibesitzer, denen die Flußufer teils eigentümlich gehören, teils von seiten der Regierung auf Jahre hinaus zu Fischereizwecken verpachtet sind.



Renntirsch, erlegt vom Verfasser zu Schémuni, auf der Geweihausstellung 1912 mit 1. Medaille ausgezeichnet.

So genau die Gänse im Frühjahr ihren gewohnten Weg einhalten, so sehr ändern sie ihn manchmal im Herbst. So ist zum Beispiel bekannt, daß an der Kondá fast niemals ein Frühjahrszug stattfindet, während der Herbstzug an diesem Nebenflusse des Irtysh jedes zweite Jahr sehr reich ist. Als ich 1910 an der Kondá jagte, zogen Tag für Tag die Gänse zu Millionen über uns hinweg, wäh-

rend sich 1911 nur ganz vereinzelt Geschwader zeigten. Zu meinem größten Kummer hatte 1910 mein Begleiter Fürst Dshafaridsje vergessen, unsere Schrotpatronen mitzunehmen, und wir standen nun, von der Elchjagd an der Kátima zurückkehrend, den enormen Gänsemassen mit nur fünf Schrotpatronen gegenüber. Das Resultat war denn auch ein klägliches. Außer zwei Gänsen, die wir mit der Büchse erlegten, gelang es uns nur, ein weiteres Paar mit Schrot aus der Luft zu holen. Nichts ist für den Jäger deprimierender, als eine solche Munitionslosigkeit zu unrechter Zeit.

Dementsprechend war auch während der ganzen Rückfahrt auf der Kondá unsere Laune, und zum erstenmal kam ich damals mit meinem Freunde hart aneinander, zum erstenmal wurde unser Verkehrston allen europäischen Sitten und der guten Erziehung hohnsprechend. Ach ja, die Jägerlaufbahn ist voll Lust und alle Tage neu!

Endlich hatten wir unsere Behausungen wieder erreicht, und es kam der ersehnte Hermes in Gestalt eines Ostjaken, der uns erzählte, im Tawinskoe-See, einem großen See etwa fünfzehn Kilometer von unseren Hütten, fielen allabendlich solche Massen von Enten ein, wie sie selbst auf unserem kleinen Morastsee nie gesehen wären. Der Mann erhielt ein kleines Trinkgeld und ein Glas Brantwein, und schon am nächsten Morgen war ich in Begleitung des Fürsten Dshafaridsje unterwegs, um dieses Dorado aufzusuchen und für die kalte Jahreszeit einen Vorrat an Flugwild zusammenzuschließen. Wußten wir doch nicht, wie lange es dauern würde, bis wir das nächste Stück Hochwild zur Strecke brachten.

In unserem leichten Kanoe ruderten wir den Fluß stromauf und erreichten endlich am Nachmittage den schilfreichen, langen und schmalen See. Überall plätscherten die Fische, und schon jetzt mitten am Tage brausten große Flüge von Enten allerlei Art aus dem Schilf empor. Wir suchten uns am Ufer einige erhöhte Kaupen, um dort unser primitives Lager aufzuschlagen, kochten ab und begaben uns, als die Sonne zu sinken begann, auf unsere Stände am Ausflusse der Tawá aus dem See.

Raum sank die Sonne hinter dem Horizont des Moores, als es



sich überall zu regen begann. Der ganze Himmel schien wie mit wirrer Schrift von der Hand eines Riesenschreibers beschrieben. In langen Zeilen kamen die Enten angestrichen: Hunderte, Tausende zugleich. Bald himmelhoch, bald ganz niedrig über unsere Köpfe, daß man den Windzug ihres reizenden Fluges zu verspüren meinte. Immer neue Scharen tauchten auf. In langen Linien, in dichten Wolken brauste das Wassergeflügel über uns hinweg. Und im Schilf ein Plätschern, Patschen und Rauschen, ein Durcheinanderrufen verschiedenster kreischender, quäsender und schrillpfeifender Stimmen, daß man, um sich zu verständigen, mit voller Lungenkraft sich zurufen mußte.

Und jetzt begann das Schießen. Die Enten fielen wie dunkle Klumpen aus der Luft, um neben uns ins Gras oder aufs Wasser niederzuklatzen. Jeder Schuß beleuchtete die dunklen Silhouetten der Umgebung mit rotem Licht. Kam ein dichter Schwarm vorüber, so nahm man sich nicht Zeit, die einzelnen Enten zu beschießen: man hielt mitten in die schwarze Wolke, drückte ab — — zwei, drei, vier Enten plumpsten ins Schilf. Dichter Pulverqualm hüllte uns ein, die Läufe wurden siedend heiß, und immer wieder kamen neue Scharen, immer wieder flammte das Feuer aus unseren Gewehren.

Plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, war der Spuß zu Ende. Keine Ente mehr über dem See.

Die Nacht war hereingebrochen. In unheimlicher Stille lag die Landschaft da. Vom hellgrauen Himmel hoben sich die schwarzen Linien des Waldes ab, der See glänzte wie ein blaugrauer trüber Spiegel, die Schilfwände starrten wie schwarze Kulissen. Kein Laut, alles tot und ruhig. Nun fachten wir ein Feuer an, um, so gut es ging, zu übernachten.

Am nächsten Morgen wurde die Schießerei fortgesetzt, doch mußten wir die Jagd bald abbrechen, da unser Patronenvorrat erschöpft war. Nun sammelten wir die Enten ins Boot, deckten sie mit abgerissenem Schilf ein und fuhren heimwärts. Viel Raum hatten wir nicht mehr im Rahn, und es gehörte schon etwas dazu, seine Beine so weit einzuziehen, daß man in hochender Stellung Platz fand und rudern konnte.

Zu Hause angekommen, hieß es: alle Mann an die Arbeit. Und nun begann ein Rupfen, Waschen, Sengen, Reinigen, als wär's in einer Geflügelmarkthalle. Die Federn wanderten in Säcke, die Enten ins Salzfaß, während die Laiiki der Ostjaken gierig über das Gescheide der gereinigten Vögel herfielen.

Ich habe viel in meinem Leben gesehen, kenne die Entenjagd im Norden Europas, kenne die Wasserwildmengen des Ládoga, sah die Entenmengen zur Zugzeit auf den sibirischen Strömen, etwas deraartiges an Wildmassen habe ich mir aber niemals träumen lassen. Wer da schießen will, um zu morden und ohne zu bedenken, was er mit dem Wildbret macht, er könnte Hügel und Berge von Wasserwild zusammenschießen.

Wie lange noch? Noch zwei, drei Jahrzehnte, dann dehnen sich auch an den Ufern jener Einödsflüsse und stillen Sumpffeen die Dörfer und Felder der Ansiedler, und dann ist's aus mit den Wildmassen des Lawinskoe-Sor.

**S**pätsommernacht. Ein fahles, ungewisses Licht schimmert durchs Fenster der Hütte. Leise knack und knistert der erkaltende Ofen. Mein Gefährte wälzt sich unruhig auf seiner knarrenden Lagerstatt, murmelt im Traum und stöhnt. Kein Schlaf kommt über meine Augen, denn draußen plätschert's und rauscht's, tausend Stimmen klingen.

Vor der Hüttentür murren die Hunde und kläffen im Schlaf, und in der Heide kreischen die Eulen. Und immer dies eintönige Schwagen, Quaken, Schnattern und Rufen, dies Planschen und Plätschern im See dicht vor der Hüttentür. Ich muß mal sehen . . .

Die Tür knarrt, kalter Hauch schlägt mir entgegen. Der Horizont steht in Flammen. Die Wipfel der gelblaubigen Moorbirken brennen, die Kiefernstämme glühen im blutigen Glanz. Und draußen die See-  
fläche glitzert wie flüssiges Kupfer. In der glänzenden Fläche schwarze Punkte, zu Hunderten, zu Tausenden, kleine dunkle Wesen, die emsig hin und her ziehen. Hinter sich ein glitzerndes Kielwasser, vor sich die leuchtende Welle. Und am Himmel wie punktierte Linien die



Geschwader neuer Ankömmlinge, eilig dahinschießend, in schlankem Bogen über dem See kreisend, rufend, ins Wasser rauschend.

Ist das ein Leben! Da tönt das behagliche „Quat“ der Märzente, das Pfeifen des Dickkopfes, das Schnattern der Spießenten, der quäkende Ruf und das dünne Stimmchen der Krid- und Knäkten und das Knarren der Bergente: „Hed=hed=hed-härrrr!“

Dort dicht am Ufer schwimmen die niedlichen Reiherenten, plumpsen steil ins Wasser und tauchen wie Bolzen gerade wieder auf. Nebenbei gründeln Schellenten, fischen Säger und Taucher. Und fern auf dem großen See rufen die Schwäne: „Klong, klong!“

Herbst ist's geworden über Nacht.

Bald steht der Samowar auf dem Tische, summt und dampft. Wir schlürfen goldbraunen Tee, brechen hartes, schwarzes Brot. Schon leuchtet draußen der junge Tag. Raureif glitzert im Grafe. Bei solchem Wetter bleibt kein Jäger in der Hütte.

Durch die trodenen Heiden den ganzen Tag. Nur kurze Mittagsrast in fern abgelegener Hütte. Dann wird mir's zu viel. Noch ist die Heide zu dürr, um gemeinsam zu pirschen. Auf verschiedenen Wegen wollen wir heimwärts gehen, der Fürst und ich. Dshafaridsa will östlich ums große Moor, ich soll durch die lange Heide zur Hütte.

Handschlag und kurzer Gruß. Langsam schreite ich auf glattem Trittweg Stunde um Stunde. Mein Hund leise hechelnd hinterdrein. Schon werden die Schatten länger. Schon steht das Licht tief unter den Wipfeln der Heidekiefern, als ich die Hunde unserer Siedelung höre. Hier auf dem Hügel ein Pfeifchen, ein wenig Ruhe. Noch einmal den schönen Anblick des herbstlichen Waldes genießen und dann heim. Der Blick schweift über das violette Kraut, das weiße Rentiermoos, die roten und grünen Flechten, haftet an den Spinnweben und folgt dem Bussard, der hoch in der Luft seine Kreise zieht.

Drüben, wo der Trittweg sich ins Dickicht schlängelt, bewegt sich's. Es wird wohl der alte Pelzjäger Karpúcha sein, der seine Fischreusen zum See schleppt.

Wieder blicke ich hin: der dunkle Klumpen schwankt so merkwürdig hin und her. Jetzt bleibt er stehen, wendet hierhin und dort-

hin — ein Bär. Ein großer, goldbrauner Bursche. Langsam kommt er den Trittpfad entlang, schnüffelt dann links von mir durch die Heide. Jetzt biegt er ab. Noch zwei, drei Schritte — er muß in der Bodensenke verschwinden.

Da knallt's. Beß bleibt stehen, verhofft und äugt nach mir hin. Ein zweiter Schuß, und mit dumpf gröhlichem Laut rumpelt die Masse davon. Im Didicht höre ich ihn schnaufen und pusten, dann hinten im bewachsenen Moor — und alles ist still.

Am Anschuß Schnittthaar, kein Schweiß. Folgen? In dies Gebrech von Windwurf und Didicht?

Im weiten Bogen durchs Moor herum. Dort führt die Fährte weiter. Immer noch kein Schweiß. Mit schußbereiter Büchse folge ich, Schritt vor Schritt, den Hund am Fuße. Tiefer und tiefer sinken die Schatten. Und als es dunkel wird, gebe ich meine Suche auf. Wenn's bloß in der Nacht nicht regnen wollte; der Himmel ist grau in grau. Und über die trüben Gedanken tröstet mich kein Samowar, kein edler Hennessy hinweg.

Endlich stapft's vor der Hüttentür. Die Tür knarrt, gebückt tritt der Fürst in den Schein der Lampe. Er wirft Gewehr und Brotsack aufs Lager, tritt an den Tisch, spuckt aus und ballt die Faust.

„Baron — so ein Pech! Ich gehe auf dem Waldpfade und habe, weil Regen heraufzieht, das Gewehr im Futteral. Neben mir geht der Fischer Porfyr, den ich am Flühchen drüben traf. Da steht plötzlich mitten auf dem Wege ein starker brauner Bär vor uns. Wendet bei unserem Anblick, schiebt sich ins Didicht. Ich reiße das Gewehr aus der Hülle, mache mich fertig und laufe um die Didung herum. Da höre ich den Fischer auf der andern Seite schreien. Eile zurück und finde den Mann zitternd vor Schreck an einer Kiefer lehnen und mit der Hand nach dem Bruch deuten.

„Hier ist er wieder vorbei. Hier auf zwei Schritt. Ein großer goldbrauner Bär. Er muß krank gewesen sein, denn er hustete und schwankte und konnte kaum fort.“

Mein Bär! Frage und Gegenfrage. Eifriges Beraten. Bei erstem Tagesgrauen wollen wir mit den Hunden hinter ihm her sein.

Schlaflose Nacht. Und draußen rieselt's vom Himmel, es trom-



melt aufs Hüttendach, und dann rauscht der Regen bis tief in den Morgen hinein. Aussichtslos. Trübe wie der Tag die Hoffnung.

Und ob wir auch bis zum späten Nachmittag suchten und forschten, wir fanden ihn nicht, den großen goldbraunen Bären. Da nützte kein Fluchen, da nützte kein Klagen — weit hinten irgendwo in der Heide wird er sich wohl eingeschlagen haben, um hinüber zu schlummern in die ewigen Jagdgründe.



Geweih eines vom Verfasser erlegten Renthirsches.

## Der Bär.

Der westsibirische Bär unterscheidet sich körperlich wenig oder gar nicht vom russischen. Wie im europäischen Rußland, im Kaukasus, in Rumänien und Ungarn, gibt es in Sibirien unzählige Typen: kurz- und hochläufige, kurz- und langschädelige, braune, gelbbraune, schwarze und graue Exemplare, so daß einige Gelehrte es für angebracht hielten, eine Menge verschiedener Unterarten „festzustellen“ und diesen Spielarten („Rassen“) sogar verschiedene lateinische Namen zu geben. Es läßt sich aber zumeist nicht einmal für eine bestimmte Gegend ein bestimmter Typ konstatieren, denn innerhalb eines und desselben Gebietes variieren die Bären so sehr in Größe, Färbung und Gestalt, daß jede Theorie bald durch praktische Untersuchungen über den Haufen geworfen wird. Solche Artspaltungen sind eben Spielereien, so lange nicht wirklich genügendes, verlässliches Material vorhanden ist.

In der Lebensart unterscheidet sich dagegen der Bär Sibiriens zum Teil sehr von seinem westlichen Bruder. Die Lebensbedingungen sind eben in Sibirien weitaus natürlicher, urwüchziger als im europäischen Rußland und in Mitteleuropa: wenig Ackerbau im Bärenlande, gewaltige Urwälder, dünne Bevölkerung.

Während der europäische Bär im Herbst gern in die Felder geht, um Hafer, Mais und andere Feldfrüchte zu naschen, meidet der sibirische Peß die Flächen, es sei denn, große Waldbrände und nagender Hunger trieben ihn dazu. Ein solches Ausnahmejahr war das schon öfter erwähnte Jahr 1911 mit seinen ungeheuren Bränden. Natürlich wurde dadurch der Bär gezwungen, auszuwandern, denn seine Hauptnahrung, die Zirbelnüsse, Beeren, Pilze, sowie Ratten und Mäuse, waren vernichtet. In Menge wanderten die hungrigen Peße. Geringere Exemplare wagten sich sogar bei hellem Tage in die durch die Dürre elenden Haferbreiten und Kartoffeläcker und suchten — unbekümmert um Geschrei und Schüsse der Bauern —



den wühlenden Hunger zu stillen, kamen daher auch häufig zur Strede. Starke Bären machten sich über die Viehherden her und richteten furchtbaren Schaden an. Überhaupt ist der westsibirische Bär im allgemeinen weit angriffslustiger und räuberischer als der europäische. Mit Ausnahme des archangelskischen und olonezkischen Gouvernements, sowie einiger Teile Ostrußlands, birgt Europa nicht so starke Bären, wie die Urwälder jenseits des Ural, wohl weil die Westbären kaum jemals ein so hohes Alter erreichen wie die sibirischen und vielleicht auch durch Inzucht mehr oder weniger degenerierten. Alte Bären sind aber weit räuberischer als junge und selbst als solche, die in ihrer Vollkraft stehen, denn sie sind träge und nehmen sich nur ungern die Mühe, ihre Nahrung auf ehrliche Art zu suchen. Solche alte Bären sind der Schrecken der Dorfbewohner, denn sie überfallen mit unglaublicher Dreistigkeit Vieh und Pferde und fürchten sich auch vor Menschen nur wenig. Die Zeit der vervollkommenen Feuerwaffe war eben noch zu kurz, um Erfahrungen zu vererben, die den Westbären ängstlich vor dem Menschen fliehen lassen. Unglücklicherweise hat das Vieh die dumme Angewohnheit, auf Bären, ebenso wie auf Hunde, einzudringen. Hierdurch wird der Bär genötigt, sich zu verteidigen, und, zu höchster Wut gereizt, richtet er nun ein wahres Gemetzel unter dem Vieh an. Wehe dem unbewaffneten Menschen, den sein Weg zufällig vorbeiführt! Der ohnehin wütende Bär wird ihn ohne weiteres annehmen und niederschlagen. Auf diese Art kommen alljährlich viele Menschen in Sibirien zu Tode. Aber auch völlig ungerührt nimmt der alte Bär Sibiriens Menschen an und wird mit der Zeit buchstäblich „Menschenfresser“, gerade so wie Löwe und Tiger. Besonders 1911 ereigneten sich viele solche Fälle. So schoß ich im September 1911 jenen starken braunen Bären, der wenige Tage vorher ein Ostjakmädchen angenommen und grauenhaft verstümmelt hatte.

Allein beim Dorfe Jermaká an der Kondá wurden im Verlaufe einer Woche über vierzig Stück Vieh von Bären gerissen, bei Baltšhára und Tšhesnaká acht, in Sigli sechs, in Bogdanowo drei, in Jessaála vier. Diese sechs Dörfer liegen sämtlich an der Kondá und je etwa zwanzig Kilometer voneinander entfernt. Mein Jäger



erlegte zwei der Unholde, ein dritter geriet in einen Selbstschuß; zwei Bären wurden von Eingeborenen erlegt; der Fürst Dshafaridsch tötete den sechsten, und ich brachte drei weitere zur Strede. Trotzdem schien die Zahl der Bären eher zu- als abzunehmen. Stets gab es neue Hiobsposten: Zwei Heumäher waren bei hellem Tage überfallen und getötet worden; überall wurden Vieh und Pferde gerissen. Bis in den Oktober hinein dauerte dies, dann kamen die großen Fröste, und die Bären verschwanden ebenso plötzlich wie sie gekommen waren. Schätzungsweise wurden am Laufe des Irtysh und der Konda 1911 gegen sechzig Bären geschossen; der Verlust an Menschenleben betrug fünf, an Vieh gegen dreihundert Stücke.

Sonderbarerweise werden einige Gegenden fast ganz verschont, obwohl viele Bären vorhanden sind. So werden am Mittellaufe des Ob nur sehr selten Kühe gerissen, während am Unterlaufe dieses Stromes, am Irtysh und an der Konda alljährlich viel Schaden angerichtet wird. Der Bär am Laud und am Ländisch ist dagegen harmlos, während wiederum am Turtak und am Mittellauf des Jenissei sehr böartige Bären sein sollen. Im allgemeinen ist der Bär der ausgedehnten Kiefernheiden geringer, heller gefärbt und harmloser als der Peß des „schwarzen Urmán“, der Zirbelwälder. Der gefürchtetste Typ ist der sogenannte „Tartarenbär“, so genannt, weil er meist in der Mitte des Gouvernements Tobolsk, die von Tartaren bewohnt ist, angetroffen wird. Er bevorzugt Tannen- und Zirbelwälder, hält sich aber gern in der Nähe der Dörfer auf, da er — im Alter — fast ausschließlich von Vieh lebt. Dieser Typ ist meist schwarzhaarig, kurzköpfig und hochgestellt, mit nach oben gestülpter dider Nase. Daneben gibt es aber auch braune und schwarze Bären mit schmalen, langen Köpfen, „rüffelartigem“ Fang, Bären mit und ohne weißen Kragen. Dieser weiße Kragen kommt, je weiter nach Osten, desto häufiger vor, auch sind weißliche oder weiße Gehörspitzen bei den Bären Sibiriens keine Seltenheit und kommen ebensogut in Westsibirien wie in Nordchina vor, während sie in Europa sehr selten sind. In einem und demselben Wurf kommen aber Bären vom „Tartarentyp“, mit und ohne weißen oder goldgelben Kragen, mit und ohne helle Gehörspitzen, rein schwarze neben



braunen, gelblichen oder grauen Bären vor, so daß an eine Art- oder Rassen-trennung nicht zu denken ist. Ganz ebenso wie mit dem Bären verhält es sich mit dem Zobel, Marder und anderen Tieren. Im allgemeinen werden Individuen, deren Heimat der „Schwarze Urmán“ ist, dunkler gefärbt sein als die Heidewälder bewohnenden.

Merkwürdig ist die Leidenschaft alter, bössartiger Bären, Artgenossen zu töten und zu verzehren. So fraß bei Kälteni an der Ronda 1911 ein starker männlicher Bär (er wurde tags darauf über den Resten seines Gegners erlegt) einen anderen, gleichfalls recht starken, auf. Die Bege waren jedenfalls zufällig aufeinandergestoßen, als sie in der Heide die von Eingeborenen gestellten Sämlingen und Sprentel beraubten, — eine Beschäftigung, die von allen Bären sehr geliebt wird, schmecken doch mühelos erbeutete Auerhähne sicherlich einem Bärengaumen ebenso gut, wie im Sommer erbeutete hilflose Jungenten. Da hat's wohl Neid und Streit gegeben, und der Sieger wollte so eine Menge Wildbret und Weiß\*) nicht ungenutzt verkommen lassen, — schnitt also seinen Gegner einfach an . . .

Dieser — gewiß boshafte — alte Bär nahm den Jäger, einen russischen Ansiedler, merkwürdigerweise nicht an, sondern ergriff nach dem Schuß, vor Schmerz und Angst brüllend, das Hasenpanier. Überhaupt ist der Bär unberechenbar. Er gerät leicht in Wut und kann dann gefährlicher werden als irgendein anderes Tier. Oder er nimmt den Jäger aus Angst an, weil er sich einbilden mag, es gäbe kein Entrinnen mehr. Umgekehrt aber verzagt er mitunter in durchaus nicht verzweifelten Situationen und flieht sogar vor Weibern und Kindern. Welche Gefahren für den Jäger bei dem Ansjß am Luder und bei der Lagerjagd im Winter bestehen, mag der Leser in meinem Buche „In sibirischen Urwäldern“ lesen.

Der westrussische Bär ist durch ewige Verfolgungen (vererbte Erfahrungen!) so sehr eingeängstigt, daß er kaum jemals ein wirklich gut ausgestattetes, unterirdisches Winterlager bezieht, sich vielmehr meist in einer flachen Grube oder unter irgendeinem Windbruche bettet und das Lager nur liederlich mit etwas Zweigwerk auspolstert. Er liegt daher auch meist auf dem „Qui vive“ und läßt sich regel-

\*) Fett (waidmännischer Ausdruck).

recht auf die Schützen zutreiben. Stets macht er Widergänge und Hafes, ehe er sich (stets nordwärts) zum Lager begibt, und sucht seine Fährte geradezu raffiniert zu verbergen. Nur selten, und nur bei sehr hartem Frost, wird es gelingen, ihn im Lager zu schießen. Anders schon der Bär des hohen Nordens und der Einöden Ostrußlands. Der sibirische Bär legt aber sein Lager stets unterirdisch an und bezieht es — wurde er nicht gestört — gern auch in künftigen Jahren, wobei er es mehr und mehr vergrößert und ausbaut. Im Gebirge dienen Höhlen und Klüfte zum Unterschlupf. Weder der Gebirgsbär noch der sibirische werden daher — unter normalen Verhältnissen — im Treiben zu jagen sein. Ersterer dürfte meist im Winter ziemlich sicher vor Verfolgungen sein, während letzterer, einmal durch Hunde aufgestöbert, im oder am Lager zu erlegen ist.

Während die Bären südlicher gelegener Länder gewöhnlich nur einen kurzen Winterschlaf halten und diesen in milden, schneearmen Wintern sogar unterbrechen, schläft der nordrussische und sibirische Bär den ganzen Winter über in lethargischem Schlaf — ohne die geringste feste oder flüssige Nahrung zu sich zu nehmen. Sobald im Herbst die ersten schweren Fröste einsetzen, begibt sich der Bär zum Lager. Selbst wenn er durch Nahrungsmangel oder Brände Hunderte von Meilen von seiner Heimat vertrieben wurde, wechselt er — in schnurgerader Richtung — zurück, es sei denn, daß ganz besondere Umstände hindernd wirkten. Deshalb sieht man im Herbst bei erstem Schnee so oft viele Bärenfährten, die alle nach einer und derselben Richtung laufen. So hatten vor einigen Jahren im jennisseischen Gouvernement ungeheure Waldbrände gewüthet, und die Bären waren über den Ob nach den benachbarten Gouvernements Tomsk und Tobolsk ausgewandert. Im Spätherbst wanderten diese Bären samt und sonders zurück. Ebenso 1911 die Bären, die aus der Umgegend des Turtas, der Arlymka, Demjánka, des Mittelirtysch usw. nach Norden und Nordwesten gewandert waren.

Die zwei bis drei Jungen werden im Januar geworfen, wobei die Bärin schwere Wehen zu dulden hat. Nach etwa acht bis zehn Tagen werden die Kleinen sehend, wachsen aber in der ersten Zeit sehr langsam, und erst nach Verlassen des Winterlagers schneller. Eine Bärin,



die sich Mutter fühlt, verjagt im Herbst stets die vorjährigen Jungen, die sich dann in der Nähe gewöhnlich gemeinsam einlagern. Im Frühjahr findet sich die Familie meist wieder zusammen. Mit vollendetem dritten Lebensjahre trennt sich die Nachkommenschaft endgültig von der Mutter, denn dann wird der Bär fortpflanzungsfähig. Die Bärzeit fällt — ebenso wie in Rußland — in die Zeit um Johanni und Peter=Pauli. Es gibt dabei heftige Kämpfe unter Gebrüll, Schnaufen, furchtbaren Ohrfeigen und Bissen zwischen den eine brunstige Bärin begleitenden männlichen Bären. Da, wie oben angeführt, die Bären ungemein weit wandern, ist die Gefahr der Inzucht in der eigentlichen Wildnis ausgeschlossen. Anders in den abgegrenzten Waldresten des Westens.

Die gewöhnliche Nahrung des Bären Sibiriens besteht aus Würmern, Maden, Preiselbeeren, Blau- und Schwarzbeeren, Ebereschbeeren, Himbeeren und schwarzen Johannisbeeren, Hagebutten, Pilzen und Zirbelnüssen, Erdschhörnchen, Ratten und Mäusen, Fischen, die er aus Reusen und Fischgärten raubt, jungen Enten und hie und da Rentier- und Elchälbern. Eier, junge Birkhühner und Junghasen werden gelegentlich genommen, selbst Frösche und Schlangen. Auch Igel verschmäht der Bär nicht. Im Frühjahr nimmt der Bär eine Art Purganz in Gestalt von Moosbeeren zu sich, um den harten Winterpfropfen los zu werden, der den Darmausgang verschließt. Dieser Pfropfen besteht aus Kot und Haaren und erreicht die Größe einer starken Männerfaust. Aufgeschreckte Lagerbären verlieren manchmal den Pfropfen, was stets Blutungen verursacht. Wozu dieser Pfropfen dient und ob der Bär ihn durch Rauen harziger Rinden festigt, wie viele Jäger behaupten, ist eine offene Frage. Auch ist es zweifelhaft, ob das Zerbeißen und Zertraken von Nadelholzstämmchen in der Umgebung des Lagers hiermit im Zusammenhang steht. Fürst Schirinski und Fürst Dshafaridsse bezweifeln das, während andere Jäger die Frage bejahen.

Ehe der Bär sein Lager bezieht, bummelt er einige Tage in der nächsten Umgebung herum (im Gegensatz zum Westbären), liegt auch wohl träge und schläfrig auf dem ausgeworfenen Sande vor dem Eingang und sichert von Zeit zu Zeit. Dann erst geht er „zu Bett“.

Gewöhnlich gräbt der sibirische Bär, ehe er sich endgültig für einen Lagerplatz entscheidet, mehrere Gruben, läßt aber — aus irgend welchen Gründen — die Arbeit im Stich, sei es nun, daß ihm der Ort nicht paßt oder der Boden nicht behagt, sei es, daß irgendwelche Wurzeln das Graben erschweren und seine Wut reizen, oder der Untergrund feucht ist. Jedenfalls findet man in der Umgegend eines Lagers häufig mehrere, sogar fast vollendete „Probelager“.

Alte, erfahrene Bären lagern stets allein, ebenso alte, gelte Bärinnen, und legen ihr Lager gern in Stangenhölzern oder auf Moorsinseln, weit von allen Ansiedelungen, an. Junge männliche Bären lagern gern in Dickichten und Windbrüchen zusammen in einem Lager; auch nimmt die Bärin gern ihre vorjährigen Jungen zu sich, vorausgesetzt, daß sie keinem freudigen Ereignis entgegensteht. Denn die Bärin wirft nur unter günstigen Bedingungen alljährlich.

**S**rüben an der Heide soll der Brunstplatz der Elche sein. Nur wenige sind es heuer, deren Fährten sich im Uferschlamm abdrückten, denn auch den mächtigen Elch vertrieben die Brände. Langsam und vorsichtig birsche ich durch das Moor, mein alter Jäger Michail hinter mir drein. Schon rötet die Sonne die Spitzen der Kiefern, als wir die Heide erreichen. Jeden Augenblick können wir das ersehnte Schaufelwild zum Schuß bekommen, daher vorsichtige, peinliche Beachtung des Windes.

Ein alter Ausbrand, wie so viele andere, nur in der Bodensenkung Porstkraut und Büschel der Blaubeeren, dahinter eine grüne Wiese und die breiten dunklen Wipfel des schwarzen Urmán, des sibirischen Zirbelwaldes. Hierher hat die Flamme nicht gereicht. Wie eine Dase in der Wüste mutet uns der herrliche, frische Waldbestand an. Wenn es Elche in dieser Gegend gibt, so müssen sie hier sein.

Wie Katzen schleichen wir über den weichen Heideboden, wie Raubtiere blicken wir uns um. Ein paar verdorrte Kiefernstämme. Hier wollen wir bleiben, warten. Der Wind steht gut, schräg von vorn ins Gesicht. Schon sinkt die Sonne hinter dem Rande der Moore. Nun ist's bald Zeit. Jeden Augenblick kann der erste Brunstschrei eines Elchschauflers herüberklingen . . .



„Herr, ein Raubtier!“ Der Alte stößt mich an die Schulter. Nichtig, in der Heide, dicht an der Wiese, bewegt sich ein dunkles Etwas. Für einen Elch ist's zu niedrig, für ein geringes Rentier zu schwarz — ein Bär! Langsam zieht er durch die Porstkräuter, bleibt schnüffelnd stehen — springt zu. Mäuse fängt er. Dann wendet er sich, so daß er deutlich zwischen zwei Stämmen erscheint — und im Knall ist er verschwunden. Nichts mehr zu sehen. Ist er weg, liegt er? Regungslos kauern wir hinter den Baumstümpfen. „Er ist einge-



Michail Panow mit dem Bären.

schlafen, Herr.“ Der alte Michail lacht. „Dein Gewehr hatte einen so schönen Knall, und wenn's so knallt, dann sitzt die Kugel.“ Uberglauben . . .

Endlich stehen wir auf und birschen vorsichtig näher. Dort im Porstkraut liegt er, wie ein großer schwarzbrauner Sack, regungslos. Mitten durch den Schädel ist ihm das Geschos gefahren, nicht einmal den Knall kann er gehört haben. In seiner Fährte ist er „eingeschlafen“, ganz wie der alte Jäger meinte.

Ein warmer Abend und daher, trotz der vorgerückten Jahreszeit, viele bissige Mücken, die uns beim Abschärfen der Beute peinigen.

Endlich sind wir fertig. Die schwere Haut nehme ich auf den Rücken, der Alte leucht unter der Last des Schädels und eines Schinkens hinter mir her. Unerträglich heiß ist solch Pelzwerk beim Gehen durch das tiefe Moor. Nach langem Irren in tiefer Dämmerung erreichen wir den Fluß. Wo ist nun das Boot? Stromab- oder stromaufwärts? Der Fluß krümmt sich in unglaublichen Windungen durch den finsternen Urwald. Mühsam stapfen wir durch die Dunkelheit, Werst für Werst.

Michail bleibt stehen: „Es kommt jemand hinter uns her!“ Schnell bin ich schußfertig — nichts zu sehen. Schwarze Finsternis. Wir müssen es aufgeben, das Suchen nach dem Boote. Hier liegt trodenes Fallholz, dürre Baumstämme ragen überall. Die Last sinkt von der Schulter, schneller Beilschlag liefert Spähne, und hell schlägt die Flamme aus der knisternden Birkenrinde auf.

Da schnauft es neben uns im Busch, dröhnende Sprünge. Ein Bär . . . Der Alte murmelt einen Fluch zwischen den Lippen: „Es ist doch zu toll, Herr, überall die hungrigen Bestien!“ Was hat der wohl gewollt? War er von der Bitterung des toten Kameraden angezogen worden, oder war es Neugier? Jedenfalls sind wir froh, ein wärmendes Feuer zu haben, denn in solcher Dunkelheit sind Bärenbegegnungen nicht angenehm, selbst für den erfahrensten Urwaldjäger.

Warm ist es am Feuer. Haben wir auch nicht Decken und Kissen, so schläft sich's doch gut im flüsternden Walde. Und als wir am nächsten Morgen weiter wandern, schreitet der Fuß leicht und freudig dahin. Wenige hundert Schritte nur — da liegt unser Boot am Ufer, dort hängt unser Teekessel und dort liegt zusammengerollt die Zeltbahn!

Es geht eben nicht alles programmäßig im Urwalde, und nicht nach jedermanns Geschmack ist es, in der Wildnis zu jagen.

---



## Der Elch.

Der westsibirische Elch ist vom europäischen höchstens durch erheblichere Größe und stärkere Geweihbildung verschieden. In den letzten Jahren haben verschiedene Gelehrte versucht, auch aus den Elchen der alten und neuen Welt verschiedene Arten und Unterarten zu machen, doch sind solche Versuche, so lange nicht genügendes Material vorliegt, lediglich als Spielereien zu betrachten. Artspaltungen könnten nur gutgeheißen werden, wenn auf Grund genauester anatomischer Untersuchungen Verschiedenheiten einwandfrei festgestellt sind. Dazu verfallen die Herren meist in den Fehler, der Geweihbildung des Elches eine zu große Wichtigkeit beizumessen. Zur Bestimmung von Arten und Unterarten ist die Geweihbildung schon deshalb von sehr problematischem Werte, weil die Geweihe sekundäre Geschlechtscharaktere sind und je nach Aufenthalt, Lebensweise und Nahrung der Individuen stark variieren. Auch lassen die Herren das biologische Moment gar zu sehr außer acht, indem sie die Hirsche und Elche verschiedener Stromgebiete von einander trennen. Ist doch gerade der Elch ein ausgesprochenes Wanderwild und spielen Entfernungen von vielen Hunderten von Kilometern keine Rolle. Außerdem dürfte das Material, das bisher zu Untersuchungszwecken vorgelegen hat, unzuverlässig sein, da es sich meistens um gekaufte Schädel und Geweihe, die den Untersuchungen als Grundlage dienten, handelt. Zweifellos bestehen zwischen den Elchen des Ostens und Westens gewisse Unterschiede in der Schädelbildung; vor allem aber in der Länge der Schädelbasis, doch dürften diese Merkmale bisher durchaus ungenügend sein, um aus ihnen neue Arten oder Unterarten bestimmen zu können. Auch findet man unter den sibirischen Elchen einer und derselben Gegend Exemplare mit längerer oder kürzerer Schädelbasis, wie auch solche Individuen, die sich der europäischen Form in der Geweihbildung nähern, während andere an den nordamerikanischen

und ostsibirischen Elch des Lenagebietes in der Form der Stangen und Schaufeln erinnern. Daß der Elch des Nordens im allgemeinen vielleicht etwas stärker im Körperbau ist als der südlicher gelegener Gebiete, mag sein, genügendes Material liegt aber nicht vor, um hier einen feststehenden, von anderen unterschiedenen Typ erkennen zu können.

In der Färbung variieren die Elche Sibiriens bedeutend. So findet man fast schwarze oder schiefergraue Exemplare mit grauweißen, hellen Läufen, neben bräunlichen, gelblichgrauen und sogar rötlichen Exemplaren mit mehr oder minder bräunlichen oder dunklen Läufen in einem und demselben Rudel. Meiner Ansicht nach sind in der Regel jüngere Exemplare dunkler gefärbt als alte, und auch die Färbung der Läufe ändert sich nach Jahreszeit und Alter der betreffenden Stücke ganz bedeutend.

Die Geweihe der Elche Westsibiriens weisen mitunter ebenso wie die des Ostens und Amerikas ganz kolossale Dimensionen auf. Die Schaufeln sind breit und weit ausladend und zeigen häufig eine Endenzahl von dreißig und mehr. So befinden sich in der Sammlung meines Freundes Baron Budberg in Tobolsk eine große Anzahl von ihm und Fürst Dshafaridsse erlegter Schaufeln, deren Endenzahl zwischen zehn und ungeraden sechsunddreißig Enden schwankt. Einzelne der Schaufeln haben Dimensionen, die lebhaft an die Alaska-Trophäen Niededs erinnern, und diese zum Teil sogar in der Stärke fast erreichen. Da der Elch Sibiriens noch nicht durch Kultur und falschen Abschuhbetrieb degeneriert ist, kommen Spießer und Gabler nur selten vor, vielmehr schiebt der normale sibirische Elchhirsch schon ein Erstlingsgeweih von sechs Enden. Im allgemeinen herrscht in Westsibirien die breite Schaufelform unter den Elchgeweihen vor. Stangengeweihe, wie sie da und dort im europäischen Rußland, in Finnland, Schweden und den baltischen Provinzen vorkommen, sind eine große Seltenheit. Mir persönlich sind bloß drei typische Stangenhirsche aus Westsibirien bekannt. Der eine wurde vor einigen Jahren an der oberen Kuma von Fürst Alexander Dshafaridsse erlegt, besitzt eine Auslage von annähernd 1,5 Metern und ein gerades rundstangiges Geweih mit langen spitzen Enden, ohne jede Andeutung



von Schaufeln. Dieser Hirsch war uralt und von geradezu riesigem Körperbau; er wurde durch Dublette zusammen mit einem gleichfalls sehr starken Hauptschaufler erlegt; die anderen wurden von Baron Budberg und mir gestreckt.

Fürst Dshafaridsje, einer der besten Beobachter und Kenner des sibirischen Elches, stimmt mit Baron Budberg und mir darin überein, daß wesentliche äußerliche Unterschiede zwischen den Elchen verschiedener Gegenden nicht festzustellen sind. Diese unsere auf langjähriger Erfahrung beruhende Anschauung deckt sich mit der Ansicht eines unserer besten Elchkenner und Cervidenforscher, Fritz Bleys. Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle auf die geradezu klassische Monographie des Elches von Fritz Bley in den Meerwarthschen „Lebensbildern aus der Tierwelt“ (Robert Voigtländer Verlag, Leipzig) hinzuweisen; findet sich dort doch alles Wissenswerte über den Elch in gedrängter und dabei künstlerischer Form vereinigt. Meine eigene Monographie über den Elch, der 1908 erschien, entspricht heutzutage nicht mehr in allen Punkten meinen Anschauungen, besonders was die Geweihbildung des Elches anbelangt, die ich damals noch nach der Theorie Altums behandelt habe.

Der Elch Sibiriens weist im Durchschnitt bedeutendere Gewichte als sein europäischer Bruder auf: Gewichte von 1200 bis 1500 Pfund russisch (aufgebrochen) sind keine Seltenheit.

Die sibirischen Elche sind im allgemeinen bössartiger als die europäischen. Es kommt häufig vor, daß Elche, besonders junge Exemplare, den Menschen annehmen. Auch ist es nicht jedermanns Sache, mit einer Elchkuh, die noch schwache Kälber führt, im Dickicht unvermutet zusammen zu stoßen. Auch dem im allgemeinen vorsichtigeren starken Schaufler folge man nur mit größter Vorsicht auf der Schweifsfährte.

Während der Brunft werden heftige Kämpfe zwischen den Hirschen ausgetragen. Die Brunft fällt, wie im europäischen Rußland, etwa in die Zeit zwischen dem 20. August und dem 15. September russischen Stils. Die Elche ziehen manchmal Hunderte von Kilometern von allen Seiten nach den gewohnten Amsungsplätzen, um sie nach der Brunft ebenso wieder zu verlassen. Überhaupt existiert in



Sibirien kein eigentliches Standwild in unserem Sinne. Ungünstige Witterung oder Waldbrände können das gesamte Hochwild auf Jahre hinaus aus einer Gegend vertreiben. Auch wandert das Wild im Sommer nordwärts, im Winter nach Süden, und je nach den Nahrungsvhältnissen von einem Walddistrikt in den andern. Im allgemeinen bevorzugt der Elch den Urmán als Standort. Hier wachsen in den Niederungen Weiden und Espen, an sonnigen Partien stehen Ebereschen in großer Zahl, und die Dickichte der Zirbelkiefern, Fichten und Edeltannen bieten sicheren Unterschlupf. In die Heiden wechselt der Elch selten und ungern, da sie ihm nur magere Kost bieten und der Elch Sibiriens nur in Ausnahmefällen junge Kieferntriebe anrührt. Dagegen verbeißt er neben Weiden und anderen Weichhölzern gern Birken. Seine Hauptnahrung ist aber Espenrinde; dazwischen werden Froschlöffelkraut und auch Stengel der Wasserrosen und andere Sumpf- und Wasserpflanzen gern geäst. Diese Kost findet der Elch vorzüglich in den tiefgelegenen Grasmooren und Birkenwäldern an den Ufern der zahlreichen Flüsse und Bäche der sibirischen Urwälder. Dorthin verzieht er sich auch zur Müdenzeit im Frühjahr und Sommer, um manchmal stundenlang im Wasser der Flüsse und Seen zu liegen. Dieses „Baden“ ist ihm das einzige Mittel, der Fliegen- und Bremsenplage zu wehren. Bis an die Küstern taucht der Elch ins Wasser, und nur die langen Gehöre, das Geweih und der Windfang ragen über die Oberfläche. Als vorzüglicher Schwimmer überrennt der Elch die breitesten Seen und Flüsse mit Leichtigkeit. Auch überwindet er schwankende Moore fast ebenso gut wie das Rentier, ist aber bei hoher Schneelage und auf dem Eise weit hilfloser als jenes. Deshalb steht der Elch, wenn im Spätherbst und Winter hoher Schnee im Walde liegt, meist in ganz kleinen Nadelholzbezirken, in denen er förmliche Wege eintritt.

Starke Elchhirsche werfen gewöhnlich im November ihren Kopfschmuck ab, während geringere Exemplare häufig noch im Dezember Geweihe tragen. Im Frühjahr entwidelt sich das neue Bastgeweih, das Mitte August fertig veredelt und gehärtet ist und dann an Büumen blankgefegt wird. Am schlimmsten wird der Elch von der an ihn gebundenen Elensfliege (*ornithobia pallida*) geplagt, einem scheuß-



lichen Insekt, das, wenn es auf den Menschen übergeht, kaum aus den Haaren herauszukämmen ist. Der Stich dieser lausähnlichen Fliege ruft bössartige Entzündungen hervor. Ferner leidet der Elch unter Zeden und Bremsen (*Cephenomia Ulrichii* und *Hypoderma alcis*), wenngleich vielleicht nicht ganz so arg wie das Rentier. Tritt in einem Reviertheile starker Wassermangel auf, so unternehmen die Elche häufig weite Wanderungen. So stehen die Elche des Ural im Sommer in den Niederungsgebieten der Flüsse, um im Herbst und Winter zurüdzuwandern; so daß man von eigentlichen Ural-Elchen kaum reden kann.

Außer den Menschen hat der Elch wenig gefährliche Feinde, wagt sich ja selbst der stärkste Bär nur in den seltensten Fällen an ein ausgewachsenes Stück heran. Dann kommt es zu furchtbaren Kämpfen, in denen häufig der Bär den kürzeren zieht. Kälber und schwache, franke Stücke fallen dem Bären manchmal zur Beute, ebenso mag es ausnahmsweise einer Rotte Wölfe gelingen, schwächere Stücke zu reißen. Während des Sommers und in der Brunstzeit stellt sich der Elch nur ungern den Hunden, während er im Spätherbst, wenn er abgebrunftet und schwach ist, leicht zum Stehen zu bringen ist. Die Elchkuh beträgt sich in diesem Falle wesentlich anders als der Hirsch, denn während dieser meist still im Dickicht steht und beständig sichert, bewegt sich das Tier sehr heftig und sucht die Hunde durch Blasen, Schnaufen und Umhertrampeln einzuschüchtern und zu verjagen. Außer dem lauten Schnaufen und Blasen wird in höchster Wut auch noch ein tiefes grunzendes Brummen ausgestoßen, das dem Brummen eines gereizten Bären nicht unähnlich ist. Der Brunstruf klingt wie: da! da! da! Einen Brunstlaut des Tieres habe ich nicht vernommen, zweifle aber nicht daran, daß es doch einen solchen gibt. Der zur Brunstzeit gereizte Hirsch schlägt mit dem Geweih heftig gegen Bäume und Sträucher und stampft mit den Vorderläufen tiefe Gruben ins Moos. Schon lange vor Beginn der eigentlichen Brunst besuchen die Hirsche die Brunstplätze, schlagen mit den Vorderläufen die Moosbede und das Erdreich auf und verunreinigen diese Gruben durch Nässen; jedenfalls, um durch diese Witterung das weibliche Wild anzulocken. Ein Anjitz an solchen Gruben kann bei nötiger



Ausbauer des Jägers mitunter von Erfolg gekrönt sein, nur achte man peinlich auf den Wind, da das Elchwild nicht nur außerordentlich fein vernimmt, sondern auch so scharf windet wie kein anderes Wild. Auch durch Nachahmen des Brunftlautes mit Hilfe des „Rufes“ auf einer trichterförmigen, aus Birkenrinde gefertigten Tute läßt sich der Hirsch vor die Büchse loden. Einen Gegner vermutend, nähert sich der Elch, vorausgesetzt, daß der Wind nicht ungünstig ist, dem Schützen auf wenige Schritte, dabei in höchster Wut schreiend und mit dem Geweih um sich schlagend. Diese Jagdart ist, besonders da sie an dunklen Herbstabenden und -morgen ausgeübt wird, nicht nur sehr spannend und aufregend, sondern unter Umständen auch äußerst gefährlich. Auch läßt sich der Elch durch Schlagen und Reiben eines Schulterblattknochens oder einer Geweihstange an Büschen und Bäumen manchmal anlocken. Ebenso ist die Birsch auf den Elch in günstig gelegenen Revieren häufig von Erfolg; besonders der Spätherbst, wenn ein wenig Spurschnee liegt, ist eine günstige Jahreszeit für diese Jagd.

Die Bauern jagen den Elch gewöhnlich im Frühjahr und Sommer, indem sie in warmen Nächten auf ihren leichten Bötten leise ruderd die Flüsse hinabfahren und das sich suhlende oder am Wasser äsende und schöpfende Wild beschießen. Natürlich wird bei dieser unwaidmännischen Jagdart (unwaidmännisch, weil alles, gleichgültig, ob Hirsch oder Tier, geschossen wird und die Hirsche noch weiche Kolbengeweihe tragen) infolge der unsicheren Beleuchtung und infolge der mangelhaften Gewehre viel mehr Wild angeschossen als tatsächlich erbeutet. Auch hegen die Bauern und Eingeborenen den Elch auf Schneeschuhen, wenn die tiefe Schneedecke mit einer harten Kruste bedeckt ist, bis er schließlich mit blutig geschundenen Läusen unfähig ist, sich fortzubewegen und so dem Jagdschinder zur Beute wird. Oft kann der Bauer dann sein Pulver sparen, er schlachtet das arme Tier einfach ab. So fallen wahllos Hirsch und Tier (letzteres im März bereits hochbeschlagen) den Nasjägern zur Beute. Auch stellen die Eingeborenen und Ansiedler an Wechselln und Pässen allerlei Fallen, die entweder aus einem spitzen Eisenbolzen bestehen, der über dem Passe angebracht wird, sich durch Berühren einer über den





Altes Elchthier.

Wechsel gezogener Schnur auslöst und von oben dem Elch oder Rentier in den Rücken fährt, oder aus einem sogenannten Schlißbaum, einer geradezu teuflischen Vorrichtung, die gleichfalls auf dem Wechsel angebracht, durch Berührung seitens des Wildes ausgelöst wird. Der Balken des Schlißbaumes schlägt, sowie das Wild die Abzugschnur mit der Brust berührt, nach oben und sticht ein an ihm angebrachtes breites Messer dem Wilde in den Unterleib. Vor Schreck und Schmerz rasend, sucht das Tier zu fliehen und schließt sich dadurch den ganzen Leib auf, so daß das Gescheide herabhängt. Oft bauen die Leute viele Kilometer lange Zäune, an deren Durchlässen sie ihre Mordwerkzeuge, Schlißfallen und Selbstschüsse anbringen oder tiefe Gruben graben, die sich nach unten hin verbreitern und mit Brettern ausgekleidet sind und oben mit einer leichten Schicht Reisig und Moos verdeckt werden. Tritt ein Elch oder Rentier auf solche leichte Decke, so bricht es durch und fällt in die tiefe Grube, um dann mühelos von den Jagdschindern abgeschlachtet zu werden. Dabei gehen besonders die russischen Ansiedler sehr gewissenlos zu Werke, indem sie diese Fallen nur selten revidieren und auch, wenn sie die Gegend verlassen, nicht abstellen, so daß in ihnen eine Menge Wild nutzlos zu Grunde geht.

Natürlich geht durch diese Raubwirtschaft der Wildstand von Jahr zu Jahr zurück, und sollten nicht endlich schärfere Schongesetze kommen, und sollte künftig den Leuten nicht schärfer auf die schmutzigen Finger gepaßt werden, so ist der Tag nicht fern, da der letzte Elch und das letzte Rentier der Menschenbestie zum Opfer gefallen sein wird. Die größten Elchstände Westsibiriens beherbergte noch vor wenigen Jahren die Umgebung des Turtak, eines Flusses im mittleren Teile des Gouvernements Tobolsk, doch haben hier Waldbrände und rücksichtslose Verfolgung den Elch bis auf wenige Exemplare ausgerottet. Der Ural weist nur mäßige Elchstände auf, während unser Wild im Oberlaufe der Kuma, am Laub, Ländisch und an der oberen Kondá, sowie am Wach und an der Szóhwa noch häufig ist. Ebenso besitzt das Gouvernement Tomsk stellenweise viel Elchwild, auch ist der Elch im Kreise Surgút noch gemein. Das Stromgebiet des Jenisséi beherbergt stellenweise viel Elche, und



auch Ostsibirien weist noch starke Stände auf, besonders die Flußgebiete der Lena und der Dněkma. Auch im Chingán und im Amúrgebiet kommen noch zahlreiche Elche vor. Selbst in der nördlichen Mandschurei, am Sungári. Man kann sagen, daß fast die ganze nördliche und mittlere sibirische Waldregion noch reich an Elchen ist. Auf Sachalin und Kamtschatka fehlt der Elch, hat sich aber in der Küstengegend nördlich dieser Halbinsel neuerdings öfters gezeigt.

Als der Winter ins Land zog, waren Wassili Zwánow und Peter Trosimow heimgezogen ins Dorf. Sie hatten die Fallen und Sprengel eingesammelt, hatten Häute und Wild auf den Schlitten gepackt, den schweren, großen Espenfloß vor die Tür der Hütte gewälzt und waren davongegangen. Es hatte ja auch keinen Zweck mehr, in der rauchigen Hütte zu wohnen: Hochwild gab's eben wenig in der Gegend, die Zobel und Marder waren rar geworden. Und wenn man für die paar Otter und Eichhörnchen, die man dies Jahr erbeutete, noch einen leidlichen Preis erzielen wollte, mußte man sich sputen, zum Dorfe zu kommen — denn bald war ja die große Wintermesse in Irbit.

Wieder war Neuschnee gefallen — dichtes, flockiges Weiß. An den Zweigen, in den Ästen der Fichten hing's schwer und kalt, daß der Tann ächzte und knarrte. In der Bodensenke, wo der Trittweg ins Moor führt, steht ein Berhau von Astwerk und Strauch. Und über den Pfad spannt sich, beschneit und beeißt, eine Schnur. — Sie vergaßen ihn hier, den Pödsel, die Mordfalle, als sie den Wald verließen, die Leute. Sie vergaßen, die Maschine abzustellen, damit kein Wild sich nutzlos verlehete. — Von Pfosten zu Pfosten spannt sich die Schnur. Sie endet am Hölzchen, das, in Kerbe und Schnitt gepakt, die Falle fängisch gestellt und den schweren Balken, der an einem Pfahl in losem Gelenk hängt, am Emporschnellen hindert. Das dünne Ende liegt an der Erde, das schwere, dicke

Stammende starrt in die Höhe. Und am dünnen Ende sitzt breit und doppelt scharf ein rostiges Messer. — — —

Das ist der Bödsel, die Schlißfalle. Wehe dem Ren oder Elch, wehe dem Bären, der da hineintappte, der die Schnur berührte! Dann schnellt der Balken in die Höhe — das Messer fährt ins Gescheide. Sie hatten ihn hier vergessen, die Leute, den Bödsel. Heute sah er ja sehr friedlich aus: zwei beschneite Pfosten, ein schneebeladener Balken, verwehtes Astwerk — sonst nichts. Ganz harmlos, wie zufällig liegen gebliebener Bruch, wie zerbrochenes Gebälk. Nichts Besonderes.

Schon lange, sehr lange, war kein Wild gewechselt auf diesem Pfade. Die Elche waren fortgezogen — Gott weiß, wohin —, seit aus den Hütten hier im Walde der Rauch wirbelte, seit die Menschen und ihre Hunde durch die Taiga zogen, auf der Suche nach Flugwild und Pelzgetier. Auch „Mischka“, der Bär, hatte sich den ganzen Sommer über ferngehalten, geärgert ob des Lärmes. Jetzt lag er im Lager im tiefen Winterschlaf — viele, viele Meilen von hier, irgendwo in stiller Heide, wo kein Mensch geht, kein Hund kläfft, wo nur die Spechte an branddürre Föhre trommeln bei sonnigem Wetter, so daß man im Halbschlaf denkt, es sei bald Frühlingszeit und das Wandern könne nun wieder beginnen.

Auch die Rentiere waren fortgezogen von hier, seit der Bödsel zwei aus ihren Reihen mordete. Der Ort war ihnen unheimlich geworden. Nur ein alter Elchhirsch war zurückgeblieben am Flusse. Dort hatte er seit langer Zeit seinen Stand — Sommer und Winter. Seit der Zeit, da ihm das heiße Blei des Ansiedlers in die Keulen gefahren war. Die Hunde waren um ihn herum gewesen damals wie die Teufel, er aber hatte sich gewehrt. Einen hatte er unter die Schalen der Vorderläufe gestampft, den zweiten aber auf die Schaufeln genommen und durch die Luft geschleudert in hohem Bogen, daß er laut aufheulend in die Fichten flog. Und dann war er geflohen in rasender Eile, bis er Ruhe und Rast gefunden am Fluß, im wildesten Windbruch. Lange hatte er gekümmert, nur langsam verharste die Wunde. Und als er endlich ausgeheilt und ihm im Sommer der neue Hauptschmud wuchs, fehlten die Schaufeln. Zwei



nach unten gekrümmte Spieße waren gewachsen, mit stumpfen Enden, häßliche, knorrige Äste.

Heute will er durchs Revier ziehen, einen neuen Standort suchen. Die Jäger und ihre Hunde sind fort — er kann's wohl wagen. Und die Äsung unten am Fluß ist knapp geworden, man muß sehen, ob man nicht weiter drüben, jenseits des Moores, einen besseren Winterstand findet. Durch das schneeschwere Gezweig schiebt sich die gewaltige graubraune Masse. Langsam, sichernd zieht der Elch in die Heide. Alles still — nur ein paar Kollkraben tummeln sich im Gewipfel der Föhren und Krähen. Langsam zieht der alte Hirsch den Wildpfad entlang zum Moore. Am Astverhau ein kurzes Stutzen, Besinnen. Dann vorsichtig vorwärts. Und von der Schnur stäubt der Schnee — — heftig schnellt der Balken empor, der Balken mit scharfem, doppelt geschliffenem, rostigem Messer.

Schwankend, keuchend, mit offenem Geäse und angstflimmernden Lichtern schleppt sich der Todkranke zur Didung. Weit hängt das Gescheide aus dem Leibe des Ärmsten heraus. Und am Fichtenbusch bricht er zusammen.

„Ork, ork, ront — krauh!“ — Schon sind sie da, die schwarzen Totenvögel. Sie kreisen über der Didung, lassen sich auf die Zweige nieder, flattern zu Boden, hüpfen herbei — und warten. Noch nicht — — Noch sind die Lichter des Elches halb offen, noch schlagen die Flanken, noch ruht und nickt der große Kopf hin und her. Doch die Raben warten, sie haben ja Zeit: noch nicht — aber bald — —

Der alte Michail hebt den Teekessel vom Feuer, schüttet die nassen Blätter in die Asche und wäscht das Geschirr, reibt es mit Sand ab. Und dann packt er alles zusammen, sorgsam, umständlich — damit nichts klappert — in Rucksäcke und Decken, verstaut die Geschirre unten, Brot und warmes Nachtzeug oben, vorn im spitzen Schnabel des Bootes, deckt sorgfältig das gefaltete, wasserdichte Leinen darüber und meldet: „Gotowo: Fertig zur Abfahrt.“

Eben dämmert's. Der Fluß in dichte, kalte Nebel gehüllt — Stille. Nur ein paar Enten rufen im Uferschilf und rauschen auf, schwirren über unsere Köpfe. Herbst ist's — die Zugzeit beginnt.

Vorsichtig steigen wir in den schmalen, schwankenden Espenkahn — ich nehme in der Mitte, der Alte hinten Platz. Und von lautlosem Ruderschlage getrieben, gleitet das Boot flußabwärts — nur am Bug plätschert es leise.

Tiefes, schwarzes Wasser. Einige weiße Mummeln und weiße Seerosen, gelbe, vom Winde abgerissene Birkenblätter auf der stillen Fläche. Das Riedgras am Ufer flüstert und raunt leise, in den Baumwipfeln spielt der Morgenwind.

Und dann leuchten die Nebel rot, es flammt in den Wipfeln der Zirbeln und Epen, die Tannen glühen, das Licht steigt auf, glänzt über die Büsche, über das stille Wasser, fladert in den Binsen, scheint über die wilde, gewaltige Szenerie. Rot leuchtet das Laub der Espe, die Birken prangen in flimmerndem Gold — schwarzgrüne Tannen und Kiefern drohen herüber, spiegeln sich im Fluß. In den blutroten Kalinkenholzbüschen schwirren die Meisen, Unglückshäher kreischen und zetern in den Föhren, am Faulstamm hämmert der Specht, und hoch im blassen Himmelsblau kreist der weißstößige Adler des Nordens.

Kaleidoskopartig gleitet die Landschaft vorüber: Wald — Sumpfwiesen — Wald. Dann ein gewaltiger Windbruch, quer über dem Fluße. Halt! Hier heißt's aussteigen, das Boot entlasten, über Land schleifen, bis der Fluß wieder frei von Bruch und Fallholz. Endlich — nach vieler Mühe und Arbeit — sitzen wir wieder im Kahn. Der Wald ist dichter geworden — zu beiden Seiten sind die Ufer höher, Kiefern herrschen vor, einzelne Lärchen und Tannen reden ihre Wipfel über die mächtige Wand des Hochwaldes. Am Ufer laufen Auerhähne umher, emsig piden sie Sandförrchen und Steinchen auf — sie sollen ihnen die schwere, harte Knospen- und Nadelkost verdauen helfen. Neugierig, ohne Scheu, äugen uns die Hähne an, nur ein paar alte Herren poltern ab — sie mochten wohl mal trübe Erfahrungen gemacht haben. . .

„Eck“, flüstert der Alte mit erregter Stimme hinter mir. Siedeheiß läuft's über die Glieder. . .

Ein geringer Gabler nur — welche Enttäuschung! Ahnungslos steht er am Ufer, wo er soeben schöpfte. Dann schlägt er mit der



Muffel nach den Fliegen, die seine Flanken umschwirren, während das Wasser noch aus dem Ufer tropft.

„Schießen, schießen!“ raunt Michail aufgeregt — er begreift es nicht, warum die Büchse auf seinen Knien bleibt, versteht es nicht, wie wenig mir an solch geringer Trophäe gelegen . . .

Plötzlich wirft der Hirsch auf — start äugt er zu uns herüber. Und dann wendet er plump — sträubt die Mähne und geht flüchtig ab, knatternd im Unterholz, mit gespreizten Läufen, in federndem, schnellem Troll . . .

Der Alte schüttelt den Kopf: „Na, so was! Steht da so eine Masse ‚Fleisch‘, und der Herr schießt nicht! Ja, sie sind drollige Käuze, die Herren aus Deutschland. —“

Weiter geht's den stillen Fluß hinab. Die hohen Heiden weichen zurück, Birkenwald, Bruch zu beiden Seiten, einzelne Inseln, bestanden mit hohen Zirbeln und Kiefern, ragen aus dem weißgoldenen Einerlei des Niederwaldes auf. In den Weiden ein paar Haselhühner, ein Sperber auf der Spitze einer toten Föhre, Dompfaffen und Ammern in den Uferbüschen.

Da rumpelt's im Geäst, bricht's — ein, zwei, drei dunkle Gestalten huschen durchs Weidicht. Mit einem Ruck hält der Rahn am Ufer — Michails Faust klammert sich an einen Busch . . .

Nun rasch — Rentiere sind's. Mit hochaufgerichtetem Grind, aufgeregt „stelzend“, ziehen sie durch den Birkenwald. Die Wedel sind aufgeklappt, die Spiegel gebläht. Nun verhoffen sie — gedeckt. Wo ist der stärkste? Sie schieben sich durcheinander — das Korn findet kein ruhiges Ziel. Schließlich — ein Punkt frei — kaum größer als eine Handbreit, ein grauer, unbestimmter Fleck . . .

Da ist — auf gut Glück — die Kugel heraus: heller Schlag, Poltern, Brechen! Fort sind sie.

Auf dem Anschuß Schnitthaar, Schweiß — erst in einzelnen Tropfen, dann in Spritzern und Lachen. Plötzlich stehe ich wieder vor dem Flusse — vor mir aber, halb im Wasser, liegt der verendete Hirsch.

Gerade kommt Michail mit dem Nachen um die Flußbiegung gerudert.

Wir brechen den Hirsch auf, sammeln Holz, um Tee zu kochen,

ein wenig Wildbret zu rösten und die abgestreifte Dede am Feuer zu trocknen. Bald ist ein förmliches Camp aufgeschlagen, und es wird Abend, bis wir mit Zerwirken und Präparieren des Hirsches fertig sind. Die Dede, Läufe, Geweih und die besten Stücke werden im Boot verstaут, der Rest wird ins Wasser versenkt. Dort hält sich das Wildbret besser, und Michail wird Leute nachsenden, wenn wir eine Fischerhütte erreichen.

**A**m nächsten Tage erreichten wir eine hohe Heide am Flußufer, wo wir uns für die Nacht niederlassen wollten, denn es war bei dem Rudern auf dem sich wie eine Schlange durch das nasse, morastige, mit kleinen Birken und Weiden bestandene Gelände hinschlängelnden Flusse recht spät geworden. Unzählige Male hatten wir aussteigen und das Boot über Land schleifen müssen, da Gott weiß wann und von wem gebaute Fischwehre überall das Fahrwasser sperren. Hier war Treibholz aller Art angeschwemmt, so daß sich stellenweise auf alle paar hundert Meter eine förmliche Brustwehr im Flusse erhob. Auch gab es viele versandete und verwachsene Stellen, so daß man das Boot nur mit größter Mühe vorwärts treiben konnte, zumal die Strömung recht stark ist. Häufig konnten wir sogenannte „Peretáski“ benutzen, alte Jäger- und Fischerpfade, kenntlich an kleinen Trittwegen mit Zeichen, die in die Bäume gehauen worden sind, und die dazu dienen, auf möglichst kurzem Wege das Boot von einer Flußkrümmung in die andere zu ziehen, statt unter Umständen mehrere Werst auf der Flußbiegung rudern zu müssen.

Trotz aller Mühe waren wir aber doch sehr langsam vorwärts gekommen, besonders da unser leichtes Boot, beladen mit einem Teil des erlegten Rentieres, Dede und Schädel, recht belastet war. Wir schleppten Dedes und Mundvorrat auf die Heide und machten ein großes Feuer an, kochten ab, aßen und tranken Tee und wollten uns gerade am Feuer austrecken, als es erst tropfenweise, dann aber in Strömen zu regnen begann. Die Feuchtigkeit, die uns der Himmel zu Beginn unserer Jagdfahrt versagt hatte, schien er nun in zehnfachem Maße ersetzen zu wollen, denn es regnete buchstäblich Stride. Wir spannten unser wasserdichtes Zeltklein über Proviant und Mu-



nition und eilten zum Fluß, um das Boot heraufzuziehen und wenigstens auf diese Weise ein wasserdichtes Dach über uns zu haben. Gegenüber vom Feuer kippten wir das Boot um, reinigten es innen und schufen so, indem wir es mit Stöcken abstützten, eine Art Hütte, gegen deren gewölbte Wand der Regen nun die ganze Nacht mit monotonem Geräusch niederschlug. Micháil und ich besitzen beide außerordentlich lange Beine, so daß wir nur mit dem Oberkörper unter das Boot kriechen konnten, während unsere unteren Gliedmaßen dem erbarmungslosen Regen die ganze Nacht über ausgesetzt waren. Viel geschlafen haben wir nicht, und wir waren froh, als am nächsten Morgen der Regen ein wenig nachgelassen hatte und wir unsere durchnässten Hosen und Strümpfe ein wenig am Feuer trocknen konnten.

Nachdem wir heißen Tee getrunken und ein Stück geröstetes Rentierfleisch gegessen hatten, verstaute wir unser Hab und Gut im Boote, deckten alles wasserdicht zu und begaben uns auf die Weiterreise. Bleigraue Nebel- und Wolkenmassen jagten am Himmel dahin, die tropfend nassen Wipfel und Zweige des Heidewaldes waren in Dunst gehüllt, und von den Büschen klatzte die Nässe in dicken Tropfen in den Fluß. Kein Wild ließ sich sehen. Die Rentiere hatten sich wohl in die dichtesten Dickichte geschoben, auch das Auer- und Birkwild hatte Zuflucht in den inneren Heiden gesucht. Nur die bunte, fröhliche Schar der Enten tummelte sich auf dem Flusse, und ich konnte es mir nicht versagen, ein halbes Duzend mit meiner Francotte-Büchse zu schießen.

Endlich, am Spätnachmittage, erreichten wir den großen Schilfbedeckten Lawinskoe-Sor, einen gewaltigen Sumpffee, an dessen oberem Ende ein Wetterschirm liegen sollte. Da meine Kleider gänzlich naß waren und meine Gelenke infolge der Kälte und Nässe steif wurden, stieg ich ans Ufer und ging längs des Sees durch den Heidewald, während der alte Micháil das Boot direkt zum Schirm bringen sollte. Der Alte ruderte wie besessen, denn auch er litt sichtlich unter der Nässe und Kälte, und war bald meinen Blicken im Schilf entschunden. Ich konnte aber deutlich seine Fahrtrichtung verfolgen, da überall, wo sein Boot hinkam, Wolken von Tausenden und Abertausenden von Enten aufgingen und mit tausendem Flügelschlage, schnat-

ternd und rufend über dem See hin und herflogen. Auch erhob sich am Rande der Heide ein gewaltiger Seeadler und flog mit trägen, langsamen Schwingenschlägen in die dunstige Ferne hinein.

Nach zweistündigem Marsche hatte ich den Windschirm erreicht, wo ich den Alten schon beim brodelnden Teefessel vorfand.

Auch die nächste Nacht klatzte der Regen rastlos herunter, ebenso zeigte der folgende Tag ein wenig freundliches Gesicht. Wir zogen das Boot über drei Heiderüden, überquerten vier Seen und langten schließlich in trüber Stimmung in der Jagdhütte am sogenannten „Heiligen See“ an, wo wir unsere Kleider trockneten und von den Strapazen der letzten Tage ausruhten. Endlich gegen Abend schien der Himmel ein Einsehen zu haben, und der Regen hörte auf. Wir stiegen ins Boot und unternahmen eine Rundfahrt auf dem herrlichen klaren See, der, rings von Heide umgeben, wie eine breite silbergraue Fläche vor uns lag.

Kein Lüftchen regte sich. Am Ufer liefen Auerhühner herum und pickten Sandkörnchen auf, Scharen von Enten tummelten sich auf der weiten Fläche, und der Polartaucher ließ sein lautes „Gargargar“ ertönen. Überall am Ufersande waren Fährten von Ren und Bär zu sehen, und aus einem Grastümpel zischte uns eine veritable Kreuzotter an, die ich in Ermangelung eines Stodes einfach mit dem Stiefelabsatz tötete, zum großen Entsetzen meines Begleiters, der solchen Tieren immer in weitem Bogen auszuweichen gewohnt war.

Als wir auf der stillen Fläche des Sees mit lautlosem Ruderschlage dahin fuhren, teilten sich die Wolken und das rote Sonnenlicht flutete über die wilde Szenerie. Die Stämme der Kiefern brannten, die feuchten Zweige glitzerten, und der See glänzte wie flüssiges Gold. Bis tief auf den Grund konnte man sehen. Das grünliche Wasser war kristallklar. Schnell ließ ich die Schleppangel ausspinnen, und kaum hatten wir etwa hundert Meter zurückgelegt, sah ein mächtiger Hecht am Haken, der nach heftigem Kampfe ins Boot befördert wurde.

Die großen Hechte und Barsche halten sich mit Vorliebe an tiefen Stellen der Seen auf, um hier auf ihre Beute zu lauern. Solche Löcher waren uns von früher her bekannt, und so gelang es uns,



über diesen Stellen hin und her fahrend, binnen einer Stunde einige zwanzig große Hechte und Barsche ins Boot zu ziehen. Bei diesem aufregenden und interessanten Sport hatten wir den eigentlichen Zweck unseres Hierseins, die Abendbirsch auf Rentier, ganz vergessen, und es war schon finster, als wir müde, aber fröhlicher Laune mit schwerer Beute beladen unsere Hütte erreichten. Die Hechte wurden leicht besalzen, ein paar der größten Barsche am Rücken gespalten, breit auseinandergeklappt, so daß sie das Aussehen von Flundern bekamen, gereinigt, auf der Innenseite an einem Gabelstod befestigt, mit Salz und Pfeffer bestreut und am Feuer geröstet, bis die Schuppen und Flossen verbrannt waren. Nichts mundet so köstlich wie solch ein vier- bis fünfpfünder, am Feuer gebadener Barsch, und dann noch ein Schluck aus der Kognakflasche, eine Tasse heißen Tee, hinein in die Dedden, ein wenig frisches Holz aufs Feuer und das Pfeifchen zwischen die Zähne.

Und während draußen der Sturm in den Wipfeln der Föhren rauscht, während die Wellen leise gegen den Uferstrand plätschern, senkt sich der Schlaf auf unsere müden Augenlider nieder. Die Gedanken verwirren sich, ein wohliges Gefühl der Wärme durchrieselt uns, und die monotone Melodie des Wassers und Waldes begleitet uns ins Traumland.

## Das Ren.

Das sibirische Rentier bewohnt fast den ganzen Norden Asiens. Wir unterscheiden zwei Hauptformen, die sich hauptsächlich in Geweihbildung und Größe bedeutend voneinander abheben: das Ländren-Ren des hohen Nordens, das in Gestalt und Größe ungefähr dem Lapplands-Ren und dem Barring-Ground-Rentier im wesentlichen gleicht, und das Waldren, das dem Caribou Nordamerikas entspricht. Das kleine Ländren-Rentier bewohnt im Sommer die ganze Moossteppe Nordasiens bis südlich zur Baumgrenze und kommt in vielen Lokalvarietäten ebenso westlich wie östlich vom Ural, auf Nówaja Semlja, der Jalmál- und Taimyr-Halbinsel, an den Ufern der Nordenstiid-See, wie auch auf Kamtschátka, der Anadyr-Provinz stellenweise noch häufig vor. Dieses kleine, fast über den ganzen hohen Norden Europas, Asiens und Amerikas verbreitete Rentier liefert den Lappen, Syrjänen, Wogülen, Samojeden, Juráiken, Ostjaken, Tungúsen, Jakúten, Drodshónen, Korjáken, Gólden, Giljáken und anderen Völkern die zahmen Zug- und Lasttiere. Die kleinsten und verkümmertsten Formen werden durch das Lappen-Rentier und die Rener der Giljáken, Drodshónen und Tungúsen dargestellt, während das Ren der zum großen Teile halbansässigen Jakúten und Ostjaken kräftiger und größer im Körperbau ist, ein Umstand, der vielleicht auf häufige Kreuzungen mit dem Waldren zurückzuführen sein dürfte. Auch das Rentier Sachalins ist klein, ebenso die Rentiere Spitzbergens und die von Peary neu entdeckte weiße hochnordische Abart, die sich besonders durch die Gestaltung des Nasenbeins von den übrigen Unterarten unterscheidet. Auch die auf Grönland und den arktischen Inseln lebenden Rentiere sind gering.

Ein wilder Ländren-Renhirsch aus Westsibirien dürfte selten das Gewicht von 250 russischen Pfund überschreiten, während das Wald-caribou häufig über vier Zentner aufgebrochen wiegt. Nach Be-



richten amerikanischer Jäger und Forscher soll das Waldren der Neuen Welt, besonders das neufundländische, auch dieses Gewicht noch überschreiten. Bei Beginn der schweren Fröste und Schneefälle verläßt das Rentier Westsibiriens die Tundra und zieht in großen Trupps nach Süden in die Waldregion, um dort gemeinsam mit dem



Versaffer mit geringem Ren.

Waldren, das seine Stände im Winter beizubehalten pflegt, zu überwintern. Während aber das Waldren mehr lichtbestandene Kiefernheiden und kleine Moräste bevorzugt, steht das Tändren-Rentier auch hier in der Waldregion mit Vorliebe auf weiten Moorblänken, rudelt sich auch, wie einheimische Jäger versichern und wie auch mein Begleiter, Fürst Dshafaridse, vielfach zu beobachten Gelegenheit hatte, niemals mit dem Waldren zusammen.

Bei winterlichen Birschgängen in den von uns alljährlich bejagten Revieren werden stets beide Formen angetroffen. Schon auf den ersten Blick ist zu unterscheiden, welcher Abart die angebirschten Exemplare angehören, da sie sich nicht nur durch die Größe wesentlich unterscheiden, sondern auch durch Geweihbildung und Haarfarbe. Das kleine Ländren-Kentier hat ein dünneres, bei weitem verzweigteres Geweih als das Waldren, wirft es auch bedeutend später als dieses ab, so daß selbst ältere Exemplare gegen Ende des Winters noch Geweihstangen tragen, während das Caribou mit Ausnahme ganz junger Exemplare dann schon geweihlos ist. Auch tragen die Kühe der Ländren-Kentiere fast durchweg Geweihe, zum Teil mit ziemlich kräftig entwickelten Stangen, während das weibliche Waldwild in der Regel geweihlos ist oder nur ganz verkümmerte, häufig einstängige Geweihe trägt. Das Ländren-Kentier ist im allgemeinen bedeutend heller gezeichnet als das Waldren, fast schneeweiße Exemplare sind keine Seltenheit. Besonders im Winter tritt dieser Unterschied deutlich hervor. Auch ist das Ländren-Kentier plumper und häßlicher als das graziose große Waldren und besitzt verhältnismäßig bedeutend breitere Schalen und ein viel längeres Geäfter als das Waldren. Das späte Abwerfen der Geweihe beim Ländren-Kentier wie auch die Breite der Schalen erklärt sich wohl durch den Aufenthalt dieser hochnordischen Tiere. Sind sie doch noch während ihrer Rückwanderung im Frühjahr häufig gezwungen, mit Hilfe ihrer Geweihhäufeln die Schneekruste fortzukrahen, und sie stehen durchschnittlich auf sumpfigerem Terrain als das Waldren, das im allgemeinen trockene Kiefernheiden den Hochmooren vorzieht.

Ebenso wie das wilde Ren der Ländra wandert das zahme Kentier der asiatischen Nordvölker im Winter südwärts, um bessere Weidengebiete aufzusuchen und dann im Frühjahr wieder in die Heimat zurückzukehren. Die Kentiere der Ostjaken und Samojeden gleichen in jeder Beziehung den Lappen-Kentieren Europas und sind im Durchschnitt vielleicht nur ein wenig robuster gebaut. Der Anspann besteht aus einer Art Brustblatt und Leinen, die an der „Narte“, einem leichten, von dem der Lappen ganz bedeutend verschiedenen Schlitten angebracht sind. Die Lenkleine führt von einer Geweihstange oder



vom Halfter des mittleren Hirsches bis zur Hand des Fahrers, der mit einer langen Stange seine Tiere antreibt und lenkt. Gewöhnlich spannen die Ostjaken drei Rentiere nebeneinander vor ihren leichten Schlitten. Zwischen den einzelnen Parten eines solchen Zuges laufen die ledigen Rentiere und Reserve-Zugtiere frei herum. Besonders zum Lastenziehen werden starke Hirsche verwendet, während Tiere



Geweih eines vom Verfasser erlegten Renhirsches.

und Kälber frei folgen. Erreicht man eine Raftstelle, so werden den zahmen Zugrentieren pantoffelartige Holzklöße an die Schalen geschlallt, damit sich die Tiere nicht allzu weit entfernen können. Das Einfangen widerspenstiger oder junger, nur halbgezügelter Rentiere geschieht durch einen geschickten Lassowurf. Haben sich nun die Ostjaken selbst erholt und gestärkt, so werden die Rentiere wieder ange-spannt, der Zug ordnet sich, die Schlittenführer heben ihre Lenkstange und rufen mit durchdringender Stimme: „Hehehehe!“ Auf diesen

Ruf springen sämtliche Rentiere auf die Läufe. Ein scharfer, durch die Zähne ausgestoßener Pfiff: der Zug setzt sich in Bewegung. Ein zweiter langgezogener, gellender Pfiff, ein Zuruf: und in sausendem Trabe fliegt die Karawane von dannen. Selbst breite Ströme bilden kein Hindernis, Rentier und Schlitten durchqueren die Fluten, ohne daß der Ostjak oder seine Tiere nur einen Augenblick am Ufer zaudern würden. Fürst Dshafaridsse berichtete mir, daß ein Rentier-Dreigespann auf der vor ihm geführten Expedition der Gebrüder Kusnezow im Durchschnitt 8 bis 10 Pud Last gezogen hätte (1 Pud = 16 Kilogramm), meint aber, daß diese Belastung der Schlitten zu groß gewesen wäre und die Schuld an dem Eingehen vieler Rentiere getragen hätte.

Leider nimmt die Zahl der wilden Tändren-Rentiere von Jahr zu Jahr ab, da die Eingeborenen ihnen rücksichtslos nachstellen oder sie für ihre zahmen Herden einzufangen trachten. Merkwürdig ist, daß das Wildren sich nur allmählich an seine zahmen Vettern gewöhnt, daher auch nur mit größter Umsicht eingefangen werden kann. Dieselbe Beobachtung hat man mit den wilden Kamelen der südostasiatischen Wüste gemacht; auch diese zeigen große Scheu vor ihren zahmen Vettern.

Milzbrand und andere Krankheiten rafften fast alljährlich große Bestände an zahmen Rentieren hin. Auch auf das Wildren der Tundra werden diese Krankheiten erklärlicherweise leicht übertragen. Durch all diese Ursachen wird der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, da das Tändren-Rentier gleich dem sibirischen Waldren selten und nur auf abgelegene, schwer zugängliche Distrikte beschränkt sein wird. Die enormen Wanderherden der Rentiere, wie sie in Transbaikalien, im Amurgebiet und in Mittelsibirien früher auftraten, gehören nunmehr der Geschichte an; meßelten doch russische Ansiedler und Eingeborene das Wild auf der Wanderung zu Tausenden und Abertausenden nieder, indem sie einfach mit ihren Booten in der Nähe solcher Wechsel lauerten und dann mit Messern und Speeren über die mit der Strömung kämpfenden Tiere herfielen.

Das Waldren ist infolge der rücksichtslosen Verfolgungen schon auf die entferntesten Heidewälder Sibiriens beschränkt, kommt dort aller-



dings stellenweise in größeren Beständen vor. In der Lebensweise ähnelt es, besonders im Sommer, den Elchen, doch ist es viel unruhiger als diese und zieht beständig in den Heiden und Laubwäldern umher. Das mag auch der Grund sein, weshalb der Elch von Rentieren besetzte Gebiete meidet. Das Waldren teilt mit den Elchen die Passion des häufigen Suhlens. Stundenlang kann man es in



Geweih eines vom Verfasser erlegten Renthirsches.

Flüssen und Seen liegen sehen. Dort findet es auch, außer Schutz gegen Mücken, Schnaken und Bremsen, seine Lieblingsnahrung: saftige Blattpflanzen, Sumpfgräser und das Froschlöffelkraut. Auch schöpft das Rentier ebensoviel wie der Elch, nimmt auch, gleich wie jener, gern junge Schößlinge und Weidenzweige, schält wohl auch gelegentlich junge Weiden und Espen. Im Herbst und Winter dagegen nährt sich das Rentier im Gegensatz zum Elch hauptsächlich von Flechten

und Moosen, die es übrigens als Zukost auch im Sommer keineswegs verschmäht.

Fast noch mehr als der Elch wird das Rentier von Bremsen geplagt, die ihre Eier in die Haut der Tiere ablegen. Die auschlüpfenden Maden verursachen schreckliche Eiterungen und Geschwüre, so daß die Decke eines im Sommer geschossenen Rentieres häufig wie ein Sieb durchlöchert ist. Besonders das Rentier der Tundra findet hier an kleinen Vögeln und Krähen Helfer, indem diese Vögel die Rentierherden scharenweise umfliegen und die Maden aus den eiternden Wunden heraushaben.

Die Brunft des Waldrentieres beginnt etwas früher als die des Tündern-Rentieres und des Elches, zieht sich aber viel länger hin. Der Brunstruf des Hirsches ist ein blökendes Grunzen. Während der Brunft werden zwischen den Hirschen heftige Kämpfe mit den Geweihen ausgefochten. Zwischen Wald- und Tündern-Rentier gibt es, jedenfalls durch Kreuzung, eine Menge Übergangsformen. Zu diesen mögen wohl die Rentierbestände an der oberen Kumá und Lawdá gehören, die, obgleich reine Waldbewohner, sich von den großen Rentieren an der benachbarten Kondá, am Irtysh und Ob durch ihre geringe Größe wesentlich unterscheiden, das Tündern-Rentier aber ein wenig übertreffen. Ähnlich ist das Rentier des Ural und der Waldgebiete Nordrußlands, besonders der Gouvernements Archangelsk und Olonez, vom Lappen-Rentier und Tündern-Rentier des europäischen Nordens zu unterscheiden, übertrifft es dieses ja ein wenig an Größe und nähert es sich in Typ und Habitus schon dem sibirischen Waldren, wenn es auch mit diesem in keiner Weise auf die gleiche Stufe gestellt werden kann.

Für den Jäger ist das Waldren eine der interessantesten Wildarten überhaupt, da es als scheues und unendlich vorsichtiges Wild selbst schwerer zu jagen ist als das Edelwild; nur die Birsh auf den sibirischen Elch ist fast noch schwieriger. Das Rentier vernimmt außerordentlich gut, windet sehr scharf und äugt im Gegensatz zu den anderen Hirscharten sehr gut. Die Gangarten des Rentieres sind der Schritt (das Ren „zieht“), der Trab (das Ren „trollt“) und ein fördernder Galopp, der beim Tündern-Rentier fast so unbeholfen und



steif wie beim Damwild aussieht, beim Waldren aber grazioser ist, wie ja überhaupt das Caribou in vieler Hinsicht an das Rotwild, in anderer an den Elch erinnert. Beim Troll klappern die Afterklauen gegeneinander und gegen die Schalen. Dieser Ton ist bei stillem, klarem Wetter manchmal sehr deutlich, selbst auf größere Entfernungen zu hören. Die Kälber (eins bis zwei) werden im Mai gesetzt und sind in der ersten Zeit recht hilflos. Sie sind ähnlich gefärbt wie Elchkälber, jedoch heller, gelblicher rot, in ihren Formen aber längst nicht so plump und ungeschlacht wie diese.

Neuerdings hat die amerikanische Regierung eine große Menge Rentiere von Jakuten und Tungusen gekauft und sie nach Alaska als Zug- und Lasttiere für die Eskimos importiert. Als Lehrmeister wurden Lappen aus Norwegen verschrieben, so daß zu hoffen steht, daß sich der Renbestand Alaskas mit der Zeit heben wird. Die russische Regierung hat aber diesen Export seit einigen Jahren verboten, angeblich in der Befürchtung, daß die Bestände Sibiriens durch diesen Handel allzu sehr entvölkert und die Existenz der primitiven Nordvölker in Frage gestellt werden könnte. In alter Zeit reichte das Verbreitungsgebiet des Rentieres bedeutend weiter nach Süden und Westen als heute. Schon seit uralten Zeiten ist das Ren Haustier des Nordländers und lebte auch als freies Wild während der letzten Eiszeit in fast ganz Europa. In Deutschland ist es längst ausgestorben. Ganz in jüngster Zeit hat man in Ostpreußen und im Harz vergebliche Wiedereinführungsversuche gemacht, doch halte ich es nicht für unmöglich, daß, wenn mit größeren Mitteln gearbeitet würde und wenn weitere Kreise sich für die Sache interessierten, eine Wiederbesetzung gelingen könnte. Eignet sich doch dies harmlose und unschädliche, dafür aber nützliche und stattliche Wild sehr zur Besetzung ausgedehnter Moore, die die Hauptnahrung des Rentieres, die Rentierflechte, tragen. Im Mittelalter war das Ren schon aus Deutschland verschwunden, dagegen lebte es zurzeit Julius Cäsars noch in Westdeutschland und wohl auch noch in Frankreich, wie aus Cäsars Buch *De bello Gallico* hervorzugehen scheint. Der Römer schreibt: *est bos cervi figura*, ist also im Zweifel, wie er dies ihm unbekanntes Geschöpf unterbringen soll, während ihm der Rothirsch und das Dam-



wird doch sicherlich bekannt gewesen sind, eine Verwechslung daher ausgeschlossen scheint. Zur Eiszeit bevölkerte das Ren ganz Europa, wo sich am Fuße der Gletscher die Ländra dehnte. In Frankreich wie im Bezèretal, bei Laugerie-Basse, La Madeleine, Le Moustier und anderen Orten, bei Taubach in Thüringen und anderen Orten Deutschlands, in Spanien und Belgien sind Überreste des Rentieres in Massen gefunden worden.

Zum Teil lagen diese Geweih- und Knochenreste mit Knochen von Mammuten, Moschusochsen, Polarfüchsen und anderen hochnordischen Tieren angehörenden Resten zusammen, zum Teil auch mit Überbleibseln anderer, auf ein milderes Klima deutender Tiere, wie des Wildpferdes, des Rothirshes, des Bären und Wisents. Viele Knochen und Geweihstücke sind durchlöchert und zu Schmutz- und Gebrauchsgegenständen verarbeitet. Sie lassen deutlich erkennen, daß der Mensch schon zu jenen grauen Zeiten das Ren jagte. Geradezu erstaunlich gute Abbildungen von Rentieren, Mammuten, Steinböden und Pferden lassen auf eine gewisse Kultur und Kunstfertigkeit jener Rentierjäger schließen. Einige dieser Bilder sind in die Höhlenwände eingeritzt, mit Zeichen versehen und sogar farbig bemalt, andere in Elfenbein aus Mammutzähnen und verschiedene Knochen eingeschnitzt. Die massenhafte Anhäufung von Rentierknochen an den genannten Fundstellen, die an Menge die Überreste aller anderen Tiere weit übertrifft, läßt vermuten, daß zur Eiszeit das Ren ebenso als Haustier gehalten wurde wie heute bei den Lappen und Samojeden.

Ein hochinteressantes fossiles Geweih mit Schädel eines Urhirschens wurde vor einigen Jahren in Livland (Olai bei Riga) gefunden. Das riesige Geweih mißt: Länge der linken Stange (die andere ist abgebrochen) 115 cm. Der Schädel steht an Größe dem eines mittleren Elches wenig nach, die Augsprosse ist verkümmert, die Eissprosse stark entwickelt und verzweigt. Das Geweih zeigt auffallende Ähnlichkeit mit einem Rentiergeweih, ist aber viel stärker und nicht nach oben, sondern wie beim Elch und Riesenhirsch, seitwärts hinausgewachsen. Zweifellos gehört dieser Fund einer (*tarandus gigas* benannten), bisher unbekanntem Art an, einem Riesenrentier, das, wie am Fundorte gefundene Pflanzenreste beweisen, zur Eiszeit gelebt hat. Den in



Irland, Deutschland und Frankreich gefundenen Resten von Riesen- hirschen gleicht dieser Fund in keiner Weise. Geweihe von Rentieren finden sich ziemlich häufig auch in Livland in Torfmooren. Diese Funde sind sämtlich wohl jüngeren Perioden angehörig als jene aus Deutschland und unterscheiden sich in keiner Weise vom heutigen Ren. Man findet sie in gleichen Lagen wie Knochen von *bos primigenius* und Reste von Elchen — es ist daher wohl anzunehmen, daß sie einer späteren Zeit angehören als jener *tarandus gigas* von Olai.

**E**in schöner, klarer Augusttag. Vor uns die gewaltige glitzernde Fläche des Okunöwe, hinter uns die stille, hochstämmige Kiefern- heide. Ein paar weiße Fleder am fernen Ufer der Bucht: Schwäne, und hoch im Himmelsblau ein Fischadlerpaar, kreisend, schwebend, dann wieder mit raschem Flügelschlage dahin eilend. Hin und wieder steht der eine oder andere der eleganten Vögel still in der Luft, schlägt die Flügel hoch zusammen und rüttelt über dem See, um dann pfeilschnell nieder zu schießen in das hoch aufspritzende Wasser. Nur selten geht ein Stoß fehl, fast stets erscheint der Vogel mit einem Fisch in den Krallen, um ihn seiner Brut zu bringen, die auf der Spitze der Föhre auf der Halbinsel heiser nach Nahrung schreit: kiah, kiah!

Friede; leise raunt der Wind in den Wipfeln der Kiefern, leise knistert und raschelt das Schilf, oder gluckst die kleine Welle an das hohle Ufer. Hundert Schritte mögen's sein bis zur Halbinsel. Dort soll er austreten, der starke Hirsch. Seit Tagen beobachtet ihn Kar- pücha, der Alte. Flegel und Müden umschwirren uns, es ist heiß wie im Juli, wenn auch die Sonne sich schon hinter die Wipfel jen- seits des Sees neigt. Auf der Halbinsel soll er austreten, dort, wo das viele Dreiblattkraut wächst und wo die Wasserrosen tief in den See hineinwachsen.

Nie wird dem wartenden Jäger die Zeit lang, denn gerade der stille Urwald bietet so viel Schönes zum Schauen. Trunken ob der Herrlichkeit, schweift der Blick über das helle Blau des Himmels, die rotbeisienenen Stämme der Heide, das silbern und goldig glänzende

Wasser, das satte Grün des Urmán, das blutige Rot der im Winde knatternden Äste und das leuchtende Gold der Moorbirken. Rosig beschienene Wölkchen am Himmel, und über dem Horizonte ein goldiger Hauch. Ostjakenommer . . . . .

Fast vergesse ich den Zweck meines Hierseins. Den starken Hirsch wollte ich ja haben, und als ich nach der Halbinsel blicke, steht er da, breit und Hochig, mit gesenktem Grind äst er am Froschlöffelkraut. Das mächtige, endenreiche, weit ausladende Geweih schwankt hin und her — wie Altgewirr sieht es aus. Dann fährt mit rudweiser, hastiger Bewegung der Windfang nach der Flanke und schlägt nach den summenden, quälenden Insekten. Den ganzen Aser hat der Hirsch noch voll mit Dreiblattkraut, nicht einmal zum Hinabäßen gönnte er sich Zeit. Jetzt wirft er auf und äugt nach uns hin, denn Karpácha hat sich nach ihm umgedreht: ein leichtes Knacken, leises Knarren der Stiefel und die hastig geflüsterten Worte: „Schieß doch!“

Das Silberkorn tastet auf der schiefergrauen Dede des Rens, dann fliegt das Feuer. Mit einer Riesensflucht ist der Hirsch herum, überfliegt die kleine Grasblänke, und fort huscht er durch die Heide. Noch lange hören wir das Schellen und Klappern der Geweihstangen an Gestrüpp und Ästen. Dann ist alles ruhig, nur ein paar Unglückshäher keifen und freischen erschreckt hinter uns, und die Schwäne streichen mit schwerem Schwingenschlage über den See.

Schon sind wir auf der Ländzunge und suchen nach Zeichen, nach Schweiß und Schnitthaar. Da liegt's, da liegt's; doch betrübliche Kunde gibt uns der Fund: langgeschnittenes Haar, zwei, drei Tröpfchen dunkler Schweiß: Streifschuß. Und weiterhin kein Zeichen am Boden, kein Hoffnungsschimmer. Der Alte kratzt sich den struppigen Kopf und schießt nach mir hin. Pfiffig grinsend, halb bedauernd, halb schadenfroh. Also auch der Herr aus Deutschland mit der schönen Büchse ist nicht geseit. Ich glaube, ich bin in der Achtung des Alten recht gesunken seither.



## Bevölkerung.

Die bäuerliche Verfassung Rußlands ist heute noch der — zugleich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft — von Kaiser Alexander II. geschaffene bäuerliche „Mir“ — das Gemeindelandsystem. Die Grundlage des „Mir“ ist der Gedanke des „Seelenlandes“ — die echt russische Idee, ein jedes Individuum müsse Anteil am Heimatboden haben, gleichgültig, ob es diesen persönlich nutzen kann oder nicht. Es ist dies der Hauptcharakterzug russischer Denkart. Und die Regierung selbst war es, die jene Agrarverfassung gab und das flache Land demokratisierte.

Im „Mir“ ist tatsächlich der „sozialdemokratische Zukunftsstaat“ verwirklicht, denn die russische Gemeindeverfassung kennt nur Seelenland und Kommunalbesitz, nicht aber Eigenland in unserem Sinne.

Die Seelenlandanteile bestehen — je nach der Seelenzahl im Dorfe — in langen, mehr oder minder breiten Streifen, die nach Ablauf einer bestimmten Zeit ihre Inhaber wechseln. Der Schaden einer solchen Einteilung liegt auf der Hand, ist doch — bei Zunahme der Bevölkerung — beständige Verschmälerung der Beete notwendig und die Bearbeitung der Feldstücke ungemein erschwert. Ganz abgesehen von der Schwierigkeit der Düngierzufuhr nach dem abgelegenen Ende des langen Feldstreifens, werden die Beete endlich so schmal, daß kaum die primitive Strauchegge darauf Platz hat, zu einem Umkehren des Pferdes auf dem Acker kein Raum bleibt und von Querpflügen des Bodens natürlich keine Rede sein kann. Der Boden wird dadurch immer wieder „betrogen“, die Krume nie richtig durchmischt. Auch erlangen die primitiven Hackpflüge und Holzeggen keine Tiefenbearbeitung, und die breiten Grenzraine zwischen den einzelnen Feldstreifen wirken als bössartige Unkrauterzeuger. Die direkte Folge dieser — als „Dreifelderystem“ betriebenen — Raubwirtschaft ist klägliche Armut des Bauernstandes. Der „Bauernkafe“: denn die

Regierung schuf mit dem „Mir“ eine vom Gemeinderat, vom Dorfältesten und der Bauernvertretung, vom Ordnungsrichter und Gemeindefschreiber beständig bevormundete Kaste. Kein Bauer darf nach eigenem Willen sein Land bestellen. Wird gepflügt oder gesät, so pflügt und sät das ganze Dorf gleichzeitig, wird gefeiert, so feiern alle Bauern zur selben Zeit. Kein Einzelner darf vom althergebrachten Dreifeldersystem abweichen — sofortiger Einspruch der anderen Bauern wäre die Folge. Und naht endlich der Termin der Neuverteilung, so wird der Boden natürlich gar nicht oder nur ganz oberflächlich bearbeitet und gedüngt: „Warum soll Zwán für Peter arbeiten?“

Auch die griechische Kirche und ihre unzähligen Feiertage üben einen schlechten Einfluß auf die kulturelle Entwicklung der bäuerlichen Wirtschaft aus. Die Feiertage werden mit einem Eifer eingehalten, der einer bessern Sache wert wäre. So gilt es für eine Todsünde, zu „Nikóla“ — einer Feiertagswoche im Frühjahr (zur Saatzeit) — zu arbeiten. Da kommt Mütterchen Wodka zu ihrem Recht . . .

Und ist schließlich der Hunger infolge von Indolenz und Faulheit da, so besorgt die Regierung das notwendige Getreide und füttert den „armen Bauern“. Und bestärkt ihn in seinem Gefühl von Abhängigkeit und Ohnmacht und verhilft ihm zu der festen Überzeugung, „Väterchen Zar“ sei ja verpflichtet, für seine Kinder zu sorgen, sie zu ernähren. Man arbeitet dann nur noch gelegentlich — aus Langleweiligkeit . . .

Und der Bauer schreit nach Land, obwohl sein eigenes zum großen Teil brach liegt. Er sieht, wie nebenan der deutsche oder esthnische Ansiedler reich wird, wie üppig die Felder des Gutsherrn stehen. Und der revolutionäre Agitator findet den Boden für seine Propaganda vorbereitet, geebnet durch den „Mir“, durch das Befreiungsmanifest Alexanders II., durch die Regierung und ihre Organe selbst.

Denn Rußland ist — trotz seines „Zarismus“, trotz der „administrativen Gewalt“ das demokratischste Land der Welt — so paradox dies klingen mag.

In neuester Zeit hat die Regierung, natürlich an höchster Stelle, in der Zentrale, die schweren Schäden der Demokratisierung



der Landbevölkerung erkannt. Sie sah ein, daß ein Fortfahren im alten Fahrwasser nie einen gutgestellten Bauernstand, sondern nur ein ländliches Proletariat schaffen könne. Der ermordete Stolypin an der Spitze trat für Individualisierung des Besitzes ein, denn er erkannte am Beispiele Westeuropas, der baltischen Provinzen und



Alte Bäuerin mit Großtochter.

Finnlands die Vorteile des Eigen- und Erbbesitzes. Und er drang durch.

Den größten Widerstand findet die Regierung nun aber im Bauern selbst! Der „Muschik“ ist — in seiner Art — allzu „konservativ“, jeder Neuerung abhold. „Was sich für die Deutschen und Gutsbesitzer schickt, taugt nicht für uns,“ ist der übliche Einwand. Auch ist der Bauer mißtrauisch. Er fürchtet, bei der Auseinanderlegung

der Aderparzellen beeinträchtigt zu werden. Das Vertrauen zum Beamten ist ohnehin gering. Der Boden ist auch nicht überall gleich gut. Und Michail fühlt sich benachteiligt, wenn Timofei ein besseres Stück durchs Los gewinnt.

Murren und offener Widerstand trat dem Beamten entgegen. Nun versuchte man es mit einem anderen Mittel: man gab den Bauern ihre schmalen Streifen erbeigentümlich, mit dem Recht, sie zu verkaufen. Der Faulpelz und Säufer veräußert nun sein Land an den tüchtigeren Nachbarn, und es würde die Hoffnung berechtigt sein, auf diese Weise gutfundierte Wirtschaften zu erhalten, wenn nicht die gesamte Linke der Reichsduma dagegen agitieren würde. Die Demokraten und Sozialisten erblicken natürlich im Stolypin'schen Agrarplan eine Gefahr: sie würden jeden Einfluß auf den gutgestellten, zufriedenen Bauern verlieren. Der Bauer würde nicht mehr ein jedem demokratischen Einfluß zugänglicher Proletarier sein, sondern politisch konservativ werden.

Und man schreit über die Ungerechtigkeit, über die Benachteiligung der „Enterbten des Glückes“. Man tritt für die verfolgte Untüchtigkeit mit echt slawischer Sentimentalität und — leider — echt russischer und auch jüdischer Beredsamkeit ein.

Die höheren Regierungsorgane sind eifrig bemüht. Sie wollen einen kräftigen Erbbauernstand — allmählich — schaffen und damit ein Industriebedürfnis. Für die Industrie aber sollen die Landlosen sein, für städtische Arbeit, für Handwerk. Und wer wirklichen Landhunger hat, soll nach Sibirien — dort reicht der Boden auf Jahrhunderte hin. Der Plan ist gesund — kam er auch leider gar zu spät. Und gerade weil der Plan so gesund ist, eifert die Linke gegen ihn. Sie schwärmt von der „Muttererde“, von der „russischen Seele“, die daheim Land haben möchte. Und denkt an Vernichtung des — ohnehin in Rußland unbedeutenden — Großgrundbesitzes und der Kronländereien, nicht aber an das Wohl der Bauern. Denn ein Tropfen kühl keinen heißen Stein. Und durch Aufteilung des Großgrundbesitzes ginge der letzte Rest wirklichen Kulturlandes, gingen die letzten Waldreichtümer zugrunde. Dies ist der schwerste Kampf, den Regierung und Rechte gegen den Umsturz zu führen haben. Und die



Entscheidung hängt ab von der richtigen oder falschen Behandlung des Bauern, vorausgesetzt, daß die im Volkscharakter liegende Indolenz einen Umschwung überhaupt zuläßt.

**R**ettenrasseln, schwere Tritte. Ein lautes Kommando, Gewehrkolben klirren auf den Boden. Zwei Reihen Soldaten in ihren grauen Mänteln — und durch die Gasse der Zug der Verbrecher.

„Kátorschniki,“ schwere Jungens — Mörder, Einbrecher, Brandstifter, vom Bezirksgericht zu Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt — „auf unbestimmte Zeit“ . . . Einzelnen steigen die Leute in den vergitterten Wagen, die Ketten klirren, die Handschellen klappern. Geschorene Schädel, bedeckt mit einer grauen, schirmlosen Kappe, stehende Augen, wüste, gemeine Gesichter, vertierte Mörderfragen. Einer sticht von den übrigen ab — ein fast knabenhaftes, hübsches blaßes Gesicht mit furchtsamen Augen.

„Was hat er wohl verbrochen, Alexander Feódorowitsch?“ — „Er soll seine Frau erdrosselt haben . . .“ „So ein Kinder Gesicht . . .“ „Um — ja. Aber der Schein trügt. Böshe moi — was geht's uns an? Wir liefern ihn ab, in die Kátorgi, die Sträflingsgefängnisse — nach Jakútsk . . .“

Die Schiebetür rollt hinter den Sträflingen zu. Und der Zug bewegt sich schwerfällig aus der Halle.

Fast 10 000 Werst von Petersburg ist das Ziel. Dahin geht's von Etappe zu Etappe, wochen-, monatelang. Und dort angekommen, beginnt die Zwangsarbeit, das Begebauen, Graben, Karren, oder die schwere Arbeit in den Bergwerken. Führt sich der Sträfling während seiner Strafzeit gut, so kann — je nach Umständen — Verkürzung der Frist eintreten, durch Manifeste oder kaiserlichen Gnadenakt. Eine Verkürzung der Strafzeit tritt aber bei gemeinen Schwerverbrechern nur sehr selten ein, dagegen wohl eine Milderung in der Arbeit und Behandlung. Nach Verbüßung der Strafzeit ist der Verbrecher aber noch kein „Freier“, muß, z. B. auf Sachalin, vielmehr zunächst noch sechs Jahre als „Szilny“ (Verbannter) auf der Insel weilen und sodann als „Bauer“ oder „Ansiedler“ ohne bürgerliche Ehrenrechte weitere sechs Jahre. Solchen Leuten kann in

Ausnahmefällen erlaubt werden, auf das sibirische Festland überzusiedeln — in das europäische Rußland dürfen sie jedoch vorläufig nicht zurück.

Berschiede tun sich häufig mit Verbrecherinnen zusammen, um mit ihnen gemeinsam den Haushalt zu führen. Die Ehe wird jedoch erst dem „Ansiedler“ gestattet, vorausgesetzt, daß beide Parteien ledig oder gesetzmäßig geschieden sind. Neuerdings ist ein Zusammenleben und die Ehe zwischen Gatten- und Kindesmördern verboten.

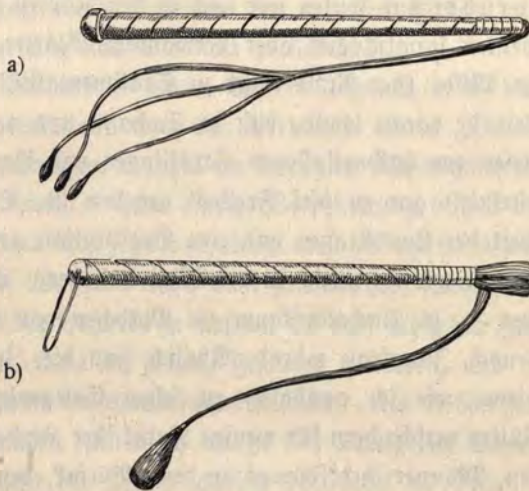
Zimmerhin ist die Maßnahme der Regierung, die ein „Zusammenleben“ mit einer „Szoßitelniza“ erlaubt, und wohl ursprünglich den Zweck hatte, Sachalin zu kolonisieren, verfehlt, denn der bei weitem größte Teil der Kinder solcher Leute trägt einen ausgesprochenen Verbrechertyp, auch sind sie fast ausnahmslos späterhin keine nützlichen Glieder der menschlichen Gesellschaft: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Die Kinder hören und sehen nichts Gutes von ihrer Umgebung, und die — reiner Humanität entsprossene — Erlaubnis, daß Sträflinge in Sachalin und Sibirien zweimal wöchentlich ihre ihnen nachgereisten Frauen und Kinder sehen dürfen, ist gewiß von schlechten Folgen begleitet.

Die Verpflegung ist im allgemeinen gut und reichlich, bietet aber wenig Abwechslung: dreimal wöchentlich Fleisch, davon einmal frisches, an den anderen Tagen getrockneter oder gesalzener Fisch, Buchweizen- oder Gerstengröße, Suppe und Kohl. Auch die Behandlung der Verbrecher ist keineswegs so roh und grausam, wie englische und amerikanische Schriftsteller in ihren tendenziösen Berichten schreiben — wenn auch manchmal Übertretungen seitens der meist ungebildeten Beamten vorkommen mögen. Nur wenige Schwerverbrecher werden an den Karren, mit dem sie die ausgeschaufelte Erde fortschaffen, angeschmiedet: nur solche, die mehrmals Fluchtversuche unternahmen oder sich grobe Widersehlichkeiten zuschulden kommen ließen.

Grobe Insubordination und Beamtenbeleidigungen, Roheitsverbrechen und schwere Diebstähle während der Straf- oder Zwangsansiedlungszeit werden mit dem „Plet“, der Peitsche, bestraft. Je nach Schwere des Verbrechens wird die Zahl der Hiebe bemessen oder bestimmt, ob mit „voller“ oder „halber Plet“ gehauen wird. Im



ersteren Fall erfaßt der Exekutor — meist ein entlassener Sträfling — den Griff der Peitsche am Ende, in letzterem in der Mitte. Der Exekutor soll manchmal für Bestechung seitens der Delinquenten nicht unzugänglich sein und für eine Flasche Wodka oder ein paar Münzen milder zuhauen, nämlich die Hiebe so lenken, daß die schweren Enden der „Plet“ die Peitsche und nicht den Sträfling treffen, riskiert aber, wenn die Sache ruchbar wird, selbst ausgepeitscht zu werden. Schon nach wenigen Hieben mit der „Plet“ oder „Nagaika“ springt die gedunsene Haut — ganz schwere Schläge können sogar durch Verletzung edler Teile den Tod herbeiführen.



a) „Plet.“ b) „Nagaika.“

Leichtere Fälle werden durch Rutenhiebe bestraft, Beamtenmörder aber und entlaufene Häftlinge, die sich als „Brodjági“ und „Nasboíniki“ (Herumstreicher und Räuber) auf der Insel herumgetrieben und — ein sehr häufiger Fall — Sicherheit und Verkehr illusorisch gemacht haben, werden aufgeknüpft.

Auf dem sibirischen Festlande sind die Gefängnisse und Strafanstalten ähnlich wie in Sachalin — nur wird vielleicht etwas milder mit den Gefangenen umgegangen als auf der Insel.

Ganz „schwere Jungen“, Mörder und Rohlinge, die in Westeuropa dem Henkerbeil zum Opfer fallen würden, werden in Kupfer-

Blei- und Quecksilbergruben geschickt, wo sie im besten Falle einige Jahre am Leben bleiben. Die russische Regierung geht hier von dem durchaus zu billigenden Standpunkte aus, daß es unsittlich sei, unbescholtene Arbeiter — für noch so hohen Lohn — in diesen Giftgruben zu beschäftigen, und verwendet zu diesem Zwecke lieber gemeine Verbrecher. In die anderen Bergwerke kommen die wegen weniger schwerer Vergehen verurteilten Leute und werden auch milder behandelt. Die Zeiten aber, wo „politische Verbrecher“ in die Bergwerke zu schwerer Zwangsarbeit geschickt wurden, sind vorüber und spuken nur noch in den Köpfen sensationslustiger Skribenten sozialistischer oder verwandter Blätter.

Übergroße Milde (der Russe neigt zu Sentimentalität und Humanitätsduselei) ist daran schuld, daß in Sachalin und auch stellenweise in Sibirien den halbentlassenen Sträflingen und ihren Konkubinen (Szostelnizi) gar zu viel Freiheit gegeben ist. Die Folgen sind Unsicherheit der Landstraßen und eine Prostitution, ein Weiber- und Kinderhandel, wie sie einzig in der Welt dastehen. So gibt es — nach Hawes — in Sachalin kaum ein Mädchen von über neun Jahren, das noch Jungfrau wäre! Ähnlich sind die Zustände in Teilen Sibiriens, wie ich persönlich zu sehen Gelegenheit hatte: Väter und Mütter verschachern für wenige Rubel ihre Kinder, Brüder ihre Schwestern, Männer ihre Frauen an den „Bárin“, den „Herrn“. „Bárin“ wird jedermann genannt, der mehr oder weniger mit Glücksgütern gesegnet ist . . . .

Diese Zustände übertragen sich durch Beispiel von den Sträflingen auf die Eingeborenen und russischen Ansiedler und tragen wenig zur Hebung des Ansehens der weißen Rasse im Osten bei. Syphilis und andere Geschlechtskrankheiten nehmen in erschreckendem Maße zu und entvölkern hauptsächlich die „Jurten“ und Niederlassungen der Drodshönen, Jakuten, Tungusen, Gólden, Giljaken, Ainos, Ostjaken und anderer eingeborener Stämme, die ohnehin dem Untergange geweiht sind. Auch die politischen Verbannten, die wegen geringerer Vergehen Verurteilten, auf mehr oder weniger freiem Fuße lebenden Verbrecher tragen viel zu diesem und anderen Übeln bei.



Politische Verbannte werden gleichfalls auf dem Etappenwege, von Gefängnis zu Gefängnis, nach Sibirien gebracht. Sachalin wird nicht mehr als Verbannungsort benutzt. Die Gefängnisse sind mehr oder weniger primitiv und schmutzig — nur die in größeren Städten machen eine Ausnahme. Aber auch hier läßt es sich die Regierung angelegen sein, die Verhältnisse nach Kräften zu bessern. Nur die schwersten politischen Verbrecher bleiben längere Zeit in den Gefängnissen oder sind lebenslänglich verbannt. Gewöhnlich dauert die Verbannung nur wenige Jahre, und der Verschiedte darf nach Verbüßung seiner Strafe nach Rußland (in manchen Fällen mit Ausnahme von Petersburg und Moskau) zurückkehren.

Nach Ankunft in seinem Bestimmungsort, d. h. der zuständigen Gouvernementsstadt, wird der Verbannte einem „Prislaw“ (Polizeioffizier) überwiesen, der ihm ein Dorf zum Aufenthalte während seiner Strafzeit anweist. Seine einzige Verpflichtung besteht nun darin, sich anständig und ruhig zu verhalten, nicht zu agitieren und den Kreis, in dem sein Wohnort liegt, nicht zu verlassen, sowie sich ein paarmal jährlich bei der Behörde zu melden. Er darf ruhig zur Jagd gehen, sich Erwerb als Arbeiter suchen, Fischerei betreiben, und hat dafür — mit Ausnahme der Gouvernementsstadt — ein Gebiet zur Verfügung, das in manchen Fällen an Größe das Königreich Bayern übertrifft. Zudem erhält der Mann jährlich 70 Rubel zu Verpflegungszwecken von der Regierung, und es steht ihm frei, sich Geld und Lebensmittel von Europa senden zu lassen. Nur der besonderen Ehrenrechte ist er verlustig: er ist nicht wahlberechtigt, darf keine politischen Versammlungen besuchen und verliert seine Prädikate und Titel, muß auch, nach Verbüßung der Strafzeit und Verabfolgung seines Passes, auf eigene Kosten zurückreisen, falls er nicht den unangenehmen Etappenweg vorzieht.

Leider mißbrauchen viele Verschiedte ihre „Freiheit“, um zu agitieren, oder richten Verheerungen unter dem Volke an, in das sie Geschlechtskrankheiten tragen, oder dem sie — trotz strengsten Verbotes — Branntwein und Äther verkaufen.

Sehr häufig verheiraten sich solche Verschiedte auch in Sibirien — leider auch mit Eingeborenen, wogegen die Regierung anscheinend

nichts einzuwenden hat, zum Schaden der „weißen“ Rasse. Auch lassen viele Weib und Kind nachkommen. So bleibt ein großer Teil der Verbannten ganz in Sibirien und kolonisiert allmählich das große, leere, aber schöne und reiche Land. Denn in der neuen Heimat lebt sich's besser als in der alten — und wer ein wenig geschickt ist, bringt's nach Jahr und Tag zu Reichtum und Ansehen. Und kein Mensch trägt's ihm später nach, daß er ein „Verschütter“ war, weder die Bevölkerung noch der Beamte, denn Sibirien ist ein demokratisches Land, trotz „Zarismus“ und „Tschin“; neigt doch gerade der — meist aus niederem Stande hervorgegangene — „Tschinównit“, der Beamte, sehr zu demokratischer Weltanschauung.

So treffen wir den begnadigten Verzweigungsmörder, den Totschläger, als Hotelwirt wieder und schütteln ihm die Hand, den politischen Verbannten als Fischereiunternehmer und Händler. Ein merkwürdiges Land . . . . .

Aber ein Land, das sich, kraft seiner natürlichen Schätze, rasch entwickelt und das schon heute in manchen Teilen das europäische Rußland kulturell weit hinter sich läßt. Denn sie waren nicht die Schlechtesten, die einst die Willkür des „Tschin“ nach Sibirien verbannte: Intelligenz und Adel. Und auch ein großer Teil der heutigen „Verbannten“ wird — dank seiner Intelligenz — zu wirklichen Pionieren.

Politisch? Revolutionär? Nitschewó! Bringt man's erst zu 'was, verblaßt die Vergangenheit, und die Idee der „Freiheit“ wird zum Phantom, dem man einst nachjagte. Jugendtorheit . . . . .

**I**m Nordwesten Sibiriens lebt das Volk der Ostjaken, ein zur Urbevölkerung Nordasiens gehöriger, mongoloider Stamm. Sie nennen sich „Kandochó“. Wie die meisten Urvölker, gehen auch die Ostjaken einem rapiden Untergang entgegen. Luës, Blattern und andere ansteckende Krankheiten sowie der Branntwein beschleunigen, neben der Vermischung mit den Russen, ihren Niedergang. Die benachbarten, den Ostjaken stammverwandten Wogülen, sind bereits bis auf wenige Köpfe ausgestorben oder haben sich mit den Russen vermischt. Die Religion spielt hierbei die entscheidende Rolle; sie be-



einflußt Sitten und Gebräuche und verwißt innerhalb kurzer Zeit die Eigenart der von den Russen abhängigen Völker. So haben sich die Ostjaken des hohen Nordens Sitten und Gebräuche ihrer Väter im wesentlichen bewahrt. Sie sind Heiden schamanistischer Religion, Rentierzüchter und Nomaden, oder halbansässig, und tragen im Sommer wie im Winter ihre Nationaltracht. Die Ostjaken des „Südens“ sind fast ausnahmslos Fischer und Jäger, gehören zur griechisch-orthodoxen Kirche und kleiden sich wie Russen, deren Lebensgewohnheiten sie auch größtenteils angenommen haben. Natürlich leben die Sagen und der Aberglaube der Alten auch bei ihnen fort, und mancher betet um gute Jagd und reichen Fischfang lieber zum „Scheitán“ als zum Christengotte . . .

Uns interessieren an dieser Stelle hauptsächlich die „wilden“ — d. h. heidnischen — Ostjaken. Ihre Lebensgewohnheiten erinnern an die der Lappen und Samojeden, auch ihre Kleidung. Diese besteht zum größten Teile aus Rentierfell, obwohl bei wohlhabenden Ostjaken auch wertvolleres Pelzwerk keine Seltenheit ist. Namentlich in alter Zeit kleideten sich die Häuptlinge gern in Eisfuchs, Zobel, Otter und Schwarzfuchs — hatte doch damals das Pelzwerk noch keinen so hohen Wert wie heute. Damals verfügten die Eingeborenen auch noch über größere Rentierherden als in unserer Zeit, 10 000 und mehr Rentiere in der Hand eines Besitzers waren keine Seltenheit, während heute ein Stand von 500 bis 1000 Stück schon für große Wohlhabenheit gilt. Milzbrand und andere Seuchen haben den Rentierbestand dezimiert, und nur bei den, den Ostjaken verwandten Syrjänen im Nord-Ural findet man noch größere Herden.

Die Wohnungen der Ländra-Ostjaken werden „Tschum“ genannt und stellen spitze, aus Rentierhäuten hergestellte Zelte dar, wenngleich auch bei halbansässigen Eingeborenen der „Chod“, die aus Holz gebaute Hütte, häufig zu finden ist, während der Fischer-Ostjak in Blochhäusern und Dörfern („Jurten“) russischer Art lebt.

Die Kleidung des Ostjaken besteht aus einem Hemd und Beinleidern aus Rentierhaut. Dazu kommen Stiefel aus demselben Material, aber ohne harte Sohle, und bei Fahrten und strenger Kälte der lange Pelz, die sogenannte „Guß“. Sämtliche Kleidungsstücke



werden mit den Haaren nach außen getragen und sind mit allerhand bunten Zieraten — Einkantungen, Säumen und Vorstößen — sowie Rändern aus Hundefell oder besserem Pelzwerk geschmückt. Die „Guß“ ist einfach mit einem Saß aus Rentierhaut zu vergleichen, in den ein Loch für den Kopf geschnitten ist und an den ein paar Ärmel angenäht sind. Dies Pelzwerk ist wohl die wärmste Bekleidung, die man sich denken kann; verhüten doch die Haare das Eindringen des Windes; keine unnötige Öffnung bietet — wie bei den Pelzen der Europäer — der Kälte irgendwelchen Eingang.

Hierzu kommt eine, manchmal am „Guß“ fest angenähte Ohrenkapuze, die — besonders bei Weiberkostümen — aus Häuten junger Rentierfälder hergestellt ist. Ebenso wird das Hemd („Mäliza“) häufig aus solchem weichen und leichten Material hergestellt, während Bänder und Gürtel aus den Beinhäuten junger Rentiere bestehen. Aus gleichem Material, aber meist mit Hundefell gefüttert, bestehen die Handschuhe. Am höchsten geschätzt sind die „Guß“ aus Häuten weißer Rentiere.

In seinem „Tschum“ hodt der Ostjak meist wenig bekleidet oder ganz nackt, während die Weiber gewöhnlich nur den Oberkörper entblößen. Das Weib ist dem Manne Dienerin und Sklavin: sie ist seelenlos und „unrein“. Nie darf die Frau es wagen, durch die Reihe angespannter Rentiere hindurchzuschreiten, sie muß herumgehen, es sei denn, daß sie als „Schamanin“ eine besondere Stellung einnimmt. Auch darf kein Weib im „Tschum“ des Mannes niederkommen, sondern stets nur in einem besonderen Zelte. Bevor die Frau die Behausung ihres Gatten wieder betreten darf, muß sie sich einer „Reinigung“, die in Räuchern, Überspringen eines Feuers usw. besteht, unterziehen. Im übrigen werden die Frauen aber nicht schlecht behandelt. Mit der ehelichen Treue nimmt es der Ostjak nicht allzu genau, auch gelten Liebesverhältnisse junger Mädchen meist nicht für schimpflich. Nur Häuptlingsfamilien denken über sexuelle Dinge strenger, besonders, wenn der Liebhaber des Mädchens ein Fremdstämmiger ist. Jedenfalls steht aber der „wilde“ Ostjak moralisch hoch über den christlichen Fischer-Ostjaken sowie über dem Durchschnitt der russischen Einwanderer.



Der Ostjak ist ehrlich, treu und zuverlässig, hat ein kindliches Gemüt und ist, so lange er nicht aufs Äußerste gereizt wird, sehr gutmütig und friedfertig. Durch Erfahrungen gewiegt, ist er aber mißtrauisch geworden, scheu und ängstlich. Besonders flößen ihm die Beamten einen großen Respekt ein; er vermeidet es auf jede Weise, mit



Der Schamane als Pelzjäger.

ihnen in Berührung zu kommen; denn er bildet sich ein, die Diener des Gesetzes seien nur dazu da, ihn in die „Kataláschka“ (Arresthaus) einzusperren, ein Lokal, vor dem der Sohn der Freiheit einen heillosen Respekt hat.

Die Rentiere liefern dem Ostjaken Felle, Fleisch, Sehnen zu Striden oder zum Nähen, Knochen und Geweihe zu allerhand Geräten, Messergriffen usw., und Milch. Auch ist das Ren, obwohl es

viel kleiner ist als das Wildren der Waldzone, ein vortreffliches Zugtier. Gewöhnlich spannen die Ostjaken, Tungusen und Syrjänen drei Tiere nebeneinander. Die „Karten“ bestehen aus leichtem Holz. Manche Ostjaken besitzen sogenannte „Bohn-Karten“, geräumige, verdeckte Schlitten, in denen sich sogar oft ein kleiner Blechofen befindet. Sie erinnern ein wenig an die Wagen unseres „fahrenden Volkes“: der Wanderzirkusse u. dgl. —

Die „Küche“ des Ostjaken ist höchst einfach. Gefrorener Fisch, gefrorenes Fleisch werden roh verspeist, ersterer mit allen Eingeweiden. Auch gekochte Fische werden nur in den seltensten Fällen ausgenommen; der „Inhalt“, meint der Ostjak, sei gerade das beste . . . Auch der Inhalt der Rentiermagen bildet einen Lederbissen, und ich sah einst, wie „kultivierte“ Fischer-Ostjaken den Pansen eines von mir erlegten Renhirsches nur leicht ausschüttelten und dann in den Kochtopf warfen. Brrr . . .

Neben „Trum“ oder „Turm“, dem „großen Geiste“, verehren die Ostjaken mancherlei Götzen und Gespenster, auch können die Zauberer („Schamanen“) mit den Geistern der Verstorbenen in Verbindung treten. „Trum“ ist bald der Donner- und Wettergott, bald auch „Gottvater“, während die kleineren Götter des Waldes „Scheitán“ genannt werden. „Scheitán“ hat bei den Ostjaken und Tungusen nicht die Bedeutung wie bei den Tataren, die mit diesem Wort lediglich den Teufel bezeichnen. „Scheitán“ ist auch „Aschninika“, der Bär. Kein heidnischer Ostjak wird einen Bären töten oder sein Lager den Jägern verraten — und selbst die christlichen Eingeborenen tun dies nur sehr selten und ungern. Hat ein Russe oder Tatar aber einen Bären in der Nähe einer Ostjakenjurte getötet, so wird der Schamane (ostjakisch: „Titibe“) des Stammes es nur selten versäumen, eine Art Gottesdienst abzuhalten, um den Geist des beleidigten „Scheitán“ zu veröhnen. Der Kadaver des Bären wird — mit dem Rücken nach oben — hingelegt. Feuer werden ringsum angezündet, ein Schemel mit allerhand Eßwaren wird vor ihn hingestellt. Sodann beginnt der Schamane seinen Tanz — anfangs ein gemessenes Schreiten — um den Bären und singt, indem er bald als „Bär“, bald als „Russe“ oder „Eingeborener“ auftritt, den Beschwörungsgefang. Er



erzählt von dem Leben des Bären, seinen Heldentaten, er lobt ihn überschwänglich. Sodann erzählt der Sang, wie der ruflose „Russe“ (jeder Christ wird „Russe“ genannt, jeder Mohammedaner heißt „Tatar“) den „großen Herrn des Waldes“ tötete, und beteuert immer aufs neue, wie sehr die frommen Ostjaken den Tod des Gewaltigen betrauern. Masken aus Birkenrinde und allerlei Mummenschanz spielen hierbei eine große Rolle. Schließlich gerät der Schamane in Verzückung und hört erst mit dem Tanzen, Trommeln und Singen auf, wenn er gänzlich erschöpft ist.

Jede Familie hat ihren Hausgeist, von den Ostjaken „Ort“, von den Russen „Kálka“ genannt. „Kálka“ ist gewöhnlich ein Götzchen aus Holz, Elfenbein oder Bronze und wird vor profanen Augen ängstlich durch Umwicklung mit Lappen, Fellen oder Tüchern verborgen. So wird er von den Schamaninnen oft „um Rat befragt“, indem er über Dämpfen hin und hergeschwenkt wird, die einem heiß gemachten Steine, über den ein Sud von Kräutern gegossen wird, entströmen, wobei Zauberformeln gemurmelt werden. Bei den christlichen Ostjaken führt „Kálka“ in irgendeinem Winkel ein verborgenes Dasein, wird aber — trotz Taufe, Popen und Kirche — noch gar oft „befragt“ . . . .

Solcher Götzen findet man viele in den alten Gräbern der Ostjaken. Das Grab besteht aus einer tiefen Grube, die — in der Art des Blodhauses — mit Balken ausgekleidet wird. Unten liegt der Tote in einem Kahn, der ihn über den „großen Geistersee“ zur „Insel der Toten“ bringen soll. Allerhand Hausgerät, Schmutz, Schalen, Pfeile, Messer, Bogen, Fischereigerät, Pelzwerk und Speere, die dem Toten bei Lebzeiten besonders lieb gewesen, werden ihm ins Grab mitgegeben. Auch Gold- und Silbermünzen findet man da und dort in Gräbern. Manchmal schmückt das Grab ein Monument aus Stein, auch werden Rentiergeweihe an Bäume gehängt.

Die Opferstätte der Ostjaken wird „Trumchár“ genannt und befindet sich im Walde oder auf heiligen Bergen, wie z. B. auf dem „Denégiskam“ im nördlichen Ural. Dort hängen Geweihe von zu Ehren der Götter geschlachteten Rentieren, Geldmünzen werden dort vergraben oder in die Felspalten geworfen. Auch findet man an

solchen heiligen Orten öfters rohe Götzenbilder aus Stein oder Abbildungen menschlicher Figuren, die in Felsen oder Bäume geritzt werden.

Zum Teil stammen diese heute von den Ostjaken verehrten Götzenbilder von einem verschollenen Volke her — „Schutij“ genannt —, das lange vor der heutigen eingeborenen Bevölkerung in Westasien lebte und dessen Behausungen — nach den Grundrissen und den spärlichen Geräten (Schalen usw. aus Ton) zu urteilen — lebhaft an gotische Niederlassungen erinnern.

Jedenfalls gibt es noch viel zu erforschen und manches Rätsel zu lösen im Lande des Winters und des großen Scheitán . . .

**W**eilenweite, öde Tundra — eine endlose Schneefläche, kaum ein Strauch, ein verkrüppeltes Bäumchen. Fern, wie in blauer Dämmerung, die Spitzen und Regel des Ural. Die blasser Winter-sonne hat einen Nebelring, Nebensonnen glühen darin. Und die Landschaft flimmert in unheimlichem, unbestimmtem Licht. — Hinter dem kleinen Hügel spitze Zelte aus Stangengerüst und Fellen. Ein Rauchwölkchen wirbelt in die stille Winterluft, Hunde klaffen, und die Glöckchen der Rentiere läuten.

Mit einem Ruck hält unser Schlitten, die Rentiere stehen mit gesenkten Köpfen, schlagenden Flanken. Eilig war unser Weg — Tag und Nacht fuhren wir. Dem wandernden Ostjakenstamme nach, um ihn südwärts zu begleiten, seinen Winterständen zu. Denn unwirtlich ist's geworden in der Tundra, das weiße Leichentuch hüllt Moos und Flechten ein, bringt Hunger und Not. Und von seinen Rentieren lebt der Ostjak, für seine Rentiere. Neue Weiden sucht er im Waldgebiet, im Lande der Baummoose, Futter für seine Tiere.

Rauchig und schmutzig ist's in der Jurte. Ein offenes Feuerchen in der Mitte — der Boden mit Rentierfellen bedeckt, an den Zeltwänden allerhand Hausrat, Fischereigerät, Speere und eine rostige Steinschloßbüchse. Ums Feuer halbnackte Männer, Weiber, Kinder. Sie unterhalten sich in ihrer weichen, vokalreichen Sprache, braten Stücke Rentierfleisch am offenen Feuer, bessern Pelzwerk und Ge-



schirt aus. Ein Mädchen hält den jüngeren Bruder im Schoß und sucht in seinen wirren schwarzen Haaren mit Messer und flinken Fingern . . .

Wir gehen zur Hütte des Häuptlings. Er hockt in seinem Zelt — ein Bild stumpfer Ruhe — und schmaucht seine kurze Pfeife. Er nickt uns zu, ein breites Grinsen, die schwarzen Schlißaugen blitzen. Er winkt mit der Hand: „Setzt euch“, soll das heißen. Rede und Gegenrede: Woher? Wohin? — Aus Deutschland? Ob da auch Ostjaken seien? Rentiere? Fische? Nur schwer ist das gebrochene Russisch des Alten zu verstehen. „Fahrt ihr morgen?“ — „Entám“ . . . „Nicht?“ — „Müssen erst die Götter fragen.“ — „Götter?“ — „Källa.““ —

Nacht. Ängstlich heiseres Hundeklaffen, denn der Wolf schleicht in der Tundra. Rentiergloden, Scharren und Schnauben. Und über der in grimmiger Kälte flimmernden Moossteppe der bleiche Halbmond. Im Zelt Gestank, Läuse. *A la guerre comme à la guerre* . . .

Am Morgen Reunion beim Häuptling. Ostjakische Delikatessen: gefrorenes Rentierfleisch, getrocknetes Rentierfleisch. Fett. Brrr . . . Und rohe Nieren mit etwas Salz. Unsere ungeübten europäischen Zungen finden aber nur den Geschmack von rohem Blut, rohem Fett und Ammoniak heraus. Da ist uns unser Tee doch lieber. Mit einem Schuß Kognak würdigt ihn auch der Häuptling. Sein Antlitz strahlt.

Dann betritt eine alte Hexe die Wohnung. Sie ist die Schamanin, die Geisterbeschwörerin des Stammes. Verbeugt sich würdevoll vor den fremden „Bärini“. Nimmt einen Stein, glüht ihn im Feuer. Ein Bündel in bunten Lappen: Darin ist Källa, der Hausgeist. Die Alte schwenkt das Bündel über dem Dampf hin und her. Murmelt Beschwörungsworte . . . . .

„Källa hat gesprochen. Wir fahren. Finden Weideplätze in der Heide“ . . . Andächtiges Murmeln. Källa hat gesprochen.

Sonst führt er ein beschauliches Dasein, der Hausgötze. Ein Männlein aus Bronze oder Elfenbein, aus Holz oder Stein. Manchmal ist's auch nur ein ausgestopfter Vogel, eine Bärenbrante, ein Marderbalg. Aber göttliche Kraft wohnt ihm inne. Profanen Augen

zeigt er sich nie — stets hüllt er sich in Lappen und Tücher. Heut aber „spricht“ er zum Volke, gereizt durch Wohlgerüche. So gar viel Macht hat er nicht. Trum, der große Gott, der Wetter und Wind macht, beherrscht die Welt. Wohnt in den Bergen des Ural, schiebt die Wolken, läßt regnen, blißen, donnern, schneien und frieren. Ist Allvater. —

Käfla hat gesprochen. Und die Rentiere werden zusammengetrieben. Je drei und drei der stärksten Tiere werden an die Narten gespannt. Narte steht hinter Narte, in langer Reihe. Und Zelte und Gerät werden verpackt, verschnürt. — Zuerst die Weiber und Kinder auf die Schlitten. Mit Getreisch und Gezänk werden die Plätze eingenommen. Sodann der Ostjak. Der Häuptling hebt die lange Treibstange — alle folgen seinem Beispiel. Ein langes, gezogenes „Hehehehe!“ Alle Tiere erheben sich, schreiten aus. Ein Pfiff — und in sausender Fahrt geht's davon, Narte nach Narte, mit Hundegekläff und Schellengeläut. Unaufhaltsam, nach Süden, den verheißenen Weiden zu. Die Herde folgt schnaubend und stampfend, klappernd mit den Schalen der Läufe, durch den hochwirbelnden Schnee, über die im Lichte glitzernde Tundra. Ohne Weg, ohne Steg. Nie täuscht den Sohn der Moossteppe sein Ortsinn. Tag für Tag — nur kurze Rast, um das farge Moos unter der Schneedecke hervorzuscharren, den größten Hunger zu stillen. Bald sollen ja die Wälder erreicht sein, die Wälder mit reichem Moos. So sagte Käfla, der Hausgeist. — „Hehehehe!“ —

Wolkenseken jagen unter der bleichen Mondsihel dahin. Und es wirbelt wie mehliges Staub über die Fläche. Mühsam stapfen die braven Zugtiere durch den tiefen, loderen Schnee. Es dunkelt über der Ebene, und nur wie nebelhafte Schemen winken die fernen Berge des Ural, die Wohnung Trums, des großen Scheitán.

Dichter und dichter werden die Wolken, dunkel ballt sich's im Norden. Das ungewisse Mondlicht weicht schwarzer Finsternis. Und es quirlt, dichter Staubschnee fliegt um die Silhouetten der keuchenden Tiere. Die Narten knarren, die Männer fluchen. Es heult und pfeift in der Luft, es wirbelt empor, sturmgepeitschte Flocken hüllen alles ein. Sibirischer Schneesturm! Bis an die Flanken im Schnee



waten die Rentiere dahin. Und wie weißer Gischt schlägt's an ihnen empor, fliegt's über Rücken und Köpfe. Weiter, weiter — immer fort. Nach Süden, dem Walde zu. Dorthin, wo die Berge winken . .

Unter dem Schutze der Felsen und Sturmfichten halten sie. Schneebewehte Männer klopfen die Karten rein, helfen halb erfrorenen Weibern und Kindern unter Decken und Fellen hervor. Feuer lodern, Zelte werden aufgeschlagen. Und die ermatteten Rentiere werfen



Sibirische Fischer in ihrer Hütte. In der Mitte drei Ostjaken,  
links der alte Karpücha.

sich in den tiefen, weichen Schnee — dichtgedrängt, Körper an Körper. Keines denkt an Moos, an Futter — nur an Ruhe, Ruhe! —

Kew Njuchos, der Häuptling, blickt über Tiere und Karten, zählt die Häupter. Sorgenvoll. Denn er vermißt vier Gespanne, vier der besten. Und die führte Wochsár, sein Sohn!

Stille ist's über der Tundra. Die matte, tiefe Wintersonne leuchtet rot, wie durch Schleier, und läßt die endlose weiße Fläche glitzern und funkeln. Rosige Nebel wie ein Gürtel ringsum. Der alte Häuptling hoßt auf der Karte. Drei Schlitten folgen — die kräftigsten Tiere haben sie angespannt für die lange Rückfahrt, zur Suche nach dem Vermißten. Schritt vor Schritt: es gilt die Rück-



spur zu finden — aufs Geratewohl, nach Ortsinn, denn tief verschneit sind die Fährten. — Der alte Ostjak späht. Seine schwarzen, lebhaften Augen blißen — unbewegt sind die verwitterten Züge. Es geschieht alles nach Trums Willen. Kismet . . . Schritt für Schritt durch den losen, hohen Schnee. Kein Laut — nur das leise Klingen der Glöckchen und das Schnauben der Rentiere. Und fern draußen bellt der weiße Fuchs . . .

Geweihstangen aus dem Schnee — ein starker, grauer Nacken: Chóiros ist's, der alte Renbulle. Kew Njúchos erkennt ihn wohl. Starr und steif die Nüstern, das gebrochene Auge halb geschlossen. Die Schneeschaufeln wühlen, im Schweitze arbeiten die Männer. Hier — das zweite Ren. Hart gefroren. Wie Stein so starr — das dritte. Die Karte. Und dann — abseits — eine Hand, ein starrer Arm . . . . .

Schweigend hockt Kew Njúchos, der Häuptling, neben der Leiche des Sohnes. Keine Träne, kein Seufzer. Es geschieht alles nach Trums Willen. Sie haben's gelernt, sich dreinzuschiden, die harten Söhne der Moossteppe . . .

Felsengewirr, krumme Stämme der Föhre und Sturmfichte, Büschel der Polarbirke. Schweigende Männer im Kreise um die Grube. Harte Arbeit schuf das Grab in felligem, hart gefrorenem Boden. Und flinke Hände zimmerten die Wände aus festgefügtm Gebälk, daß der Boden nicht nachgäbe, wenn Trum den Tauwind heulen ließe im Frühjahr.

Dumpfer Sang des Schamanen. Und unter Gebet und beschwörender Zauberformel wird die Leiche ins Grab gesenkt. Sie ruht im Boot aus Espenholz und hält das spitze Ruder in starrer Hand. Und was dem Toten auf Erden das Liebste war, folgt ihm ins Grab: der Bogen, Pfeile und Köcher, der Speer, das Messer. Kupfer- und Silbermünzen in tönerner Schale.

Mit dem Boot aus schlankem Espenstamme wird er hinüber rudern zur Insel der Seligen, wenn Turm-Kórrof, der Geisteradler, ihn ruft. Und Münzen gibt er Turm-Achninika, dem Geisterbären, damit er ihm öffne die Tore der Seligkeit und ihn hinabgeleite zu den Gefilden der Toten, wo Trum mit den Männern tafelt, die im



alten Glauben starben, im Glauben der Väter, als Kinder des großen Scheitán.

Balken, fest gefügt, schließen die Grube. Und Erdreich häuft sich darüber, Steinblöcke säumen es ein.

Und weiter geht's in langem Zuge, mit Schnauben und Schellengeläut — nach Süden, den Heiden zu, wo das Moos und die Flechten. „Hehehehe“ . . .

Jedes Jahr wird am „Trumchár“ ein Fest zu Ehren „Trum's“, des großen Geistes, abgehalten. Dieses Fest heißt „Jémung-Chátel Váchet-Chátel“. An manchen dieser „Trumchárs“ stehen große Götzenbilder, roh in Stein gehauen oder aus Holz geschnitzt. Auch die „christlichen“ Ostjaken beteiligen sich gern an diesen Opferfesten und verraten ebenso ungern wie die heidnischen Ostjaken Fremden den Ort, wo die Heiligtümer stehen. Diese sind meist auf Bergen, auf Inseln schwer zugänglicher Moore und weisen gewöhnlich kleine, auf Pfählen stehende Blodhütten (Trumchód) auf, in denen sich die Götzen und Heiligtümer befinden. Geweihe, Fische, Fleisch und auch Geld werden reichlich geopfert.

Bis zu der Eroberung durch Jermák und seine Kosaken war ganz Westsibirien ebenso wie auch ein Teil des südöstlichen europäischen Rußlands unter tatarischer Herrschaft. Die tatarische Hauptstadt auf der europäischen Seite war Kasán, heute noch der Mittelpunkt mohammedanischen Lebens in Rußland, während die Stadt Sibir, das heutige Tobólsk, die Hauptstadt der Tatarenfürsten auf asiatischer Seite war. Da sich die Tataren Sibiriens größtenteils freiwillig der russischen Herrschaft unterwarfen, billigte die russische Regierung ihnen allerhand Privilegien zu. Es wurde ihnen nicht nur freie Religionspflege zugesichert, sondern auch die Ruhnutzung ihrer Ländereien gelassen. Dasselbe finden wir auch bei den Ostjaken und anderen Völkerschaften: jedes Dorf besitzt ausgedehnte Ländereien, die in Feldern, Wald und Wiesen bestehen und zahlreiche Flüsse und Seen einschließen.

Das Land selbst gehört theoretisch der russischen Regierung, die

Nutznießung aber den Eingeborenen des betreffenden Dorfes. Diese Ländereien haben in den meisten Fällen einen gewaltigen Umfang und werden von den Völkern des Nordens genutzt, indem man auf ihnen der Jagd und Fischerei obliegt und auch Holz, Beeren und Pilze zur freien Verfügung hat, mit der einzigen Einschränkung, daß Holz nicht verkauft werden darf, während die Tataren nicht nur Jagd und Fischerei ausüben, sondern in den meisten Fällen noch lohnenden Ackerbau treiben. Besteht ja der Boden zum größten Teile aus humusreichem Löß, der sogenannten schwarzen Erde, dem Tschernosjóm. Zum großen Teile werden auch diese Ländereien an russische Ansiedler verpachtet, da der Tatar im allgemeinen noch träger als der Russe ist.

Die Dörfer der Tataren unterscheiden sich in ihrem Aussehen nur wenig von denen der Russen, höchstens daß die Gebäude schmuckloser sind. Statt der mit den charakteristischen Zwiebeltürmen geschmückten russischen Kirche steht in der Mitte größerer Dörfer die meist aus Holz gebaute Moschee, deren spitzes Minarett hoch über die Dächer der übrigen Gebäude emporragt. Der Tatarenpriester wird Mállah genannt und hat nicht nur die Obliegenheiten eines Geistlichen, sondern ist patriarchalischer Schiedsrichter, Standesbeamter in einer Person. Auch wird es kein Tatar wagen, gegen seinen Willen und sein Urteil Einspruch zu erheben. Ist doch der Mállah der Vertreter des Statthalters Gottes auf Erden, des Padischáh, als welcher, trotz der Zugehörigkeit der Tataren zum russischen Reiche, der türkische Sultan allgemein verehrt wird. Die russische Regierung weiß sehr wohl, daß der Tatar den christlichen Zaren nur gezwungenermaßen als Oberhaupt anerkennt und den Sultan als eigentlichen Kaiser verehrt, hütet sich aber klugerweise, die Gefühle der Mohammedaner zu kränken, da eine Erhebung oder auch nur passiver Widerstand der gesamten islamitischen Bevölkerung Asiens die schwersten, unberechenbarsten Folgen haben könnte. Überhaupt greift der panislamitische Gedanke in Asien und besonders unter den Tataren außerordentlich um sich. So war, als ich 1911 Sibirien bereiste, die Empörung der tatarischen Intelligenz über das Vorgehen Italiens in Tripolis allgemein.

Der tatarische Mállah steht im Durchschnitt, was Bildung anbe-



langt, weit über dem Niveau der russischen Geistlichkeit. Der Tatar zeichnet sich im allgemeinen, trotz einer gewissen Rückständigkeit, durch Schlauheit und Pffiffigkeit aus und ist besonders als Händler den Russen und den Juden weit überlegen. Es ist daher eine Seltenheit, wenn in Sibirien ein jüdischer Händler auf einen grünen Zweig kommt, denn der schlaue Tatar seift selbst den gerissensten Nachkommen Arons oder Levys ein und betrügt ihn bei allen Handelsgeschäften mit Leichtigkeit.

Nur wenige Tataren haben die Möglichkeit, sich mehr als ein Weib zu kaufen, das heißt Vielweiberei zu treiben, die ihnen ja nach dem Geheh Mohammeds gestattet ist und auch von der Regierung geduldet wird. Jedoch gibt es in Sibirien, besonders aber in den Städten Semipalátsk, Barnaúl, Kurgán und Irbit unermeslich reiche Tataren, die sich natürlich auch mehrere Frauen halten. Die Tatarenweiber sind eigentlich nur Spielzeug oder Haustiere ihres Gatten und hängen an ihm mit hündischer Unterwürfigkeit. Wie die meisten Orientalinnen sind sie sehr pußsüchtig und lieben besonders, außer Ohrringen, bunten Kleidern und roten Stiefeln, allerhand Silbermünzen, die sie durchlöchern und an ihre Schläfen hängen.

Neben schlüßäugigen, unsagbar häßlichen Tatarinnen finden sich auch bildhübsche, graziöse Weiber. Besonders fällt die Kleinheit und hübsche Form der Füße und Hände auf, und das glänzend schwarze, manchmal sehr lange und üppige Haar. Nur die Sauberkeit läßt, trotzdem die rituell vorgeschriebenen täglichen Waschungen stets vorgenommen werden, viel zu wünschen übrig. Das zeigt sich auch im Hause, das durch Mangel an Sauberkeit unangenehm von den Hütten der Russen absticht, denn kaum ein Volk der alten Welt hält seine Wohnung in so peinlich sauberem und ordentlichem Zustande wie der russische Bauer, besonders aber der Sibirier. In keiner tatarischen Wohnung fehlen bunte Bilder, billige Aquarelle und Ölbrude, die mohammedanische Heiligtümer: Moscheen, Mekka und Medina oder das Grab des Propheten darstellen sollen. Auch findet man überall Sprüche aus dem Koran an den Wänden.

Die Ackergeräte der Tataren sind noch primitiver als die der Russen; das Vieh ist klein und struppig. Nur die Pferde,



der Hauptreichtum des sibirischen Tataren, sind im Durchschnitt von vorzüglicher kräftiger Gestalt und bei aller Anspruchslosigkeit sehr ausdauernd. Dabei sind diese Tiere keineswegs klein wie die nordrussischen Pferde und die Pferde der kirgisischen Steppengebiete und der Baschkiren, sondern ziemlich groß, kurzbeinig, mit breiter Brust und Kruppe, vortrefflichen Hufen und ausgezeichneter Gurttiefe. Die meisten sibirischen Pferde sind tatarischer Herkunft, auch die Tiere, die den Post- und Passagierverkehr zwischen den einzelnen Dörfern und Städten aufrecht erhalten. Die Geschwindigkeit und Ausdauer dieser Pferde muß jeden Europäer in Staunen setzen. Denn obwohl die Tiere nur selten Hafer zu sehen bekommen, legen sie bei leidlicher Schlittenbahn durchschnittlich 15 bis 16 Werst pro Stunde (16 bis 17 Kilometer) mit Leichtigkeit zurück, ohne nach anderthalb bis zweistündiger Fahrt nur die geringste Spur von Müdigkeit zu zeigen. Die sibirischen Pferde sind sich den Sommer über meist selbst überlassen und treiben sich in großen Herden halbwild im Walde umher. Erst im Herbst kommen sie zu den Jurten und Ansiedlungen zurück und stehen nun fast den ganzen Winter selbst bei grimmigster Kälte in offenen Pferchen ohne Dach und Fach.

Ebenso das Vieh. Wollen die Tiere zu Wasser, so wird die Umzäunung geöffnet, und die ganze Herde begibt sich zum zugefrorenen Flusse, wo Wuhnen in das Eis gehauen sind, die durch eingelegtes Stroh und Fichtenzweige vor dem Einfrieren geschützt werden. Dort trinken sich die Tiere satt und kehren dann willig wieder in ihren Pferch zurück. Im Sommer fällt natürlich manche Ruh und manches Pferd den Bären zum Opfer, während am Rande der Steppe sich der Wolf zur Winterszeit so manches Fohlen oder Kalb aus den Pferchen holt.

Doch zurück zu unseren Tataren. Der Tatar ist im allgemeinen nüchtern, d. h. er verschmäht den Branntwein und das Bier ebenso wie den eigentlich ihm vom Koran verbotenen Wein. Doch kommen, wie überall, auch hier Ausnahmen vor. Das Hauptgetränk des Tataren ist auch das Nationalgetränk des Russen: der Tee, der in Sibirien gewöhnlich als Ziegeltee, d. h. in gemahlenem und gepresstem Zustande, in harten, etwa einen Zentimeter dicken Platten, in



den Handel kommt. Ein rechtschaffener Tatar trinkt mindestens vier- bis fünfmal täglich seinen Tee. In der Steppe und im Süden der Uderbauregion trinkt der Tatar das Nationalgetränk des Kirgisen, den sogenannten Kumiß, in Lederschläuchen gegorene Stutenmilch, die, wenn sie die richtige Reife erlangt hat, wie Champagner moussiert und ein nicht nur gesundes, sondern auch erfrischendes Getränk abgibt.

Der verheiratete Tatar läßt sich, trotzdem sein Bartwuchs spärlich und schütter ist, stets den Bart wachsen, doch schreibt der Koran dem erwachsenen Tataren vor, sein Haupt zu rasieren oder wenigstens ganz kurz abzuscheren. Im Gegensatz zu den meist langhaarigen Russen ist also der Tatar mehr oder minder kahlköpfig und trägt ständig eine Kappe aus dünnem, meist schwarzem Stoff auf dem Kopfe, über die dann im Winter die eigentliche Mütze gezogen wird.

Ist ein Tatar gestorben, so geben ihm die Männer des Dorfes das Ehrengelait, während die Frauen selbst nicht der Bahre ihres Egeherrn folgen dürfen. In hodender Stellung, mit dem Gesicht nach Mekka gekehrt, wird der Tote bestattet. Das Grab besteht aus einer einfachen, meist nicht sehr tiefen Grube, deren eine senkrechte Wand mit Brettern ausgelegt ist, während eine zweite Bretterlage schräg über die sitzende Leiche gedeckt wird, sodaß das Grab eine Art Dreieck bildet. Sodann wird die Grube zugeschaufelt und gewöhnlich über dem Grabe eine Art Monument aus Balken errichtet, das wie eine kleine Hütte aussieht. Meistens ist der Tatarenfriedhof auf dem schönsten Punkte der Gegend, auf einem bewaldeten Hügel oder am waldigen Ufer eines Flusses oder Sees. Mächtige Zirbelkiefern, Tannen und Fichten wehren den Sonnenstrahlen, tiefer Schatten, ewige Dämmerung herrscht auf dem Friedhofe, wo unter grünem Moospolster die Männer ruhen, die im Glauben des Propheten dahingegangen sind. Friedliche Stille, nur hin und wieder ein Eichkater, der sich um die Grabmonumente tummelt und mit heiserem Röcheln die Stämme der Waldriesen emporkläuft, oder ein paar Meisen, die im Tannendickicht schwirren und zwitschern. Und unten auf dem Flusse Barke nach Barke und große Dampfer, deren Schaufelräder die gelben Fluten des Irtysch aufwühlen: die neue Zeit.

Die Kirgisen (ein russisches Wort — bedeutet ursprünglich: „Räuber“) des Steppengebietes ähneln in mancher Beziehung den Tataren. Doch sind sie weniger religiös und meist nur dem Namen nach Mohammedaner. Sie treiben keinen Ackerbau, sondern leben als echte Nomaden von Pferde-, Schaf- und Kamelzucht. Sie unterscheiden sich durch ihre Trachten wesentlich von den Tataren, besitzen auch keine festen Wohnsitze, sondern leben in Zelten, ihren sogenannten Auls, die aus dickem Filz oder Fellen hergestellt sind.

Die Bogülen, ein heute meist christlicher Volksstamm im nördlichen Ural und den angrenzenden Niederwaldgebieten Westsibiriens zwischen Tawdá, Kondá und Jákonda, sind den Finnen und Lappen näher verwandt als den Ostjaken. Dank der zunehmenden Kultur, ansteigender Krankheiten und des Alkohols sind die Bogülen auf dem Aussterbeetat und bewohnen ihre ursprüngliche Heimat nur noch als verstreute Reste in wenigen hundert Seelen. Gleich den Ostjaken sind sie ein Jäger- und Fischervolk.

Die ihnen nahe verwandten Syrjänen, ein gleichfalls aussterbendes Volk, beschäftigen sich mit Rentierzucht und ähneln in ihren Gebräuchen den Ostjaken, doch findet man merkwürdigerweise unter ihnen viele große blondhaarige und blauäugige Gestalten, was auf einen Einschlag arischen Blutes schließen läßt. Wann dieser Einschlag stattgefunden hat und ob es sich hier vielleicht um Überreste altgermanischer oder altslavischer Völker handelt, bleibe dahingestellt. Auch ist es zweifelhaft, ob dieses Volk früher weiter östlich vom Ural verbreitet war und ob vielleicht die Gräber und alten Ansiedlungen der Schutj von ihnen herrühren. Dies wäre natürlich nur rein hypothetisch zu nehmen, doch bin ich auf diesen Gedanken dadurch gekommen, daß die von mir aufgedeckten Gräber der Schutj und die alten Ansiedlungen eine merkwürdige Ähnlichkeit mit altgothischen Überresten zeigten und sich in den Gräbern Silber- und Kupferschmuck vorfand, an dem lange rotblonde Haare klebten. Merkwürdig ist auch das heute noch häufige Vorkommen blonder Ostjaken. Ein Teil des Volkes ist langköpfig, der andere rundköpfig.

Überhaupt ist ja Sibirien in dieser Hinsicht noch fast gar nicht



erforscht, und es wäre sehr verdienstlich, wenn sich Ethnologen und Archäologen fänden, die der Ergründung aller dieser Fragen näher-treten würden. Ich wäre gern bereit, nach Möglichkeit den Herren zur Hand zu gehen. Vor einigen Jahren wurde der Anfang durch die Expedition der Gebrüder Kusnezow gemacht, die es sich zur Aufgabe gestellt hatten, die Gräber der hochnordischen Ostjaken zu untersuchen.

Die Tungusen unterscheiden sich kaum von den ihnen stammverwandten Ostjaken. Lebensweise, Kulturtiefsstand und Religion sind nach Aussagen mehrerer Kenner annähernd dieselben.

Im höchsten Norden leben die Samojuden, ein nomadisierendes,



Tatarendorf.

rentierzuchtendes Volk, das in seinen Lebensgewohnheiten und Gebräuchen theils an die Lappen und Eskimos, theils an die Ostjaken erinnert. Ich kenne dieses Volk aus eigener Anschauung zu wenig, um ihm hier ein besonderes Kapitel widmen zu können, und muß den Leser auf die Arbeiten Middendorffs und anderer Autoren verweisen. Hier will ich bloß mittheilen, was ich von russischen Ansiedlern und durch den Fürsten Dshafaridse erfuhr: Die Samojuden sind schamanistische Heiden. Ihre Religion erinnert sehr an die der Ostjaken. Auch beerdigen die Samojuden ihre Toten in ähnlicher Weise wie die Ostjaken, jedoch stets in einer Art Blochhütte oder Steinlammer über der Erde. Auch bei ihnen werden dem Toten

allerlei Hausgerät, Geld und andere Dinge mit ins Grab gegeben, damit der Geist, der nach dem Tode ein Gespensterdasein führt, alles Nötige um sich habe. Die Samojuden besitzen — ebenso wie die Ostjaken — an versteckten, schwer zugänglichen Orten Heiligtümer, wo dem „großen Scheitán“ im Herbst Opfer gebracht werden. Das Fest dauert eine volle Woche und wird „Schimjellei-videjello“ genannt. Der Gott erhält dabei allerhand „Geschenke“, Fleisch, Fisch, auch Geld und Pelzwerk. Rentiere werden geschlachtet und gegessen, ihre Geweihe werden an die Bäume gehängt. Bei diesem Feste dürfen auch Weiber und Kinder mitfeiern. —

**N**eben indifferenten, uninteressanten Menschen, die ja überall in der Welt duzend- und hundertweise herumlaufen und dem lieben Gott die Luft verpesten, habe ich auf meinen sibirischen Reisen so manche markante Persönlichkeit kennen gelernt. Zunächst Baron Budberg, den einst so wilden kurländischen Korpsstudenten, einen ritterlichen, aufrechten Mann, einen Jäger, der es an Kühnheit mit dem berühmten Fürsten Dshafaridse aufnimmt, der an Zähigkeit und Ausdauer alle Berufsjäger hinter sich läßt. Wahrhaft deutsche Treue und Gradheit ist der Hauptzug dieses echten Edelmannes. Er ist Weltflüchter, ohne Misanthrop zu sein, Einsamkeitsmensch, ohne Hang zum Mißtrauen — das krasse Gegenstück zu unserem Freunde Dshafaridse.

Mit diesem, einem verbannten grusinischen Fürsten, habe ich meine Leser schon in meinem Buche „In sibirischen Urwäldern“ bekannt gemacht. Dieser Mann ist der kühnste und ausdauerndste Jäger, den ich in meinem vielbewegten Waldleben kennen gelernt habe. Grade und offen bis zur Unhöflichkeit, ein Sonderling voller Schrullen, menschenscheu, Misanthrop, ein weiberfeindlicher, philosophischer Grübler, der sich außerhalb aller Satzungen der menschlichen Gesellschaft zu stellen gewohnt ist, dabei gerade und zuverlässig, ein Mann, der mit seinem Wort fanatischen Kultus treibt. Cholertiker und als echter Jäger zugleich Melancholiker. Eine Kette schwerer Enttäuschungen, ein Leben voller Entbehrungen und Widerwärtig-



keiten ließ diesen an sich so groß angelegten Charakter mit Gott, mit sich und aller Menschheit zerfallen. Soweit die Herrenjäger.

Ein Gegenstück zu diesem Urwaldphilosophen ist der alte Jäger Micháil Panów, der mich bei allen meinen Expeditionen und Jagden begleitet. Eine echte altrussische Bauernfigur, groß, schlank, mit langem silbergrauem Vollbart, treu und offen blickenden Augen, von einer rüstigen und athletischen Kraft, wie man sie heutzutage fast nie mehr bei hohen Siebzigern findet. Ein echt russisches, naives Gemüt; bei aller unbewußten Roheit gutherzig und milde, dabei aber nicht ohne Rachsucht und Neid, mehr noch als der Fürst Asket, und von einer geradezu beispiellosen Bedürfnislosigkeit. Dieser alte Mann hat sich in seinem langen, vielbewegten Leben das Kindergemüt und den Kinderglauben erhalten, das aber hindert ihn nicht, gelegentlich abscheuliche Bosheiten gegen andere auszuüben!

Lange vor Sonnenaufgang ist der Alte auf den Beinen, wäscht sich umständlich im kalten Flußwasser, wärmt den Tee und bereitet das Frühstück. Wenn aber der Feuerball über dem Horizont emporglüht, sieht man Micháil, dem Lichte zugewandt, vor dem Lager stehen, sich bekreuzigen und beten. Lange, manchmal eine Viertelstunde, dauert das Murmeln, das Kreuzschlagen und das Sichverbeugen. Alle, die ihm am Herzen liegen, werden in das Gebet eingeschlossen, die naivsten Bitten darin eingeflochten. Erst nach der Gebetsübung greift der Alte nach Brot und Tee, doch niemals wird er eine Mahlzeit beginnen, ohne das Haupt zu entblößen und sich zu bekreuzigen. Auch am Abend vor dem Schlafengehen gibt es eine kurze Gebetsübung. Im Gegensatz zu Dschafaridsse, der sich lediglich auf sein eigenes Können, seinen Mut und seine Geschicklichkeit verläßt, der für alles ‚Unsichtbare‘ nur bissigen Spott hat, schöpft Micháil seinen Mut aus hingebungsvollem Glauben. Nicht Selbstvertrauen gibt ihm seine große Unersehrodenheit, sondern echte, vertrauensvolle Frömmigkeit. Dabei ist er, wie fast alle frommen Leute, nicht frei von Aberglauben, und ich bin überzeugt, daß er im Grunde seiner Seele ebenso den Scheitán fürchtet wie er Gott vertraut.

Der alte Karpúcha hat die blutigen Feldzüge gegen die Tefek-Turkmenen in seiner Jugendzeit mitgemacht und ist als verabschiedeter



Unteroffizier von der Regierung in Sibirien angesiedelt worden. Karpúcha, ein kleines, einäugiges Männchen, ist die Verschlagenheit und Pfiffigkeit selbst. Heide vom Scheitel bis zur Sohle, abergläubisch wie ein Duzend Ostjaken, unaufrichtig und verlogen. Dabei aber als Jäger sehr brauchbar, unerschrocken, ausdauernd, anspruchslos wie ein Samojedenhund, und ein vortrefflicher Schütze. So sauber Micháil, so schmutzig Karpúcha. Mit dem Alten in einer Hütte zusammen wohnen müssen, ist für einen Kulturmenschen eine schwere Aufgabe. Sein Haupthaar wimmelt, und er selbst strömt aus seinen Lumpen einen Geruch aus, schlimmer als der ärgste Iltis. Gewaschen hat sich, glaube ich, dieser Mann seit seiner Militärzeit nie. Überall in der Tundra und im Urwalde spukt's für ihn. In allen möglichen Jagdhütten gibt es Gespenster und böse Geister. So erzählte er mir allen Ernstes, daß seine durch Schmutz entstandenen gräßlichen Weichselzöpfe im Bart von der „Nachbarin“ — wie er die Waldhexe nennt — geflochten worden seien und er seitdem dem Scheitán und den Waldgeistern rettungslos verfallen wäre. Wie oft habe ich mich darüber amüsiert, wenn Karpúcha seine Gespenstergeschichten erzählte und von dem Fürsten weidlich gehänselt wurde. Oder sich mit dem alten Micháil über religiöse Fragen herumzankte, manchmal bis spät in die Nacht hinein, wenn das Feuer im Kamin längst heruntergebrannt war und tiefe Dunkelheit in der Hütte herrschte.

Besonders eine Episode wird mir in bleibender Erinnerung sein. Wir hatten in einer alten halb verfallenen Hütte nach langem, anstrengendem Marsche Zuflucht gesucht: der Fürst, Karpúcha, Micháil und ich. Der alte Jäger lag schon längst in tiefem Schlafe, und auch Karpúcha schien seine Scheu vor der Gespensterhütte im Vertrauen auf unsere Gegenwart vergessen zu haben, als ich mit dem Fürsten noch vor dem offenen Feuer saß und Tee trank, um den Jagdplan für morgen zu besprechen. Wir hatten ein paar starke Bären verfolgt, deren Fährten in der Nähe der Hütte über die Heide liefen, und wollten, falls das Wetter anhielte, am nächsten Tage die Verfolgung wieder aufnehmen, indem der Fürst mit Karpúcha den stärkeren Bären verfolgen sollte, während ich mit Micháil versuchen wollte,



des anderen habhaft zu werden. Dabei kam unser Gespräch auf den Aberglauben des alten Karpúcha, und wir beschloßen, den Jäger ins Bodshorn zu jagen. Unser Plan baute sich darauf, daß an der Stelle, wo heute die Hütte steht, vor langen Jahren eine andere gestanden hatte, die aber mißsammt ihrem Inhabenden, dem Pelzjäger Sánin, verbrannt war. Karpúcha hatte den Jäger noch gefannt und war während der Katastrophe in der Nähe, ohne helfen zu können.

Ich stieß die Tür auf und fragte mit lauter Stimme: „Wer ist da?“ um dann ebenso laut fortzufahren: „Treten Sie nur ein, draußen ist es kalt. Wollen Sie Tee haben?“

Der alte Karpúcha ist halb erwacht, schmaßt, stöhnt und wälzt sich auf seinem Lager hin und her. Darauf der Fürst: „Ein komischer Kerl — er gibt keine Antwort.“

Karpúcha wälzt sich auf seinem Lager noch unruhiger hin und her. Darauf gießt der Fürst Wasser auf das Feuer im Kamin, daß es zischt und die Hütte in Dunkel gehüllt ist, und schreit aus vollen Lungen: „Halt' ihn fest — es ist ein Scheitán!“, und hauß! wirft er die Tür zu.

Mit unartikuliertem Grunzen ist Karpúcha von der Lagerstatt herunter. „Wer war da? Was ist?“ Mit zitternden Händen reibt er Zündhölzer an, springt zum Feuer, wirft Spähne darauf und blickt sich verstört in der Hütte um.

„Ja, stell' dir vor, Karpúcha,“ sagt der Fürst, „der Baron geht vor die Hüttentür, um nach dem Wetter zu sehen. Da sieht er, wie jemand über die Heide kommt. Ein alter Mann mit grauem Bart, angetan mit einer Rentierjade und einer Mütze aus Otterfell. Um den Leib hat er einen bunten, rot- und grüngestreiften Gurt, zwei Messer hängen daran, ein großes und ein kleines. Und in der Hand trägt der Mann Zobellschlingen. Ein Gewehr hat er nicht.“

„War er klein? Breitschulterig? Hatte er eine große Nase?“ fragt Karpúcha entsezt.

„Ja, ja, ganz recht!“ meint der Fürst.

„Ja, — und komisch —“ sage ich, „er gab uns keine Antwort, er schien taub zu sein. Und man hörte ihn auch nicht gehen. Und seine Augen konnte ich nicht sehen, soviel ich auch hinsah. Die sahen

aus wie zwei große graue Flecken. Er ging an mir vorbei und stand regungslos da und sah immer auf dich, Karpúcha, nur auf dich. Huh!!“

„Das war der alte Sánin, der hier vor zwanzig Jahren verbrannte! Ganz so sah er aus. Wie Sie ihn beschrieben. Der wollte mir sicher ein Leids antun und hätte es auch getan, wenn ich allein gewesen wäre. Er war immer ein böser Mensch, schon bei Lebzeiten. Und als Scheitán — Gott gnade, wer ihm in die Hände fällt.“

„Ja, ja,“ sage ich, „das wird auch wohl der gewesen sein, der dir die Zöpfe in den Bart geflochten hat.“

„Nein, Herr, nicht. Männliche Geister flochten keine Zöpfe. Das war die ‚Nachbarin‘. Aber wem der alte Sánin begegnet, allein, in der Hütte, dem dreht er das Genick um, daß die Nase hinten sitzt.“

Wir ließen den Alten bei seiner Meinung.

Als ich aber nach dem Dorfe Baltšhára kam, erzählte Karpúcha, heftig gestikulierend und mit vor Aufregung ganz weißer Nasenspitze, dem dortigen Kaufmann Jwán Sánin, dem Sohne des Verbrannten, brühwarm die Geschichte. Dieser kam nun in heller Aufregung zu mir und fragte mich genau nach dem Aussehen des Gespenstes. Als ich ihm nun von dem Gurt und der Otternmütze erzählte, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen: „Wahrhaftig, es ist der Alte gewesen!“

Alle meine Bemühungen, den Mann zu überzeugen, daß es sich nur um einen Scherz mit Karpúcha gehandelt hätte, blieben fruchtlos. Und auch Sánin schwört heute noch ebenso wie Karpúcha, daß tatsächlich das Gespenst des alten Pelzjägers uns in der Hütte einen Besuch abgestattet hätte.

Im Herbst 1911 ist die Hütte abgebrannt. Nicht während der Dürre und der Zeit der Waldbrände, sondern ganz plötzlich, mitten am Tage. Ich habe den alten Karpúcha in dringendem Verdacht, daß er ein paar Streichhölzer — für die Berufsjäger ein sonst doch so kostbares Gut — geopfert hatte, um die Gespensterhütte und damit vielleicht auch den bösen Geist selbst zu vernichten.

Jwán Sánin, mit Spitznamen „Tšhášškin“, d. h. die Vogel-scheuche, genannt, ist eine der markantesten Persönlichkeiten der Kondá-



Gegend. Von Beruf Kleinhändler und Pelzwarenaufkäufer, hat er es dank seiner Geschicklichkeit zu großer Wohlhabenheit gebracht. Dabei ist Tschuschkin gastfrei und keineswegs, wie die meisten anderen russischen Händler in Sibirien, ein Halsabschneider. Im Gegenteil, er ist wegen seiner Ehrlichkeit und Güte allgemein bekannt. Und



Verfasser mit Steinadler.

Tschuschkin ist trotz aller Unbildung und allen Aberglaubens ein höchst pfiffiger Bursche und versteht seinen Vorteil bei jeder Gelegenheit wahrzunehmen. Er ist cholertisch, ein großer Freund des Alkohols und wirkt in seinen Wutausbrüchen unbeschreiblich komisch.

Leider findet man es überhaupt sehr oft, daß Angehörige der weißen Rasse sich durch Trunkenheit bei den Eingeborenen lächerlich machen. So auch Tschuschkin. Er ist kein „Kulak“, kein Krämer im

üblen Sinne, aber ein Hanswurst, man kann's drehen und wenden wie man will.

Atnaschéin, ein russischer Ansiedler im Ural, mit dem ich während zweier Jahre auf sibirische Rehe und Elche jagte, ist der Typ des Hinterwäldlers. Unhöflich bis zur Grobheit, eigensinnig und rechtshaberisch, fromm und abergläubisch, treu, ehrlich und offenherzig. Nie werde ich den alten Jäger mit der Hünengestalt, den guten Augen und der tiefen Bärenstimme vergessen, den redlichen Mann, der in rauher Schale ein weiches Kindergemüt besitzt und der — eine Seltenheit unter den Leuten der Taigá — ein Herz für Wild und Hunde hat.

Ja, man findet interessante Leute und merkwürdige Räuze auch in Sibiriens Urwäldern. Eins aber haben die Leute vor den Westeuropäern voraus: Schablonenmenschen gibt's weniger, und das primitive Leben, die Wildheit ihrer Heimat bringt noch markante, eigenartige Charaktere hervor, und es gibt unter diesen Erwerbsjägern Leute, denen man trotz aller Schrullen, trotz aller Unbildung die Achtung nicht versagen kann.

---



## Flüsse und Fischerei.

Fast alle sibirischen Flüsse haben — wenigstens soweit sie durch Flachland fließen — denselben Typus. Besonders die westsibirischen gleichen einer dem anderen: hohe, mit Kiefernwäldern bewachsene Ufer oder weitausgedehnte Wiesen mit schilfigem Grase. Dann wieder endlose Niederwaldungen, dazwischen Altwässer und Tümpel, kleine, sumpfige Seen, abwechselnd mit Espen- und Birkenbeständen, Ebereschen, Spillbaum, Kalinkenhholz, verschiedenen Weiden, Erlen und Waldbinden und mächtigen Horsten der Zirbelkiefer, Lärchen und Tannen, Rotfichten und Gestrüpp, aus dem vereinzelt die rotgelben Stämme gewaltiger Kiefern hervorschimmern. Der Boden besteht in den Heiden aus mehr oder weniger anlehmigem Sand, bewachsen mit Heidekraut, Rentiermoos, Preiselbeeren, die hier eine besondere Größe und Schmachhaftigkeit aufweisen, und — in niederen Lagen — Heidelbeeren. Im „schwarzen Urmán“, dem Zirbel- und Tannenwalde, ist der Boden fruchtbar, torfig und feucht. Es liegt eine dicke Nadelsschicht, oft mehrere Fuß hoch, darunter ganze Etagen verfaulter alter Stämme. Grünes Moos, in niederen Lagen Porst, rötliches Moos, Farne. Der Beschaffenheit dieses Bodens ist es zuzuschreiben, daß Waldbrände oft wochenlang nicht zu löschen sind und unter dem Wurzelwerk, trotz starken Regens, noch lange fortglimmen, die Wurzeln abnagen und die Zirbeln zu Fall bringen. Nach solchen Bränden entsteht ein furchtbares Chaos gefallener Stämme, aus denen noch vereinzelt kahle Baumgerippe ragen, zwischen denen schon nach kurzer Zeit ein undurchdringliches Dickicht von schwarzen Johannisbeeren, Espen, Birken, Weiden und anderen Laubhölzern wuchert — ein willkommener Aufenthalt für Elche und anderes Wild. Niedrig gelegene „Urmáne“ und Heiden versumpfen jedoch rasch — besonders wenn ein Moosmoor in der Nähe — und sind, durch rasche Bildung von Ortstein, für den eigentlichen Wald

rettungslos verloren. Durch die ungeheuren Brände versumpft allmählich ein großer Teil Rußlands und Sibiriens. Hochgelegene, lehmarme Heiden verangern daher sehr schnell und bieten dem jungen Nachwuchs keine Nahrung mehr, so daß gewaltige Strecken, in denen vor zehn und mehr Jahren das Feuer wütete, heute nur noch vereinzelt dürre Überreste des ehemaligen Waldes aufweisen . . .

Die Birkenwälder und Espenbestände gehören — ebenso wie die Wiesen — zum Überschwemmungsgebiete der Flüsse und weisen einen feuchten und sauren Humusboden auf. Der Baumwuchs ist nur in höheren Lagen üppig, so daß hier Espen von 120 und mehr Fuß Höhe und einem Durchmesser von 5—6 Fuß die Ufer schmücken. Diese prachtvollen, meist kerngehunden, astreinen Stämme bieten den Eingeborenen das Material zu den „Ossinowki“, den behenden Booten, die aus einem einzigen großen Espenstamme gehöhlt sind und an graziöser Bauart, Leichtigkeit und Haltbarkeit sogar die indianischen Kanoes übertreffen.

Im allgemeinen ist der Baumwuchs an den Flüssen und Seen üppiger als im inneren Walde, — die Kiefern vielleicht ausgenommen. Besonders zeigt sich dies bei Espe, Zirbel und der, meist sehr hohen und schlanken, oft peitschenartig gebogenen Lärche. Diese bevorzugt kiesige Höhen an Flußufern und verleugnet so auch hier im Flachlande Sibiriens nicht ihren eigentlichen Charakter als Gebirgsbaum. Edeltanne und Fichte sind meist kümmerlich, selbst an den Flüssen, und erreichen im Durchschnitt lange nicht die Güte der Exemplare, wie sie im Ural und im europäischen Rußland gedeihen. Ebenso die Birke, die sich mit der nordeuropäischen nicht messen kann — wenigstens nicht mit der Westrußlands und der der baltischen Provinzen —, die deutsche aber übertrifft. Die Birke tritt — als Stamm — ebenso wie in Europa in zwei Arten der Formen auf: *betula verrucosa* und *betula pubescens*. Nebenbei kommen noch Zwerg- und Strauchbirken vor. Die Linde ist selten und nur als Gestrüpp zu finden, während einige Weidenarten respectable Stämme aufweisen. Sehr interessant sind die Weiden niedriger Wiesenuser: sie tragen in halber Höhe ganze Nester verfilzter Pflanzenreste, die — zur Zeit des Hochwassers — hier angespült wurden und wie lange Bärte von



den Ästen herunterbaumeln und sich im Winde bewegen. An vielen Flüssen findet man wilden Spargel. Die Flußufer selbst sind meist schlammig; der Schlamm ist zäh, schwärzlich blaugrau und riecht unangenehm. Getrodnet platzt er und bildet breite Risse, auch sind Einschnitte nicht selten, die zu überschreiten im höchsten Grade lebensgefährlich ist, da unten Wasser steht und der weiche, stinkende Schlamm viele Klaster tief ist. Ebenso schlammig ist das Flußbett im allgemeinen. Aus der chemischen Beschaffenheit dieses Schlammes läßt es sich wohl erklären, daß das Wasser der Flüsse und schlammigen Seen im Winter, wenn die Eisdecke did ist, für Mensch und Tier ungenießbar wird, eine braune Färbung annimmt und abscheulich riecht. „Die Flüsse brennen,“ sagt dann der Eingeborene. Tritt dieser Zeitpunkt ein, so verschwinden alle Fische aus den Flüssen und Seen; teils haben sie wieder — so die Maränen — das Meer oder die Mündungen der großen Ströme aufgesucht, teils die großen Ströme selbst, die mehr „gesundes“ Wasser aufweisen. Nur wenigen Nachzüglern gelingt es, an Quellen zu überwintern.

Auf dieser Eigenschaft der sibirischen Ströme und Flüsse beruht eine primitive, aber sehr einträgliche Fischfangmethode der sibirischen Fischer. Man sperrt einen kleineren, etwa bis 20 Meter breiten Flußlauf an geeigneter Stelle ab, indem man in je etwa fingerbreitem Abstand feingesplißte Kiefernplatten einrammt, diese mit Bindfaden oder Bast der Zirbelwurzel aneinanderflißt und durch Pfähle, die in je etwa 2—3 Meter Abstand eingeschlagen werden, befestigt. Hohle Ufer müssen natürlich gemieden oder ausgegraben werden. In die Mitte dieser Wand kommt ein breites Brett, das in halber Wasserhöhe ein rundes Loch aufweist, etwa von 30—35 Zentimeter Durchmesser. In diese Öffnung wird eine Art Keuse mit offenem Ende geschoben, so daß sie mit dem Lochrande abschließt und nach innen — also stromaufwärts — hereinragt. Das Ende ist aus dünnen, biegsamen Stöckchen und oval geschlossen, läßt sich aber durch ganz leichten Druck von innen bis auf etwa 20—25 Zentimeter öffnen, um sich, wenn dieser Druck nachläßt, sofort wieder zu schließen.

In etwa 10—15 Meter Abstand zieht sich ein zweites Gitter über den Fluß. Dieses ist genau ebenso beschaffen wie das erste,



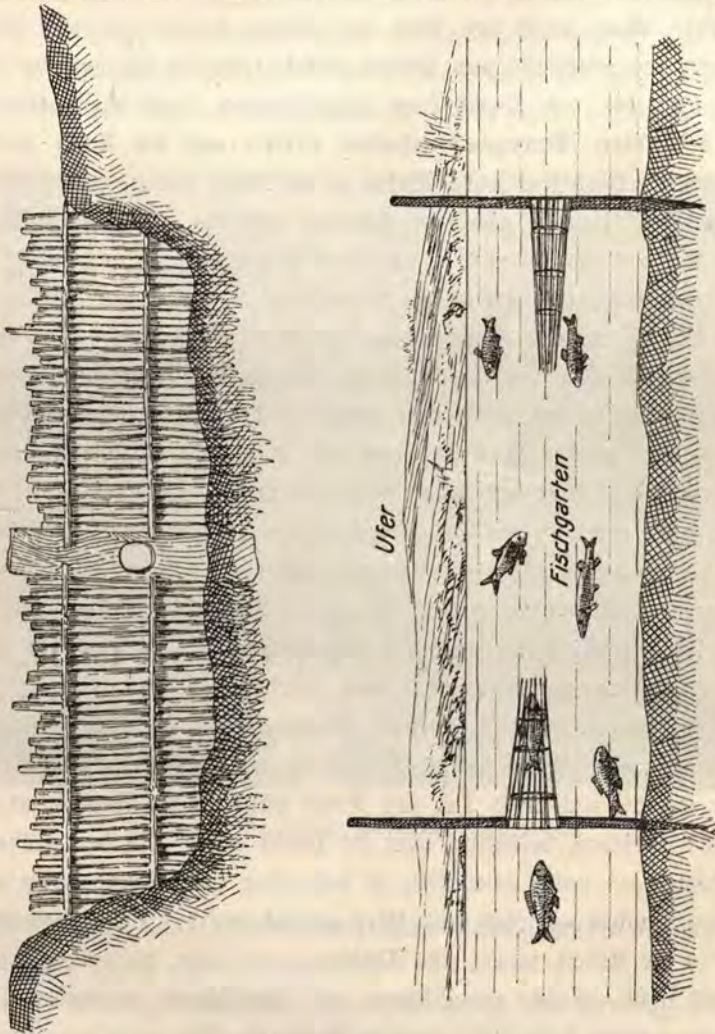
nur daß die reusenartige Haube umgekehrt steht; d. h. gleichfalls nach innen, also in diesem Falle stromabwärts gerichtet ist.

Nach Auftauen der Flüsse — also im Frühjahr — wandern eine Menge der Fische wieder in die Flüsse und Bäche zurück, um zu laichen und den Sommer in den oberen Seen zu verbringen. Sie kommen nun an das Wehr, suchen einen Durchschlupf und finden die Löcher, aus denen man die Hauben entfernt hat. Sie schlüpfen durch und gewinnen die oberen Seen, laichen, bleiben den Sommer über dort und kehren im Herbst — etwa vom September an — wieder, um zurückzuwandern und, bevor das Wasser verdirbt, die großen Ströme: Irtysch, Ob, Jenissei usw. zu erreichen. Jetzt sind aber die Reusen vorgelegt! In Massen wimmeln die Hechte, Mande, Weißfische und Barsche vor dem Gitter, sowie der erste Frost die Bäume entblättert, suchen den Ausgang, finden ihn, schlüpfen, drängen sich durch die Haube und gelangen in den Fischgarten. Andere wieder, die behenden Maränen z. B., steigen um diese Zeit noch einmal für kurze Frist stromauf, kommen von der anderen Seite an das Wehr, drängen sich durch die untere Haube und sind gleichfalls gefangen.

Mehr und mehr Fische schlüpfen ein; endlich aber stehen sie in Massen — eng aneinander — meist nach Größen geordnet (wohl der Raubfische wegen) im Fischgarten, ohne die Möglichkeit zu haben, das Gatter zu verlassen, es sei denn, daß „Michail Zwánowitsch“, den sibirischen Bären, nach ihnen gelüstet und er, angelockt vom Geplätscher, einen Fischfang versucht. Dabei erbeutet er wohl meist viele Fische, zerstört aber nur zu leicht im Eifer des Gefechts den unteren Zaun und — die ganze Fischmasse, manchmal viele Zentner, ist frei . . . Auch der Fischotter zerstört häufig das Gatter, indem er einige der Latten durchbeißt oder herauszerrt, um bequemer in das Innere zu gelangen. Daher bauen die Fischer an besonders gefährdeten Wehren kleine Hütten auf, um hier zu wachen und die Bären, Otter, Fisch- und Seeadler, Barteulen und Raben fernzuhalten. Da aber ein Fischer meist mehrere solcher Fischfallen besitzt, außerdem aber noch Netze, Angeln und Reusen ausstellt, fällt noch gar mancher fette Fisch den Tieren der Taigá zur Beute.



Größere Flußläufe, wie z. B. die Ronda, den Wach, Tóbol, Tawdá, Turá — Flüsse von mehreren hundert Metern Breite und darüber — durch „Sapóri“, Fischfallen, abzusperrn, ist von der



Regierung verboten worden, da größerer Verkehr und zum Teil auch Dampfschiffahrt auf ihnen stattfindet und längs ihres Laufes auf Hunderte von Wersten sich Ansiedlungen und Dörfer befinden, denen man auf diese Art den Fischzugang gänzlich absperrn

würde. Man ist daher — d. h. auf solchen Flüssen, die keinen geregelten Dampferverkehr aufweisen — auf eine andere Methode verfallen, die in Mitteleuropa, wo das „Nitschewó“ des Russen keine Geltung hat, heftigen Widerspruch und Prozesse zur Folge haben würde: Man sperrt den Fluß der ganzen Breite nach mit einem Wehr, das gleichfalls aus Pfosten besteht, aber im übrigen nur aus Stangen, die, von Querkhölzern herabhängend, durch die Strömung in beständiger Bewegung gehalten werden und die Fische zurückscheuchen. Man legt solche Wehre in der Nähe flacher, zum Herausziehen der Zugneße günstiger, sandiger Ufer an. Die Fische stauen sich dort und werden nun — auf ihrer Wanderung — mit dem Zugneße herausgezogen, um in den Altwässern — natürlichen Fischgärten — bis zu weiterer Verwendung gehalten zu werden. Die Flußzugneße bestehen aus einem langen (bis zu 200 Meter und mehr) Flügel, der in den Fluß zum Umfassen der Fische hinausgefahren wird, dem großen Saß und dem nur etwa 30—40 Meter langen Uferflügel. Dieser wird von einem oder zwei Mann bedient, die ihn mit Hilfe eines in den Boden getriebenen pflugcharartigen Pfloodes zu halten haben und ihn allmählich zur verabredeten Auszugsstelle bringen, während der andere, in weitem Bogen durch das Boot in den Fluß gebracht, in großem Halbkreise vorrückt, ans Land gezogen wird und nun gemeinsam mit dem Uferflügel zusammenschließt, um die gefangenen Fische: Sterlets, Maränen, Störe, Hechte, Mande und andere Fische, in den Schleppsaß zu treiben. Diese Fischerei ist sehr ergiebig und wird Tag und Nacht während der Wanderzeit der Fische betrieben, besonders aber im Herbst und — in den größeren Strömen — unter dem Eise, so daß etwa jede Stunde oder alle paar Stunden ein Zug ans Ufer gebracht wird. Die Leute teilen sich in die Arbeit, indem eine Abteilung am Tage, die andere in der Nacht fischt. Solche zur Schlepp- und Zugfischerei geeigneten Uferstrecken werden, falls sie sich nicht im Besitze von Privatpersonen oder in Reservatgebieten („Wótschini“) der Eingeborenen befinden, auf 3—6 Jahre von der Regierung an Unternehmer verpachtet. Auch die Eingeborenen, Ostjaken, Tungúsen und Tataren, verpachten solche Fangplätze öfters an russische Fischer, oder sie geben die Fischerei



gegen Verabfolgung eines Drittels an Unternehmer ab. So sind auf der Kondá, einem Flusse von der Größe der Oder etwa, von Répalowo bis Nachrátschi — also auf der Strecke von etwa 350 bis 400 Kilometern — gegen 20 solcher Wehre zu passieren. Wehre, an denen sich die Fischerei nicht lohnend erwies, bleiben stehen, fallen ein und mehren, wo sie nicht streckenweise Versandung zur Folge haben, die Masse des Treib- und Grundholzes, indem sich ihre Teile an den



Die kleinen Urwaldflüsse weisen viel Fallholz auf.

zahlreichen, im Wasser befindlichen alten Baumstämmen verfangen. „Nitschewó“ . . .

Die kleineren Urwaldflüsse weisen überhaupt eine Unmenge Fallholz auf; viele von ihnen sind daher nur auf ganz leichten Booten zu befahren, die man ohne große Mühe über Land schleifen kann. Denn Bruch und Fallstämme sperren oft den Fluß gänzlich ab, — liegen etagenweise übereinander.

Sind nun die Fischgärten voll und beginnen die Flüsse zuzu-

frieren, werden die Fische mit kleinen Zugnetzen herausgefangen, eingefroren und in Transportkörben, nach Größen sortiert, mit Schlitten nach der Bahn oder größeren Stadt gebracht, wo ihrer schon die Aufkäufer aus aller Herren Länder harren.

Eine solche Fischkarawane wächst mitunter auf viele Hunderte von Pferden und Menschen an, die fast rastlos vom Norden zur Bahn streben — viele Hunderte Werst — wochenlang. An den Raststellen sieht es wie in einem Heerlager aus: die Pferde bleiben an der Landstraße, trotz der ungeheuren Kälte, die Leute (jeder Führer hat 4—8 Pferde und Schlitten) übernachten bei gastfreien Bauern oder in Teehäusern. Das bunte Treiben auf einem sibirischen „Trakt“, der durch beiderseits eingesteckte Fichten- oder Wacholderbüsche und Zweige kenntlich gemachten Straße, ist höchst interessant. Tausende von Schlitten begegnen sich; die einen bringen Wild, Pelze und Fische zur Stadt, andere schaffen Brotmehl, Leinen und andere Kulturprodukte nach Norden, in die Dörfer und Jurten der Fischer und Eingeborenen.

Reges Treiben ist Sommer und Winter auf den großen Strömen. Während der warmen Zeit gehen mächtige Barken, schöne, elegante Dampfer, flinke Boote und schwerfällige Schlepper. Im Winter wimmelt das Eis von Schlitten, Fischer legen die „Samolówki“ — merkwürdige Fangvorrichtungen für Störe und Sterlets — aus oder angeln. „Samolówka“ nennt man eine höchst sinnreiche Vorrichtung: An langem Seil hängen kleine Schnüre, die mit Haken versehen sind und von der — meist sehr starken — Strömung bewegt werden. Kommt nun ein größerer Fisch stromaufwärts, so muß er die Schnüre berühren und treibt sich — so merkwürdig dies klingt — selbst die Haken in den Leib. Meist werden Stör und Sterlet, die wertvollen Kaviarfische, so gefangen.

Im Norden, so bei Obdorsk, Beresow und anderen Orten, wird während des Sommers Fischerei im großen betrieben. Mit Dampfern und großen Booten sind Hunderte von Menschen beschäftigt, riesige Netze durchs Wasser zu ziehen, um den Stör, Maränen und andere Edelfische zu fangen. Die Fischmasse ist, besonders zur Wanderzeit und wenn der Nordsturm und die Flut an der Meeres-



mündung einsetzen, enorm, so daß es vorkommt, daß an den Mündungen kleiner Zuflüsse sich die Fische so stauen, daß ein Befahren des Wassers im kleinen Boote gefährlich wird! Der Ob gefährdet bei Hochwasser die Siedelungen, — und schon mancher Fischer erkrankt in seiner Hütte . . . Auch die anderen Flüsse führen mitunter furchtbares Hochwasser, so daß die Dörfer in manchen Gegenden landeinwärts versetzt werden müssen. Der Boden ist aber fruchtbar, die Flüsse sind fischreich, — was sieht's die Leute an? Und das Volk ist hart . . .

Ströme! Der Ob an der Mündung bei Hochwasser bis 40 Kilometer breit, die Lená noch gewaltiger, ebenso groß der Jenisséi. Der Irtysh etwa 2 Kilometer breit, die „kleinen Flüsse“: Kondá, Turá, Tawdá so groß wie Oder und Elbe . . .

Es ist das Amerika der alten Welt, dies unermessliche Sibirien, — alles wächst ins Ungeheure, europäische Begriffe versagen hier. Ein wildes Land noch — aber ein Wunderland . . .

Nicht nur das Feuer richtet alljährlich in Sibirien ungeheure Verheerungen an, auch das Wasser vernichtet so manches Gebilde von Menschenhand. Je mehr die Quellgebiete und der Oberlauf der sibirischen Flüsse vom Walde entblößt werden, desto mehr wächst die Überschwemmungsgefahr. Im Frühjahr nach der Eisschmelze, wenn der eigentliche Eisgang vorüber ist, schwellen die Flüsse durch rasches Auftauen des Bodens an den Quellgebieten so enorm an, daß Dörfer und Ansiedlungen aufs ernsteste gefährdet werden. Die Flüsse erreichen bei Hochwasser häufig mehr als die doppelte gewöhnliche Breite, und da die Strömung meist sehr reizend ist, wird alles, was allzu nahe ans niedrige Ufer gebaut ist, fortgerissen und weggeschwemmt.

Am Laufe des Ob und Irtysh findet man viele Dörfer, die alle paar Jahre weiter vom Ufer fortgerückt werden, da die Hochwassergefahr beständig wächst. Im Frühjahr sind die großen Wiesflächen mit ihren Tümpeln und Altwässern von den Fluten der Ströme bedeckt. Die ganze Landschaft gleicht einem ungeheuren See, aus dem nur einzelne Landzungen oder Inseln mit Gehöften und Dörfern hervorragen. Tritt dann noch Nordsturm und dadurch Rück-

stauung ein, so schweben selbst ganz abgelegene Gehöfte und Fischerhütten in Gefahr, weggeschwemmt zu werden.

Alljährlich ertrinken viele Menschen, Pferde und Rinder in den sibirischen Strömen, besonders zur Zeit des Eisganges, wenn die Winterfischerei aufhört, die Schlittenbahn im Abgehen begriffen ist, ein Bootverkehr aber noch nicht stattfinden kann. Dann wagt es noch der eine oder andere Fuhrmann, mit seiner Fracht über das morsche Eis zu fahren, oder der Postkutscher unternimmt das Wagnis, um seine Reisenden auf dem kürzesten Wege zu befördern. Dabei gibt das Eis, besonders in der Nähe der Ufer, wo die Strömung am reißendsten ist, häufig nach, und Pferde und Menschen verschwinden auf Nimmerwiedersehen in den Fluten.

Die Sorglosigkeit der Ansiedler grenzt manchmal an bodenlosen Leichtsin. Bis zum letzten Moment werden Astwerk und Bretter über das morsche Eis gelegt, um den Verkehr aufrecht zu erhalten. Der Eisgang setzt auf den sibirischen Strömen noch bedeutend unvermittelter als auf europäischen Flüssen ein, und plötzlich, wie auf Kommando, berstet krachend und knirschend die Eisdede und setzt sich in Bewegung. Dann fluten am Oberlaufe irgendwo durch Eisschiebungen zusammengestaute Wassermassen mit elementarer Wucht hinterdrein, und im Handumdrehen steht die Gegend unter gurgelndem, eischollenbedecktem Wasser.

In dieser Jahreszeit beginnt der Gänsezug, und die Jäger unternehmen es, auf ihren kleinen Booten von einem Ufer zum anderen überzusetzen. Dabei gibt es häufig Zusammenstöße mit schweren Eischollen, oder es tauchen plötzlich mächtige Eisblöcke aus dem Wasser empor und werfen den Kahn mitsamt seinen Insassen um. Die Glieder erstarren in dem kalten Wasser sehr schnell, die Strömung ist reißend, überall an höheren Ufern befinden sich Strudel, so daß es nur selten gelingt, einen solchen Schiffbrüchigen zu retten. So ertrank auf ein Haar im vorigen Frühjahr mein Freund Baron Budberg, und nur einem blinden Zufall verdankt er sein Leben. Sein kostbares Gewehr ruht aber noch heute auf dem Grunde des Irtysh.

Eine große Gefahr für Frachtkarawanen und Reisende bilden



die ungeheuren Schneestürme am Rande der Steppe und in dem zwischen dieser und der Waldregion gelegenen Kulturstreifen. Diese Orkane sehen meist gegen Ende des Winters sehr plötzlich ein und dauern manchmal mehrere Tage. So kamen im Spätwinter 1911/12 Hunderte von Menschen im Kreise Ischim, im Süden des Gouvernements Tobolsk, um. Der Sturm war so stark, daß mehrere Karawanen stecken blieben und auch die sonst gegen solche Unbilden verhältnismäßig widerstandsfähigen Pferde umkamen. Nach dem Schneesturm wurden ganze Gemeinden aufgeboten, um im Verein mit Militär nach den Verschnitten zu suchen, und es dauerte wochenlang, bis alle Vermißten ausgegraben waren.

Der Westeuropäer macht sich von einem solchen russischen und sibirischen Schneesturm keinen Begriff. Plötzlich bedeckt sich der Himmel mit dunklen, blaugrauen Schneewolken. Stoßweise saust der Wind über die endlosen Flächen und wirbelt den trockenen Schnee auf. Die ganze Gegend erinnert an ein aufgepeitschtes Meer. Wie weißer Mehlstaub fliegt der Schnee, Berge und Täler entstehen in buntem Wechsel, und die sonst so gut eingefahrene Straße, die Merk-bäume an Begrändern, die Büsche und Sträucher verschwinden im Augenblick. Der Schnee wächst unter den Füßen der Pferde, wie von Zauberhand gehoben. Die Tiere stampfen schraubend und ächzend durch die mehligte Masse, die ihnen bereits bis an die Flanken reicht, trotz der Kälte vor Anstrengung und Angst schaumbedeckt. Dann wirbelt's in dichten Massen vom Himmel wie ein Wolkenbruch, Himmel und Erde verschmelzen, es wird dunkel wie in der Nacht; nicht zwei Schritte weit kann man die Gegenstände erkennen. Endlich bleiben Pferde und Führer ermattet stehen.

Wenn der Sturm vorüber und die Sonne wieder über die unendliche weiße Fläche scheint, ist keine Spur mehr zu erkennen von einer Karawane, keine Spur von Lebewesen. Alles ist bergehoch mit dünenartig gewellten Schneemassen bedeckt. Dann kommen wohl die Grauhunde, die hungrigen Wölfe der Steppe, aus den kleinen Feldgehölzen hervor, scharren die Leichen heraus und stillen den wahnsinnigen Hunger. Raben, Krähen und Elstern nehmen an dem grauigen Mahle teil.

---

## Die Waldhühner.

Das Birkhuhn kommt in fast ganz Mittelsibirien in reichlicher Menge vor. Im Ural und in der Taiga Westsibiriens ist das gewöhnliche Birkhuhn zu Hause. Einen Unterschied in Aussehen, Größe und Lebensweise mit dem europäischen habe ich nicht feststellen können. Die einzige biologische Merkwürdigkeit besteht darin, daß, sowie im Spätherbste die schweren Fröste eintreten, die Birkhühner in großen Mengen südwärts wandern, jedenfalls weil ihnen die hohe Schneelage die Nahrungssuche erschwert. So sieht man im November in der nächsten Nähe der Stadt Tobolsk ungeheure Mengen von Birkwild südwärts streichen. Die Hühner wandern bis ins Steppengebiet hinein, verbringen dort den Winter und streichen im Frühjahr wieder zurück.

Auch nach Lorenz und Middendorf ist ein Unterschied zwischen dem Birkhuhn der sibirischen Waldregion und dem europäischen nicht zu konstatieren. Exemplare aus der Gegend von Irkutsk sind von solchen aus dem Tobolskschen Gouvernement oder von Exemplaren aus dem Ural und Mittelrußland nicht zu unterscheiden. Bloß an zwei Exemplaren, einem Hahn und einer Henne, notiert Middendorf das Auftreten weißer Färbung am Kopf, in Gestalt eines Zügelstreifens und eines Halsbandes beim Männchen, und hellerer Färbung bei der Henne. Radde konstatiert das Vorkommen eines weißen Kehlflecks bei beiden Geschlechtern an Exemplaren vom mittleren Onon. Taczanówszki stellt dichtere Befiederung der Ständer ostsibirischer Hähne fest, und Lorenz, Mengziar und Buturlin entdeckten eine Abart im Steppengebiete, die sie *Tetrao viridanus* nennen.

Neuerdings ist eine andere Subspezies, *Tetrao Tschusii*, gefunden worden. Charakteristisch für diese Unterart ist nach Johansen die weiße Basis sämtlicher Steuerfedern, welche weder bei *Tetrao tetrrix* noch bei *Tetrao viridanus* vorkommt. Nach Johansen kommt das typische europäische Birkhuhn in Teilen Deutschlands, auf den britischen Inseln, in Skandinavien, den Baltischen Provinzen, in Eng-



land und Nordrußland und in den nördlichen Teilen der Gouvernements Tobolsk, Jenisseisk, Jakutsk und Irkutsk vor. Nach Middendorf birgt der äußerste Osten Sibiriens und Kamtschatka kein Birkenwild.

Das Gebiet des *Tetrao viridanus* umfaßt nach Johansen die Steppen im südlichen Teile der Gouvernements Sarátow, Samára und Ufa, das Gouvernement Orenbúrg, das Turgáier und Akmo-linsker Gebiet, und kommt bis in das Tientschángebirge vor, stellt also eine südrussische und südsibirische Abart dar. Das *Tetrao Tschusii* bewohnt gleichfalls südlicher gelegene Gegenden und zieht sich in einem langen Streifen zwischen dem Verbreitungsgebiete der beiden anderen Varietäten von Osten nach Westen hin, und reicht bis ins Transbaikalgebiet hinein.

Nach Johansen sind die charakteristischen Merkmale der drei Varietäten folgende:

Männchen:

- Glanzstellen am Hals, Kopf und Rücken: *Tetrao tetrrix*: violettblau.  
 „ „ „ „ „ „ *Tetrao viridanus*: grünblau.  
 „ „ „ „ „ „ *Tetrao Tschusii*: reinblau.  
 Spiegel der Sekundärschwinger: *Tetrao tetrrix*: in der Ruhe wenig oder gar nicht sichtbar.  
 „ „ „ „ *Tetrao viridanus*: viel breiter, einen breiten weißen Streifen bildend.  
 „ „ „ „ *Tetrao Tschusii*: in der Ruhe nur wenig sichtbar.  
 Steuerfedern: *Tetrao tetrrix*: schwarz.  
 „ *Tetrao viridanus*: schwarz.  
 „ *Tetrao Tschusii*, schwarz mit breiter weißer ununterbrochener Basalbinde über sämtlichen Steuerfedern.  
 Tarsusbefiederung: *Tetrao tetrrix*: schwach, braun, vorn mit kleinen Spritzfleden.  
 „ *Tetrao viridanus*: fast weiß, mit hellgrauen Spritzfleden.  
 „ *Tetrao Tschusii*: sehr licht, dicht und lang. Auf dunkelbraunem Grunde weiß gespritzt.

### Weibchen:

Färbung: Tetrrix: dunkel.

„ Viridanus: sehr hell.

„ Tschusii: hell.

Steuersfedern: Tetrrix und Viridanus: ohne,

„ Tschusii: mit breiter weißer Basis.

Tetrrix und Tschusii sind Waldhühner, während Viridanus Steppenbewohner ist.

Ich habe im Tobolsker Gouvernement unzählige Exemplare typischer gewöhnlicher Birchhühner gefunden, die aber eine sehr starke und fast weiße Befiederung der Tarsen aufwiesen. Ob eine Artentrennung zwischen *Tetrao tetrrix* und *Tetrao Tschusii* unter allen Umständen sicher aufrechtzuerhalten ist, müssen genauere Forschungen ergeben, doch scheint sich *Tetrao viridanus*, abgesehen von einigen Übergangsformen, doch sehr wesentlich vom gewöhnlichen Birchhuhn zu unterscheiden. Jedenfalls wäre es zu begrüßen, wenn dieser Frage die nötige Aufmerksamkeit gewidmet würde.

Auch das ostsibirische Haselhuhn unterscheidet sich durch bedeutendere Größe und dunklere Färbung vom europäischen und westsibirischen. Das westsibirische Haselhuhn gleicht dem nordrussischen und skandinavischen vollkommen und unterscheidet sich wie dieses vom mitteleuropäischen hauptsächlich durch dichter befiederte Ständer.

Der westsibirische Auerhahn unterscheidet sich wenig oder gar nicht vom russischen, nur scheint das mitteleuropäische Auerhuhn einen graderen Stoß zu haben und im allgemeinen dunkler gefärbt zu sein. Auch ist die Befiederung der Ständer je mehr nach Norden, desto dichter. Das Auerwild des Ural und Sibiriens ist auch im allgemeinen etwas kleiner als das europäische. Die Größe nimmt nach Westen zu. Deutsches, österreichisches und böhmisches Auerwild ist bei weitem stärker als das des inneren Rußlands, und dieses übertrifft wiederum das sibirische an Körpergewicht. Charakteristisch für den Ural ist das Vorkommen fast weißen Auerwildes, während solche Farbenvarietäten in Ostrußland und im Gouvernement Tobolsk eine große Seltenheit sind.

Im fernen Osten wird das gewöhnliche Auerhuhn durch das



schwarzschnäblige Auerwild ersetzt. Dieses ist kleiner, bräunlicher gefärbt und hat auch einen anderen Balzgesang als das gewöhnliche Auerwild, indem nach Angabe russischer Autoren der Schleifer fehlt.

Je mehr nach Osten und Norden, desto undeutlicher wird beim gewöhnlichen Auerwilde der Hauptschlag, ein an das Entfornen einer Flasche erinnernder Ton zwischen Triller und Schleifen, um sich endlich ganz zu verlieren. Schon in den Baltischen Provinzen zeigt sich eine deutliche Grenze. Hähne des südlichen Livland und Kurlands machen noch fast durchweg einen deutlich vernehmbaren Hauptschlag, während dieser in Nordlivland und Esthland bei den meisten Hähnen fehlt. Ebenso fehlt der Hauptschlag beim sibirischen Auerwilde, wie mir meine Gewährsleute versicherten.

Das Kackelwild scheint in Sibirien sehr selten aufzutreten, und das liegt wohl an den mehr ursprünglichen Lebensbedingungen des Birken- und Auerwildes und daran, daß in der Wildnis das Geschlechtsverhältnis günstiger ist als in kultivierten Gegenden.

Gewöhnlich werden die Waldhühner mit Schlingen gefangen, die in kleinen Türlein und Durchschlupfen künstlich angelegter Astverhaue in beerenreichen Heiden gestellt werden. Überall in geeigneten Heiden und an Flußläufen finden sich solche Verhaue. Da die Schlingensteller die Sprengel nur selten revidieren, fällt so manches Huhn dem Vielfraß und Bären zur Beute. Auch verkommt sehr viel Wild, da die Ansiedler und Eingeborenen ihre Schlingen beim Weiterziehen abzustellen vergessen.

Auch mit dem Verbellerhunde wird den Waldhühnern seitens der Berufsjäger nachgestellt. Der Hund stößt das Wild auf und jagt es zu Baume, um es anhaltend zu verbellen und dadurch den Jäger herbeizurufen. Dabei ist ein lebhafter, flinker Hund von größtem Werte, denn je mehr die Laika den Baum umspringt, desto mehr wird die Aufmerksamkeit des Wildes in Anspruch genommen.

Im Winter wird die Jagd mit Lodpuppen auf Birkenhühner vielfach betrieben. Der Jäger verbirgt sich in einem Schirm, nachdem er die Lodpuppen in möglichst naturgetreuer Stellung in den Ästen benachbarter Bäume befestigt hat, während seine Gefährten ihm das Wild zutreiben. Die herbeistreichenden Birkenhühner erblicken die Lod-



puppen und lassen sich in den Zweigen der Bäume nieder, in der Annahme, die Luft sei rein, da ja ihre Artgenossen so ruhig in den Wipfeln der Bäume sitzen bleiben. Auf diese Weise gelingt es einem Jäger oft, eine größere Anzahl Birkwild zu erlegen. Auch fährt man im Winter mit einem Schlitten erfolgreich das Birk- und Auerwild an. Diese letztere Jagdart wird hauptsächlich im Ural betrieben, dem an Birk- und Auerwild reichsten Lande der Welt.

Ich verweise den Leser dieser Zeilen auf die interessanten Ausführungen des Barons Josef Budberg in meinem Buche „In sibirischen Urwäldern“, wo er die Jagden auf Birk- und Auerwild mittels der Laita und des Schlittens ausführlich und interessant beschreibt.

Wenn im Herbst die jungen Haselhühner sich kaum mehr von den alten unterscheiden, beginnt die Jagd mit dem Haselhuhnlocher, einem aus Knochen oder Metall hergestellten Pfeifchen, auf dem man bei einiger Übung wohl imstande ist, den Lockruf des Haselhuhnes täuschend nachzuahmen. Diese Jagdart ist eine der interessantesten, die es überhaupt auf Flugwild gibt, und ebenso bei Herrenjägern wie bei Berufsjägern in ganz Rußland und Sibirien beliebt. Auch im Frühjahr kann man mit dem Locken gute Erfolge erzielen, nur daß das Pfeifchen dann anders gestimmt ist und den Balzruf des Hahnes imitiert. Diese im europäischen Rußland verbotene Jagdart wird aber noch in Sibirien häufig ausgeübt, und es werden alljährlich große Mengen Haselhähne von den Berufsjägern erbeutet.

Das Schneehuhn wird gleichfalls in Schlingen gefangen oder gelegentlich mit dem Schrotgewehr erbeutet. Eine Jagd mit dem Vorstehhunde kennt aber der Berufsjäger nicht, und nur wenige Herrenjäger huldigen diesem schönen Sport. Der Berufsjäger ist im allgemeinen kein gewandter Schütze, führt auch das kleinkalibrige Gewehr mit schwacher Pulverladung. Munition ist teuer und manchmal schwer zu haben, und der Berufsjäger wird keinen Schuß abfeuern, dessen er nicht ganz sicher ist.

Im Spätherbst wandert das Weidenschneehuhn der Ländra in großen Massen in die Waldgebiete und bildet dort im Verein mit den einheimischen zahlreichen Beständen große Ketten. Überall an den Landstraßen sieht man die graziösen Tiere wie weiße Tauben



umherlaufen, oft in Schwärmen von fünfzig und mehr Exemplaren. Die Büsche und Bäumchen sind dann dicht von ihnen besetzt und wie mit Schneebällen übersät. Ein entzückender Anblick! So ungern das Schneehuhn, besonders das europäische, im Sommer aufbaumt, so häufig sieht man es in Sibirien auf Bäumen sitzen; dabei sind die Tiere sehr vertraut und lassen den Schützen häufig bis auf wenige Schritte heran.

Die Verbreitung des Morasthuhnes oder Weidenschneehuhnes erstreckt sich in Europa im Westen bis zum 56., im Osten bis zum 51. Grad nördlicher Breite. Vor fünfzig Jahren etwa lief die Südwestgrenze etwa am Memelflusse, heute zieht sich die Grenze von Kurland durch die Gouvernements Rowno, Wilna, Minsk, Witebst, Swolönsk, Moskau, durch den Norden des Gouvernements Rjasán und Tambów, sodann läuft die Grenze durch das Gouvernement Nishnij-Nówgorod, den Süden des Gouvernements Wjátka und Perm, und dann am 61. Grad nördlicher Breite durch den Ural. (Nach Kruedener.) Sodann reicht die Südgrenze weiter nach Süden bis zur Steppe. Auch im Altai findet sich das Moorschneehuhn und fast im ganzen mittleren Ostsibirien. Unser Huhn ist im Winter reinweiß mit schwarzen äußeren Steuerfedern; im Sommer rostbraun mit hellen und schwärzlichen Punkten und Querbänden und weißen Schwingen. Die Balz fällt etwa mit der des Birken- und Auerhuhnes zusammen. Während der Balz stoßen die Hähne einen lauten schnarrenden Schrei aus, der dann wie „rebed rebed rebed brrrr“ klingt. Die Henne legt acht bis fünfzehn und mehr Eier. Wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, beteiligt sich der Hahn, der im Gegensatz zu anderen Waldhühnern ein sehr guter Familienvater ist, an der Fütterung der Jungen. Stets ist er es, der vor Gefahr warnt und als erster mit lautem Schrei auffliegt. Mitte August sind die jungen Hühner fast ausgewachsen. Die Kette bleibt den ganzen Herbst über zusammen. Verlieren die Jungen beide Eltern, so gesellen sie sich zu einer anderen Kette und werden auch ohne weiteres aufgenommen. Die Winteräsung besteht hauptsächlich aus Knospen, im Sommer aus Schößlingen, Knospen und allerhand Beeren.

In Großbritannien wird das Moorhuhn durch das Grouse, eine

Farbenvarietät, die Sommer und Winter dasselbe Kleid behält und niemals weiß verfärbt, ersetzt. Das Moorhuhn unterscheidet sich vom Alpenschneehuhn der Hochgebirge hauptsächlich durch größere Stärke, dunklere, rötlichere Färbung im Sommer und durch das Fehlen des schwarzen Zügels zwischen Auge und Schnabelwurzel. Wenn auch Menzbier, Kruedener und Tschusi Eingehendes über das Moorhuhn in der Jagdliteratur veröffentlicht haben, so fehlt bis heute doch eine wirkliche wissenschaftliche Monographie, und es wäre zu begrüßen, wenn sich endlich ein Forscher finden würde, der uns eine solche beschert.

---



## Allerhand Kostgänger.

Das Entzücken jedes naturliebenden Jägers und Tierfreundes ist das kleine sibirische Erdchörnchen (*Tamias striatus*). Überall in den Zirbelwäldern sieht man es wie einen kleinen grauen Ball über das Moos hüpfen, dann einige Meter an den Stämmen emporhuschen, wieder herabgleiten, oder auf den Keulen sitzend niedliche Männchen machen und an den Zirbelnüssen nagen, indem es ganz nach Eichhörnchenart die Nüsse mit den Vorderpfötchen hält.

Das Erdhörnchen, von den Russen *Burundak* genannt, ist bei weitem kleiner als das gewöhnliche Eichhörnchen, gelblich-grau gefärbt, mit vier bis fünf schwarzbraunen Längsstreifen auf dem Rücken. Die Ohren besitzen keine Haarbüschel wie beim gewöhnlichen Eichhörnchen, auch ist der verhältnismäßig kürzere Schwanz weniger dicht und buschig behaart.

Unter den Wurzeln der Zirbelkiefern und Tannen baut sich das Erdhörnchen förmliche Wohnungen, die aus zwei Röhren und einem Kessel bestehen, mit einer richtigen Vorratskammer, in der erhebliche Mengen von Zirbelnüssen aufgespeichert werden, um für den Winter als Kost zu dienen. Sowie die ersten strengen Fröste eintreten, bezieht das Erdhörnchen seinen Bau, um darin einen vielfach unterbrochenen Winterschlaf zu halten. Im Gegensatz zu anderen winterschlafenden Tieren, wie z. B. dem Bären, nimmt das Erdhörnchen hin und wieder Nahrung zu sich und ist peinlich bedacht, seine Ausleerungen aus dem Bau herauszuschaffen. Je nachdem ob ein reiches oder armes Zapfjahr ist, gibt es viele oder wenige *Burundaks*. In manchen Jahren, so 1910, treten sie massenhaft auf, während sie in anderen, wie z. B. 1911, sehr selten vorkommen. Nur ihrer großen Fruchtbarkeit haben diese niedlichen Tierchen die Erhaltung ihrer Art zu verdanken; haben sie doch außerordentlich viele Feinde, und stellen

ihnen nicht nur Kalonökmarder, Zobel und Edelmarder, Eulen und Habichte beständig nach, sondern auch der Bär, der sie im Spätherbst und Frühjahr aus ihren Bauten hervorgräbt und sie mitsamt ihren Nüßevorräten verzehrt. Neuerdings gehört auch leider der Mensch zu den Feinden des Burunduf, denn die Pelzhändler zahlen 4—5 Kopelen für den einzelnen Balg.

Auch der Terf oder Bielfraß stellt dem Burunduf nach. Der Terf ist eins der interessantesten Wildtiere der nordischen Waldzone. Er ist über fast den ganzen hohen europäischen Norden, über ganz Mittel- und Nordibirien und den Norden Amerikas verbreitet und variiert in Größe und Färbung bedeutend. Man stelle sich einen kleinen Bären mit buschiger Rute vor, dann wird man sich ungefähr ein richtiges Bild dieses gefräßigen und gewandten Räubers machen. Durchschnittlich wird ein ausgewachsener Terf 30 bis 40 Pfund wiegen, doch kommen auch bedeutend stärkere Exemplare vor. Die Hauptnahrung des Bielfraßes besteht in Ratten, Mäusen, Amphibien und Reptilien, doch stellt er auch mit großem Geschick den Auer- und Birnhühnern nach und wird besonders brütenden Hennen und ihren Gelegen sowie jungen Hühnern gefährlich. Auch gelingt es dem Bielfraß häufig, Holzhasen zu erbeuten, ja, er wagt sich sogar an Rentiere heran, verschont auch Elchkälber und schwache oder kranke erwachsene Elche nicht. Nur wenige Hunde wagen es, mit dem Terf anzubinden, denn sein Gebiß und seine Krallen sind furchtbare Waffen. Es sind sogar Fälle bekannt, daß sehr in die Enge getriebene Bielfraße dem Jäger gefährlich wurden. Der Terf wird im allgemeinen nur gelegentlich erbeutet oder in Eisen gefangen. Nach Aussage der Eingeborenen gibt es wohl kein Raubtier, das so läppisch in die Eisen gerät wie der Bielfraß, nur vielleicht den sehr schlecht witternden Luchs ausgenommen.

Der Bielfraß wäre längst ausgerottet, wenn er nicht ein rein nächtliches und sehr scheues Tier wäre, und wenn er nicht so unstet umherwandern würde. Ein Bielfraß, der heute in irgendeinem Waldteile auf Schneehasen jagte, kann morgen vierzig bis fünfzig Kilometer weiter die Nester der Birnhühner plündern. Er bevorzugt das Gebirge als Aufenthaltsort, da ihm dort Klüfte und Höhlen will-



kommenen Unterschlupf bieten, lebt aber auch in reichlicher Menge in den Heiden und Tannenwäldungen des Flachlandes. Hier schläft er den Tag über in undurchdringlichen Dickungen, um dann zur Nachtzeit seine Raubzüge zu unternehmen.

Ähnlich wie der Vielfraß beträgt sich der Luchs, nur daß er dank seiner größeren Gewandtheit noch mehr Schaden am Wildstande anrichtet. Man kann sich kaum etwas Geschmeidigeres und Eleganteres als diese große pantherähnliche Katze mit den spitzen Pinselohren und dem kurzen Stummelschwanz vorstellen. Auch der



Urwaldfluß.

Luchs variiert in Größe und Färbung bedeutend, doch würde eine Spaltung in verschiedene Arten oder Unterarten beim westsibirischen müßig sein. Auch der Luchs wandert sehr weit und wird daher nur selten durch das Feuegewehr erlegt. Die Jäger stellen die Fangeisen für Luchse einfach in ihre Schneeschuhabahnen, da der Luchs erfahrungsmäßig gern Wege und gute Schlittenbahnen als Pfad benutzt. Er kommt nun, indem er den Schneeschuhsfad verfolgt, leicht ins Eisen. Noch besser ist es aber, das Eisen dicht neben die Schneeschuhsfur in den hohen Schnee fallen zu lassen. Der Luchs wird dann mit beiden Vorderpranken in das

Eisen springen, jedenfalls in der Annahme, es habe sich dort ein Auer- oder Birkhuhn in den Schnee fallen lassen. Auer- und Birkhühner haben nämlich die Angewohnheit, besonders bei starker Kälte sich einfach in den Schnee fallen zu lassen, um dort zu schlafen, und werden dabei sehr leicht von Füchsen oder Luchsen gefaßt.

Am besten jagt sich der Luchs mit schnelljagenden Braden und Koppelhunden. Erfahrene Luchsjäger, wie der Livländer Baron Nolden, widerlegen in ihren Schriften die Behauptung, der Luchs baume, wenn er von Hunden gehezt wird, bald auf. Gerade das Gegenteil ist der Fall, denn der Luchs weiß wohl, daß er sich durch Aufbaumen dem Jäger rettungslos preisgibt, und läuft vor den Hunden solange irgend möglich her, dabei mit Vorliebe Dickungen benutzend, Haken und Widergänge schlagend und Absprünge machend. Der Verlauf der Jagd auf den Luchs mit Hunden ist sehr ähnlich der Jagd auf den Holzhasen, da auch dieser gewöhnlich in einem kleinen Waldviertel bleibt und im Gegensatz zu seinem grauen Vetter, dem Feldhasen, niemals große Strecken läuft, vielmehr durch Hakenslagen und Rückspurlaufen die Hunde meisterhaft hinters Licht zu führen versteht. Der Holzhasen bildet das Hauptjagdwild des Luchses, doch verschmäht der getüpfelte Räuber auch Flugwild nicht.

Der sibirische Holzhasen unterscheidet sich vom europäischen durch etwas geringere Größe, doch wechselt auch er seine Haarfarbe und erscheint im Sommer in graubraunem, im Winter im schneeweißen Kleide, von dem nur die dunkelbraunen Lichter und die schwarzen Löffelspitzen sich kokett abheben. Im Gegensatz zu seinem russisch-baltischen und schwedischen Bruder und in Übereinstimmung mit dem großen Schneehasen des Waldai in Mittelrußland, liegt der sibirische Holzhasen gelegentlich gern auf Weiden und Wiesen oder sogar auf Feldern und an Flußufnern, wo er sich unter irgendeinem Busche sein Lager gräbt. Auch ist der sibirische Holzhasen weniger gewandt im Hakenslagen und im Verwirren seiner Spur und wird dementsprechend auch leichter die Beute des Jägers. Glücklicherweise verschmähen die Tataren als Mohammedaner das Wildpret des Hasen, und auch der Russe genießt es nur in Ausnahmefällen, da auch er den Hasen für unrein hält. Diese Meinung stammt jedenfalls von



dem jahrhundertlangen Tatarenjoch, durch das mancherlei Sitten und Gebräuche der Mohammedaner auf die unterdrückten Russen übergegangen sein mögen.

Überall in den Urwäldern des sibirischen Flachlandes wie auch im Ural findet man den niedlichen kleinen Unglückshäher (*Garrulus infaustus*). Dieser hübsche, lebhaftige Vogel bewohnt überall paarweise oder in kleinen Familien die Heidewälder und die Ränder der mit Kiefern bewachsenen Moräste. Im Äußeren ähnelt er dem ihm nahe verwandten Eichelhäher, ist aber bedeutend kleiner. Seine Körperlänge beträgt einschließlich des Schwanzes ungefähr 30 bis 31 Zentimeter, wovon etwa 13 Zentimeter auf den Schwanz entfallen. Der Kopf ist dunkel-ashgrau, Rücken und Brust ashgrau, die Schwingen dunkelgrau, Flügel, Deckfedern und Schwanz hellrostrot. Die Stimme des Unglückshähers klingt wie: karr karr, tüt tüt. Auch flötet der Unglückshäher hübsch und hat die Eigenschaft mit dem Eichelhäher gemeinsam, daß er die Stimmen anderer Vögel vorzüglich nachzuahmen versteht. Bald hört man ihn krächzen, dann wieder pfeifen und wie einen Bussard miauen, dann das Piepen der Jungen nachahmen und plötzlich wieder das Zwitschern kleiner Singvögel. In graziosem, welligem Fluge schwingt sich der Vogel von Ast zu Ast, haftet dann plötzlich fest wie ein Specht an der Borke einer Kiefer, bald mit dem Kopf nach oben, bald nach unten die Ritzen der Rinde nach Insekten absuchend.

Der Unglückshäher ist sehr dreist und vertraut. Häufig flattert er in unmittelbarer Nähe der Lagerfeuer in den Büschen herum, hüpfet wohl am Boden bis dicht an die Menschen heran, um ein paar Brotkrumen zu erhaschen, und läßt sich leicht mit primitiven Vorrichtungen fangen; wird auch in der Gefangenschaft schnell zahm und würde bei uns infolge seiner vielen liebenswürdigen Eigenschaften einen allerliebsten Stubenvogel abgeben. Außer Würmern, Maden und Insekteneiern nährt sich der Unglückshäher von allerhand Sämereien.

Sein Verbreitungsgebiet reicht in Europa bis Mittelschweden, Finnland und das Gouvernement Petersburg, stellenweise sogar bis fast zur Grenze des Gouvernements Pskow. So fand ich ihn in

reichlicher Menge in dem großen Morast von Kamini im Kreise Luga, etwa 50 Kilometer nordöstlich von Pskow. Überall im Norden Russlands, in den Gouvernements Olonez, Archangelsk, Perm, Wologda, Wjätka, stellenweise auch in den Gouvernements Nowgorod, Nischni-Nowgorod und Kostroma ist der Unglückshäher vertreten; ebenso in fast ganz Nord- und Mittelsibirien. Bis zum 70. Breitengrade kommt neben ihm in den Gouvernements Olonez und Archangelsk noch der gewöhnliche Eichelhäher vor; doch reicht im Osten und in Sibirien die Verbreitungsgrenze des *Garrulus glandarius* nicht so weit nach Norden. Im Ural und in der Umgegend von Jekaterinburg sind die beiden Häherarten vertreten, und auch in der Kondagegend, in Westsibirien unter 61 Grad nördlicher Breite fand ich beide nebeneinander.

Als dritter im Bunde kommt der charakteristische Zirbelwaldbewohner, der Nußhäher, stellenweise in reichlicher Menge vor, und zwar in der dünnchnäbeligen nordosteuropäischen und sibirischen Form. Das mehr oder minder zahlreiche Auftreten des Nußhähers wird dadurch bedingt, ob die Zirbelkiefern reichlich Zapfen tragen oder nicht. In reichen Zapfenjahren tritt der Nußhäher im sibirischen schwarzen Urman in ungeheurer Menge auf, um dann plötzlich wieder fast vollständig zu verschwinden.

Die Vögel treten dann große Wanderungen an, die sie bis tief in den Süden führen. So kommt der Tannenhäher sogar manchmal in einzelnen Exemplaren bis nach Mitteldeutschland.

---



## Das sibirische Reh.

Im Herbst 1912 unternahm ich in Begleitung meiner Frau wiederum eine Jagdfahrt nach Sibirien, anfangs in der Absicht, wie in den vorhergegangenen Jahren die Kondágegend aufzusuchen und im Norden auf Bären, Waldrentiere und Elche zu jagen. Bald aber mußte ich einsehen, daß eine derartige Expedition über die Kräfte einer Dame gehen müsse, und beschloß daher, in Jekaterinburg angekommen, die Reise nach dem fernen Norden aufzugeben, dafür aber in den Vorbergen des östlichen Ural auf sibirische Rehe zu jagen.

Zunächst wandte ich mich an den Rechtsanwalt Bibikow, der für den besten Kenner des westsibirischen Rehesh gilt. Der Herr empfing mich mit größter Liebenswürdigkeit und nannte mir mehrere Adressen, verwies mich auch an einen Fuhrwerksbesitzer, der mich nach dem Dorfe Istól bringen sollte, von wo aus gute Rehstände zu erreichen sein sollten. Da diese Gegend des Ural zwar geographisch zu Sibirien, politisch aber noch zum russischen Gouvernement Perm gehört, besitzt das Jagdgesetz Gültigkeit. Ich mußte mir daher einen Jagdschein kaufen, was denn auch nach längerem Hin und Herbewerkstelligt wurde. Ein immerhin billiges Vergnügen: 5 Rubel aufs Jahr; allerdings nur für ein bestimmtes Revier.

Schon am nächsten Morgen saßen wir in der Troika und verließen das Hotel, seine Wanzen und trintgeldlüsternen Bedienten, und fuhren auf dem sibirischen Trakt, der alten Heer- und Verbrecherstraße, unserm Bestimmungsorte zu. Ein wunderschöner, taufriischer Tag; der Himmel klar, heller Sonnenschein, daher allgemeine beste Laune. Neben dem langhaarigen härtigen Russen sitzt mein bayrischer Jäger auf dem Boß. Die Straße ist uneben, heftig werden die Leute auf ihrem hohen Sitze aneinander gebeutelt, und das halb unterdrückte „Kruzitürken!“ und „Himmisakra!“ nimmt kein Ende. Anton hat sich eine deutsche Zigarre angezündet, der Russe

dreht sich eine fürchterliche Zigarette aus Machörka und Zeitungspapier. Dann bittet er den Jäger um Feuer. Ahnungslos reicht ihm dieser die Zigarre, und schwupp! ist die Papierzigarette auf der Straße, das deutsche Kraut aber im Gehege schmutziger Russenzähne. — „Kruzimohrentürken!“

Mit breitem Grinsen reicht der Russe die Zigarre zurück. Er ist gutherzig, er will teilen, und so löst sich denn der Zorn in fröhliches Gelächter auf.

An einem großen Dorfe machen wir halt. Ob Ištók noch weit sei? — Ištók? Dann hätten wir einen ganz andern Weg fahren müssen . . . — Wie weit es noch sei? So 20 Werst. Der Kutscher weigert sich, weiter zu fahren, und nur durch Androhung von Gewalt können wir ihn dazu bringen, auf dem Bod zu bleiben. Und dann geht's stundenlang bergauf, bergab, durch Kiefernheiden, über Wiesen, auf Waldwegen und Schneisen, bis wir schließlich das Dorf Ištók erreicht haben. Dicht dabei ist eine Bahnstation. Auf meine Frage, wohin diese Bahn führe, heißt es: Nach Zefaterinburg. Ob's denn weit sei? Ach nein, eine Viertelstunde. — — — Tableau! Man sieht also, wie wenig die Herren Russen in ihrem eigenen Lande Bescheid wissen.

Endlich haben wir ein Quartier entdeckt, das uns einigermaßen zusagt. Wie viele russische Bauern, hat auch Zwán Palymow mehrere Wohnhäuser. Die Häuser stehen leer, er selbst wohnt mit seiner Familie in einer winzigen Kate zusammengeschachtelt: animalische Wärme ist billig. Zwei große Zimmer, in der Ecke die unvermeidlichen Heiligenbilder, mehr Fenster als Wand. Sie verstehen nicht, warme Häuser zu bauen, die Russen; wie Laternen sehen ihre Blodhäuser aus. Fast stößt ein Fenster an das andere. Die Dielen sind loder, lose aneinander gelegt, und die einfache Holzwand ist innen nur leicht mit bunten Tapeten besetzt. Dafür steht in der Ecke der gewaltige russische Bauernofen, auf dem zur Winterszeit eine ganze Familie Platz hat. Schnell werden unsere Schlafsäcke mit Heu gestopft, unsere Sachen ausgepackt, und bald steht auch die dampfende Suppe neben dem Samowár auf dem Tisch. Maggis Suppen und Anorrtsche Erbswurst bilden für solche Reisen die „Eiserne Ration“,





Unser Birchwagen



ohne sie wäre man verloren, denn in einem Russendorfe gibts weder für Geld noch für gute Worte etwas zu kaufen, es sei denn Branntwein oder Tee.

Schon gleich am Abend machen wir einen Ausflug durch einen Morast in den sauber gehaltenen Laubwald. Überall sind Wechsel eingetreten, und endlich sehen wir auch ein Stück Rehwild mitten auf der Schneise stehen. Leider ist die Entfernung zu groß, um dem kapitalen Boß die Kugel antragen zu können. Aber unsere Stimmung ist sehr gehoben, es scheint doch Wild hier zu sein, trotz der großen Nähe der Stadt. Doch bei dem einen Rehboß blieb's vorläufig. Fehlbirsch folgte auf Fehlbirsch, und unsere Hoffnung auf gute Trophäen schmolz dahin wie Butter an der Sonne. Endlich erfahren wir: in der Nähe des Dorfes wohne ein reicher Herr, Fabrik- und Goldgrubenbesitzer, der sich mit Jagd beschäftigen solle. Also hin zu diesem Kulturmenschen! Meine Frau und ich machen uns europäisch, so gut es angeht, und treten die Reise zu Victor Dmitrijewitsch an.

Hoch oben auf dem Berge eine entzündende Villa. Ein großer Zaun herum. Sie ist leer. Die Fensterläden sind geschlossen. Nebenan ein neuer Zaun, mehrere weiße Häuser mit grünen Blechdächern — auch sie sind geschlossen, auch hier sind die Fensterläden zu. Dann ein räumiger, parkartiger Kiefernwald mit kiesbestreuten Wegen, und inmitten dieser Herrlichkeit tiefe Gruben und ein kleiner See. Am Ufer alte Holzgerüste, Bretterverschlüge, eine Brücke, ein Stauwehr und allerhand rätselhafte Gegenstände. Aha, die Goldgrube! Dann wieder ein Zaun, eine Koppel, in der sich ein Fohlen und eine Herde Puten bewegen; und noch ein Zaun. Meine Frau ist klein, ich muß sie bis zur ersten Querstange heben. Dann geht's von selber von Stange zu Stange, und dann mit einem Hopps hinüber. Es folgt der photographische Apparat und dann meine Wenigkeit mit den langen Beinen. Der vierte Zaun ist überklettert — hurra! Wieder ein Park. Ein Teich mit Gänsen — und wieder ein Zaun. Dieser Zaun ist solide. Hier versagen alle Kletterkünste. Selbst ich muß vor diesen Hindernissen zurückschreden. Da stehen wir nun und schauen uns an. Und da drinnen wird er sein, der Grubenbesitzer,



das wissen wir. Denn das scheint das Allerheiligste zu sein. Ich luge durch die Spalten. Eine entzückende Villa, ein kleiner Hof mit Blumen, und aus der Tür des Hauses tritt ein schlanker, elegant gekleideter Herr in Begleitung zweier Vorstehhunde.

„Kto tam?“

„Ein Kulturmensch aus Europa mit seiner Frau, gekommen, um Ihnen ihre Aufwartung zu machen.“

„Ah, sehr erfreut, sehr erfreut. Ich habe nur den Schlüssel nicht hier. Ich werde gleich zum Verwalter schiden.“

Es dauert eine Weile. Shakehands durch die Zaunspalte, gegenseitige Vorstellung. Herr Käsánow ist wirklich Kulturmensch, ein weißer Kabe in dieser Gegend. Ein Mann von feinen Formen, guter Kinderstube. Jetzt lernen wir auch seine liebenswürdige junge Ehehälfte kennen, und bald sitzen wir im Salon der kleinen eleganten Villa bei einem solennen Frühstück.

Woher? Wohin? Weshalb? Herr Käsánow ist sichtlich erstaunt, daß ein „Berliner“, ein Reichsdeutscher, die russische Sprache beherrscht. Rehe? Die gäb's hier wohl; wenn man Elche haben wollte, müsse man aber weiter fahren; hier in der Gegend sei alles ausgerottet. Die Bauern knallten bei Tag und Nacht. Er wisse aber keine besseren Reviere als hier den Wald von Beresowa. Wenn ich mit ihm jagen wollte, so sei ich ihm als Jagdgenosse hochwillkommen. Er lebe hier seit vielen Jahren gänzlich abgeschlossen, unter Bauern, Goldwäschern und Arbeitern, habe keinen Menschen, mit dem er umginge, und sei glücklich, endlich jemand gefunden zu haben, mit dem er, wenn auch nur für kurze Zeit, verkehren könnte. Warum wir denn nicht bei ihm abgestiegen seien? Er würde uns mit Freude aufnehmen. Warum wir denn bei Bauern wohnten? Dort gäbe es doch Wanzen!

Es geht nichts über die russische Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft. Man kommt als wildfremder Mensch in eine wildfremde Gegend, und man wird aufgenommen, als sei man ein naher Anverwandter des Hauses. Natürlich machten wir von dem freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch, verkehrten aber um so eifriger mit den wirklich charmanten Leuten. Käsánow ist der Typ des feinen



Russen: ziemlich lang, schlank, außerordentlich nervös, ein dunkles, fast olivenfarbiges Gesicht mit dem sogenannten „teint basané“, einem wohlgepflegten schwarzen Spitzbart, großen, mandelförmigen, sentimental blickenden Augen, leiser, etwas belegter Stimme und zarten, wohlgepflegten schmalen Händen. Der Mann ist eine einzige Klage. Alles, was wir Frische, Kraft und Jugend nennen, ist an dem Mann trotz seiner vielen Millionen spurlos vorbeigegangen. Er hat die Jugend nie gekannt, er ist als alter Mann zur Welt gekommen. Zwei Interessen hat er: den tir aux pigeons, den er in Monte Carlo kennen gelernt hat und nach Zekaterinburg verpflanzte, und sein Grammophon, das ihm Erinnerungen an die Kulturwelt vorschnarrt oder sentimentale Lieder an den langen Winterabenden vorsingt. Ein trostloses Dasein für einen Kulturmenschen wie Victor Dmitrijewitsch, der wirklich besser in die Salons von Petersburg, Moskau, Berlin oder Paris passen würde, als in jenes traurige russische Dorf. Seine Frau eine echte Russin, leichtlebig, etwas überladenelegant, sehr nervös, gesprächig und ein wenig ungebildet.

Da sitzt nun meine arme Frau, die kein Wort Russisch versteht, wird von rechts und links mit Pralinees gefüttert, muß Tee, Kognak, Madeira, Rotwein und Gott weiß was nicht alles durcheinander trinken und hält als einzigen Rettungsanker zwei Kater auf ihrem Schoß, im Vorgefühle am nächsten Tage kommender Nachwehen. Die Kater sind auch wirklich wunderschön. Dunkelsilbergrau, langhaarig, seidenweich, kurz und gut „pummelig“, wundervolle, mindestens zehn Pfund schwere Tiere, wie kleine Leoparden und dabei schläfrig-gutmütig. Wie kleine Teufel sitzen sie da mit geschlossenen Augen, emsig schnurrend und mit kokett heraushängender Zungenspitze. Echte sibirische Katzen. Es ist ein Jammer um diese wundervolle Rasse; denn leider kreuzt sich die von den Ansiedlern mitgebrachte russische Hauskatze mit ihnen und erzeugt minderwertige Bastarde. Da die eingewanderte europäische Katze aber viel fruchtbarer ist, verschwindet der edle sibirische Typ immer mehr und mehr und wird schließlich ganz verschwinden. So viel meine Frau und ich uns auch bemüht haben, ein einziges annähernd rasseechtes Exemplar ohne weiße oder gelbe Abzeichen zu erlangen, konnten wir doch



kein einziges Stück, das unsern Anforderungen entsprochen hätte, ankaufen. Mischa und Wanja werden uns aber stets in Erinnerung bleiben.

Herr Käsánow hält sich einen Jäger und fährt mit ihm im Walde herum. Und dann schießt er, wenn er ein Reh sieht, mit Posten aus seiner Sauerischen Doppelflinte, die er auf einem tir aux pigeons gewonnen hat. Ein wundervolles Gewehr, leider aber nicht für sibirische Rehe, dieses starke und lebenskräftige Wild, ausreichend. Schießen doch in Deutschland und Osterreich Nasjäger das so schwache Rehwild mit Schrot zu Holze; wie viel mehr muß das kapitale



Alte Goldgrube.

sibirische Reh bei solcher Schrotschießerei elend verludern, sind ja Böde von 100 bis 120 Pfund keine Seltenheit. Auch führt Herr Käsánow eine Tellbüchse, Kaliber 8 mm, zur Birsch auf Rehwild. Und dann klagt er mir sein Leid: von zehn Rehen, auf die er schießt, kommen zwei bis drei zur Strede!

So wie Herr Käsánow, jagen die meisten Jäger der Gegend, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß sie zum Teil nicht einmal über gute Gewehre verfügen. Es werden Treibjagden abgehalten, und die Rehe werden aus den unmöglichsten Kartaunen mit Schrot und Rehposten jämmerlich zu Holze geschossen.

Während der ersten Treibjagden wurden wir mit größtem Mißtrauen behandelt. Wir führten Büchsen und luden sie auch; jeden-

falls glaubte man, wir hätten die üble Absicht, das Leben unserer Nachbarn zu gefährden, und es wurde uns bedeutet, daß unsere gezogenen Gewehre nur ausnahmsweise bei den Treibjagden zugelassen wären, da es sonst streng verboten sei, auf Gesellschaftsjagden die Büchse zu führen. Andere Länder, andere Sitten!

Dann ging der Spektakel los. Einige fünfzehn berittene Treiber trieben die ziemlich großen Jagen mit fürchterlichem Gebrüll durch. Und meine und meines Jägers Vorstellung, daß doch erfahrungsgemäß sich Rehwild schlecht auf diese Art treiben ließe, besonders aber alte Böde stets die Neigung hätten, gegen eine brüllende Treiberwehr zu gehen und nur in den seltensten Ausnahmefällen vor die Schützen zu bringen wären, fruchteten nichts. Das sei hier anders, meinte man. Und damit hörte denn auch jede weitere Diskussion über diese Frage auf. Als Gäste waren mehrere Herren aus Tsekaterinburg gekommen, die in ihren mehr oder minder zweifelhaften Kostümen und mit ihren schlecht gehaltenen Schrotgewehren keinen sehr vertrauenswürdigen Eindruck machten. Es wurde auf den Ständen laut geschwätzt, und einige der Herren fuchtelten mit ihren Gewehren derartig herum, daß man um Leib und Leben Angst hatte. Wie vorauszusehen, hatten die Treibjagden auch keinen Erfolg. Ein Rixbock wurde mit Schrot zusammengeknallt, ein anderer mit Posten angeschossen, ein Kapitalbock auf zwanzig Schritt Entfernung gefehlt und eine Rinde zu Holze geschossen. Das war das ganze klägliche Resultat von fünf Treibjagden! Ich für mein Teil verzichtete gern auf die Rindenschießerei und blies aus purer Langeweile einigen Schneehasen und einem Haselhahn das Lebenslicht aus, schwor aber, nie wieder an einer solchen Treibjagd teilzunehmen, sondern beschloß, es mit Birschfahrten zu versuchen.

In unserem Dorfe gab es ohnehin wenig verständige Menschen. Mütterchen Wodka hatte den letzten Rest von Vernunft in den Gehirnen der Bauern von Jstok ertötet. Der Sohn unseres alten Hauswirthes aber zeichnete sich durch ganz besondere Dummheit aus. Er machte buchstäblich den Eindruck eines Idioten, glogte mit seinen wasserblauen leeren Augen erstaunt in die Welt, stotterte und hielt beständig seine kolossale Futterklappe offen, was ihm einen unde-



schreiblich blödsinnigen Ausdruck verlieh. Wassili hieß der Idiot. Wassili hatte eine rührende Anhänglichkeit. Jeden Abend kauerte er an der Tür und kloßte uns stumm an, als ob wir Wundertiere wären. So auch eines trübseligen Tages, als wir Pläne schmiedend am Tisch unter einer alten Hängelampe saßen, Tee tranken und überlegten, wem wir wohl unser Vertrauen schenken und ihn als Führer auf den Birschpfaden wählen sollten. Schweigend hochte der Idiot in der Ecke. Schließlich ein Hüsteln, Murmeln, Grunzen, und dann ein paar gelallte, gestotterte Worte: So sollten wir's nicht machen. Er wisse schon Bescheid, wo Rehe seien. Ich sollte nur mit ihm in den Wald fahren. Man müsse ganz wo anders hin. Als ich erstaunt den Sprecher ansehe, fährt er fort, in ziemlich abgerissenen Sätzen seine Pläne darzulegen. Steht dann auf, nickt blöde grinsend und verläßt die Stube.

Schon am nächsten Tage sitzen wir im Korbwagen, meine Frau und ich, und auf dem Bode wadelt der Idiot. Kein Wort spricht Wassili, nicht rechts, nicht links schaut er sich um, gebückt hocht er da, in sich zusammengesunken, und dreht sich eine Machorka-Zigarette nach der andern.

In kleinem Trabe geht's auf dem sibirischen Trakt, dann an verlassenem Goldwäschereien vorbei, tiefen, zum Teil wassergefüllten Gruben, alten Eisenerzschächten, dann über freundliche Wiesen, kleine Waldstückchen und durch jungen, in goldener Herbstpracht brennenden Birkenwald. Dann wieder Heide, ein paar Schneisen, ein kleines Moor mit Bruch und Schilfgewirr und wieder in hohe Heide hinein.

Plötzlich hält der Wagen. Ein grunzender Laut, der Kutscher deutet nach links. Zwei Rehe, stark wie Damwild, im grauen Winterkleide, mit schneeweißen Spiegeln. Bock und Ride. Mit einem Satz bin ich aus dem Wagen, habe das Büchschloß des Drillings eingestellt, und im Knall verschwindet der Bock im hohen Heidegrase, während der weiße Spiegel der Ride durch das Holz abwippt. Als ich herantrete, ist der Bock schon verendet. Mitten auf dem Blatt sitzt die Kugel und ist auf der andern Seite hinter der dritten Rippe herausgefahren. Ein Achterbock mit schön geperktem dunklem Gehörn. Mein erster Sibirier! Für einen solchen ist die Stangenhöhe mit



ihren 37 Zentimetern nicht gerade verblüffend. Immerhin ist's aber eine Trophäe, die sich sehen lassen kann.

Schnell ist der Bod' aufgebrochen, in den Wagen geworfen, und dann geht's heim; denn wir haben's weit nach Hause, und schon dunkelt es.

Endlich nach vielem Rumpeln, Springen und Stoßen über Wurzeln und durch tiefe Gruben liegen die blickenden Lichterreihen des Dorfes vor uns. Noch ein paar Peitschenschläge, und unser Wagen rollt über die Schottersteine der sibirischen Heerstraße.

So traurig das Dorf am Tage, so freundlich sieht's in der Nacht aus. Die vielen kleinen Lichter, die freundlichen Lämpchen an den vielen Fenstern, die wie Laternen erleuchteten Häuser machen einen unbeschreiblich gemüthlichen Eindruck. Doch der Nordwind fegt durch die Straße, hüllt alles in eisigen Staub, und wir sind froh, als wir endlich am summenden Samowár sitzen und zum ersten Male uns eines Erfolges freuen können.

Schon am nächsten Tage sind wir wieder unterwegs. Wieder geht's auf dem rumpelnden, ratternden Wagen in den Wald; heute aber ist heller Sonnenschein, Sommerwetter. Spinnfäden fliegen, an den Büschen hängt der Altweibersommer, in der Heide tummeln sich die lustigen rotschwänzigen Unglückshäher, und der Markolf kreischt und pfeift in der Didung. Auf den Baumspitzen wiegen sich schwarzweiße Elstern, schadern und kreischen, flattern umher und ergreifen, als unser Wagen gar zu nahe kommt, die Flucht. Meine Frau kann sich's nicht versagen, einen der hübschen Vögel herabzuschießen; der lange Stoß und die Flügel sollen einen hübschen Hut schmuck abgeben. Die sibirische Elster ist stattlicher, etwas derber und lebhafter gefärbt als die mitteleuropäische. Ein wunderschöner Vogel, den wir da in der Hand halten.

Der Idiot grinst, haut auf den Gaul ein, und holterdipolter geht's tiefer und tiefer in die Heiden hinein.

Wieder zwei Rehe. Deutlich erkenne ich das Gehörn des Bodes. Im dichten Birkenbestande stehen sie da, regungslos, wie gebannt, und äugen nach uns hin. Nur mühsam bringe ich das Korn auf die graue Dede, und als es knallt, rasen beide Rehe in wilden Fluchten



davon. Ein Birkenstämmchen aber senkt sich, bricht ab und plumpst ins Moos.

Schon wird es dämmerig, nur mühsam finde ich die Fährten, und so viel ich auch suche, kein Schweiß, kein Schnitthaar. Was hilft's: vorbei ist vorbei! Und auch der Schneehase, der beim Nachhausewege an die Wirkung meines Schrottschusses glauben muß, kann uns die Stimmung nicht bessern. Endlich beschließe ich ein Gespräch



Verfasser mit Bod.

mit unserm Kutscher anzuknüpfen, schimpfe über mein Mißgeschick, über den Fehlschuß, über die Birke und Gott weiß was nicht alles. Der aber grinst blöde, dreht sich langsam nach mir um, schüttelt mit dem Kopf, daß seine wirren Haare fliegen, grunzt einigemal und meint dann:

„Bod kaputt, getroffen. Wir finden ihn. Nitschewó!“

Die Kunde hört' ich wohl. Da mir aber der Glaube fehlte,

blieb ich verdrossen am nächsten Tage zu Hause. Wassili aber dachte an Trinkgeld, spannte sein Pferdchen an, bewog meinen Jäger, mitzufahren, und rumpelte waldwärts.

Am Abend kamen die beiden heim, müde, hungrig und niedergeschlagen. Ja, der Bod ist krank, Wassili hat recht gesehen, aber man hat ihn nicht gefunden. Anton setzt eine fürchterlich wichtige Miene auf, hält eine wohlgeleszte, mit weidmännischen Ausdrücken reichlich gespicede Rede, rollt mit den Augen, dreht an seinem martialischen Schnurrbart, schiebt in seinen Rapport noch einige oberbayrische Flüche und Kraftausdrücke ein und meint, er habe die nutzlose Suche aufgegeben, da er einen gar zu „damischen“ Hunger gehabt habe und da der Bod doch sicher „an Gailenschuh“ hätte. Abends sitzt Wassili wieder an seinem Platz, knackt Sonnenblumenterne und glockt vor sich hin. Und dann meint er, als er sich erhebt und gute Nacht wünscht: der Bod könne nicht weit liegen, man würde ihn schon finden. Er mußte sicherlich angestrengt über diesen Fall nachgedacht haben, denn es war kein Ton mehr aus ihm herauszubringen, und er schob gähmend in seine Schlafkammer.

Wieder sitzen wir im Wagen und rollen auf der Straße dahin. Dann sind wir in der Heide am Anschuß, verfolgen die mit Stöckchen und Zweigen verbrochenen und abgesteckten Fahrten des kranken Bodes, finden auch noch Schweiß und kommen endlich an ein kleines Moor. In weitem Bogen herum und über eine Wiese. Dort hoden zwei Kolkraben und einige Elstern auf den Kiefern, schwingen sich zu Boden, krächzen, korrken, zanken und flattern wieder empor. Ein glückliches Leuchten huscht über die Züge Wassilis. Dann verzieht sich der Mund zu breitem Grinsen; ein fröhliches Grunzen, ein paar Peitschenhiebe, und unser Wagen hält neben dem verendeten Bod.

Da liegt er. Und dann nimmt Wassili sein Messer, trennt dem Bod das Haupt vom Halse, wirft es auf den Wagen und springt auf den Sitz. Den Rest wird er morgen holen für die Hunde. Der Bod ist tatsächlich etwas anbrüchig, auch haben die Kolkraben große Löcher in seine Decke gehackt. Endlich finde ich auch den Schlumpshuß. Durch die Keule ist die Kugel hinein, hat den Knochen



zerschlagen und ist unter dem Kurzwildpret durchgefahen und kurzweidewund heraus. Schrecklich muß sich das arme Tier gequält haben, ehe es hier an der Wiese einging, und selbst der Anblick des weitausgelegten, 38 Zentimeter hohen guten Sechsergehörnes kann meine trübe Stimmung nicht verschuchen.

Das waren meine ersten Sibirier; nach vielen Strapazen und Geldausgaben ziemlich mühelos erbeutet, und das durch Vermittlung eines Jbioten . . .

Nun saßen wir schon glücklich vierzehn Tage in diesem traurigen Neste an der öden, staubigen Landstraße, fuhren in den toten Heiden spazieren oder machten kleine Ausflüge zu Pferde und hatten doch erst ganze zwei sibirische Rehböcke erlegt. Wenn wenigstens Flugwild vorhanden gewesen wäre! Aber die paar Auerhähne, die das beständig durch Bauern und Fabrikarbeiter heunruhigte Revier noch barg, waren unglaublich selten. Birkwild gab es wenig, Haselhühner waren eine Seltenheit, und die paar armseligen Schneehasen, die man gelegentlich bei Birschfahrten oder Spazierritten erbeutete, boten nur schwachen Ersatz. Da wir mit hochgespannten Erwartungen hergekommen waren, war die Enttäuschung um so größer.

Durch beständige Verfolgung seitens der Bauern und durch städtische Schießer ist das Rehwild dünn gesät und selten wie Raubwild. Wenn wenigstens die Schönheit der Landschaft uns einigermaßen entschädigt hätte! Aber die dürren Heiden, Grasflächen und Birkenanwüchse liegen flach wie auf einem Brett, und nur von ferne winken die blauen Berge des Ural wie eine Fata Morgana herüber. Was half's aber, irgend etwas mußte geschehen, und darum ging's täglich in den Wald, manchmal morgens und abends, so kurz auch der sibirische Herbsttag ist.

Endlich ist wieder schönes Wetter. Ich sitze auf dem Heuwagen des Bauern, neben mir mein bayrischer Jäger, und von der Peitsche Wassili angetrieben, setzt sich der kleine Gaul in Trott. Wie immer, hockt Wassili stumpf und teilnahmslos, sein fürchterliches Kraut in Rauch verwandelnd. Ach, dieser Tabak! Sicherlich ist er ursprünglich zum Einmotten von Pelzen, Vergiften von Ruchenschaben und anderem Ungeziefer und zum Verjagen von Mäuden erfunden worden,

so grauenhaft stinkt er. Nachörka! Schon der Name allein genügt, um mir eine Gänsehaut zu machen.

Auf langen Gestellen geht es kreuz und quer durch den Wald, auf vielgewundenen Holzwegen durch die Heiden, über Wiesen, durch kleine Bachläufe, an kleinen Schilfmooren vorbei, deren halbdürre Birken und Kiefern einen unsäglich traurigen Anblick bieten, und dann wieder an Holzschlägen vorbei und quer durch jungen Laubwald, dessen Blätter wie ein brauner und goldiger Regen kreiselnd und schwankend zu Boden gleiten. Über den Bergen flammt es violett, gelb und rot, und hoch aus der Luft schallt der Ruf ziehender Gänse. Sie kommen wohl von den fernen nordischen Jagdgründen her, den altvertrauten Wildnisrevieren, von den breiten Strömen, auf denen mein Kahn so oft geschaukelt und nach denen sich mein Herz zurücksehnt heute mehr denn je. In der hohen Heide läßt der Schwarzspecht seinen Einsamkeitschrei klingen, und hinten am Rande der großen Wiese singt ein Birkhahn sein Kullerlied, ganz als wär's zur Frühlingszeit.

Plötzlich ist der Bauer vom Wagen herunter, läuft an meine Seite und zeigt aufgeregt nach einer Bauminself in der Wiese. „Kasli, Kasli, wot wot!“

Richtig, drei, vier weiße Spiegel im dunkeln Espen- und Fichtenbestande. Aber schon setzen sie sich in auf- und niederwippende Bewegung, und fort sind sie. Nun geht's im Trab über die Wiese auf einen Waldweg und im weiten Bogen herum. Vielleicht können wir sie abschneiden.

Schütterer junger Kiefernanzwuchs, einzelne Birken, hohes gelbes Gras. Ob wir sie abschneiden? Weiter rumpelt der Wagen auf dem holprigen Wege, schwankt, schüttelt, stampft und ächzt in allen Fugen.

Über dem Grase eine dunkle, graue Linie. Ist's ein Reh, ist's ein Fled im gelben Kraut? Gespannt blide ich hinüber. Da bewegt sich's. Ein federnder weißer Fled: der Spiegel. Jetzt sehe ich den Kopf, Lauscher, Gehörn und — die Kugel ist aus dem Lauf. Ebenso schnell bin ich vom Wagen, laufe vorwärts, um das Buschdidicht herum, da steht keine zwanzig Schritt vor mir der schwerfranke Bod.



Wieder knallt es. Schwankend zieht der Betroffene durch den Stangenort, bleibt stehen, bricht nieder. Er schlägt noch mit den Läufen, als ich herankomme. „Weidmannsheil, Herr Baron! Kruzitürken, is dös a Bod!“ Und dann reicht mir der Jäger den schweißgetränkten Bruch. Deutsches Weidwerk im sibirischen Steppenwalde! Das Gehörn ist sperrig und vierzig Zentimeter hoch, mit langen, hellgefegten Enden. Der Bod ist feist und schwer, stark wie ein Damhirsch. Einen Zentner wird er wiegen, oder mehr.

Das sibirische Reh bewohnt nicht die eigentliche Taigá, die geschlossenen Wäldermassen des nördlichen und mittleren sibirischen Flachlandes, sondern hält sich hauptsächlich in den kleinen Buschländereien am Rande der eigentlichen großen Waldzone auf. Doch finden sich nur stellenweise noch größere Stände; so an der Bahnlinie Zekaterinburg—Tscheljabinsk, in den Vorbergen des Ural, westlich und nordwestlich von Zekaterinburg, stellenweise auch am Rande der Kirgisensteppe in Westsibirien und in den Kreisen Kurgán und Tschim. Die Rehbestände des mittleren und südlichen Ural sind aber durch rücksichtslose Verfolgungen, durch die Schlächtereien der Russen und Baschkiren bei Krustenschnee sehr zusammengeschmolzen, wie ja auch das Reh des Kaukasus in der letzten Zeit stark zurückgegangen ist. Auch der Altai und die angrenzenden Gebirgszüge weisen stellenweise noch viel Rehwild auf. Die Mandschurei besitzt noch gute Rehstände, und im Norden der Mongolei, im Tientschán und im Chingán kommt noch zahlreiches Rehwild vor. Aber auch hier geht der Stand zurück, und die Ausrottung des sibirischen Rehwildes ist nur eine Frage kurzer Zeit, falls die russische Regierung sich nicht endlich dazu ermannt, strengere Maßnahmen zum Schutze des Wildes zu ergreifen.

Besonders die Kosaken, die im Osten Sibiriens in der Amurprovinz und im Küstenlande von der Regierung angesiedelt worden sind, zeichnen sich durch rücksichtslose Wildschlächtereien aus. Diese von der Regierung verhätschelten, zu jeder ernstern Arbeit unfähigen Leute sind noch träger und indolenter als die eigentlichen Russen und tun das runde Jahr über weiter nichts, als auf alle Lebewesen zu jeder

Jahreszeit Jagd zu machen, Feste zu feiern, zu tanzen und zu musizieren. Die Feldernte überlassen sie chinesischen Kulis, die in hellen Scharen von Südosten einwandern und allmählich das Land überschwemmen, ihre Brotgeber bei jeder Gelegenheit übervorteilen und es infolge ihrer Rührigkeit, Anspruchslosigkeit und ihres Geschäftsinnes sehr bald dahin bringen werden, daß nicht die Russen und Kosaken, sondern sie selbst die führende Rolle im sibirischen Osten übernehmen werden. Das Vordringen der gelben Rasse wird durch die ungeheure Fruchtbarkeit der Chinesen unterstützt, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß Asien tatsächlich für die Asiaten sein wird, trotz aller militärischen und sonstigen Maßnahmen der russischen Regierung.

Gerade den Chinesen ist auch die Ausrottung des asiatischen Edelhirsches zuzuschreiben, denn chinesische Händler bezahlen die weichen Kolbengeweih mit ungeheuren Preisen, um sie nach China weiter zu verkaufen. Besteht doch bei diesem sinnlichsten aller Völker der Aberglaube, der Genuß solcher Geweih stärke die Mannbarkeit. So ist der Edelhirsch im Altai schon fast ausgerottet und wird außer einigen hundert wilden Exemplaren in einzelnen zahmen Herden zu Handelszwecken gehalten.

Dasselbe gilt auch vom Subrahirsch, dessen Geweih gleichfalls von den Chinesen geschätzt wird. Natürlich sind hier wieder die Kosaken die Hauptschuldigen. Auch das sibirische Reh wird den Weg des asiatischen Edelhirsches gehen. Während der Wanderungen, besonders im Frühjahr, werden jährlich Hunderte und Tausende der unglücklichen Tiere hingeschlachtet. Das Wildpret ist zu dieser Zeit fast ungenießbar und wird darum einfach liegen gelassen. Nur die minderwertigen Decken werden genommen und für wenige Kopfen verkauft.

Das sibirische Reh unterscheidet sich vom europäischen hauptsächlich durch bedeutendere Größe und durch das hohe, weit ausgelegte und häufig endenreichere Gehörn, auch scheint die Färbung etwas heller (an den Läufen im Winter sogar weißlich), und im Sommer, besonders an der Stirn, etwas gelblicher zu sein als beim europäischen Reh. Vergleichsweise mögen hier einige Gewichte mitteleuropäischer, baltischer und sibirischer Rehe angeführt werden:



a)	Boß aus der Mark Brandenburg	35 $\frac{1}{2}$	Pfund
b)	Boß aus Schlesien	38 $\frac{1}{2}$	„
c)	Boß aus Pommern	40	„
d)	Boß aus Livland	56 $\frac{1}{2}$	„
e)	„ „ „	57	„
f)	„ „ „	67	„
g)	„ „ „	63 $\frac{1}{2}$	„
h)	Boß aus dem Ural	102	„
i)	„ „ „ „	96	„
k)	„ „ „ „	92 $\frac{1}{2}$	„
l)	„ „ „ „	100 $\frac{1}{2}$	„
m)	„ „ „ „	92	„
n)	„ „ „ „	87 $\frac{1}{2}$	„

Die Gewichte verstehen sich aufgebroschen nach deutschem Gewicht: 1 Pfund = 0,5 Kilogramm.

Aus dieser Tabelle erhellt, daß ein sibirischer Rehboß fast das dreifache Gewicht eines mitteldeutschen aufweisen kann. Dementsprechend ist auch der Eindruck, den dieses Wild im Reviere macht. Im Aussehen unserem Reh fast vollkommen gleichend, aber von Damwildstärke, ist es geeignet, selbst den ruhigsten Jäger in Aufregung zu bringen. Wie man ein solches Wild zur niederen Jagd zählen kann, ist mir vollständig unbegreiflich, ist es doch nicht nur außerordentlich stark, sondern, was edle Formen anbelangt, dem steifen, lächerlichen Damwild, das wir ja zur hohen Jagd zählen, bei weitem vorzuziehen.

Und nun die Gehörne. Die von mir 1912 erbeuteten wiesen eine Höhe von 36 bis 41 Zentimeter auf, dabei zum Teil mit starken, gut veredten Stangen und schöner Perlung. Charakteristisch für die Gehörnbildung des sibirischen Rehwildes ist besonders die schräge Stellung der Rosenstöcke, der weite Abstand der Rosen von einander und die schlanke, meist etwas leierförmige Form des Gehörnes. Doch kommen auch steile, geradförmige Gehörne häufig vor. Man findet überall im Ural Rehgehörne, deren Aussehen lebhaft an den Kopfschmuck des europäischen Rehes erinnert. Es wurden mir eine ganze Anzahl Abwurfstangen im Dorfe Käschino und Istók bei

Jefaterinburg gebracht, die viel eher, nach dem Aussehen zu urteilen, einem ostpreußischen Boche angehört zu haben schienen als einem Uralreh. Soviel ich bis jetzt feststellen konnte, nähern sich die Rehe des Ural in ihrer Gehörnbildung weit mehr dem europäischen Typus als ihre Artgenossen im Amurgebiet, im Altai und in den chinesischen Grenzländern. Diese ostasiatischen Rehe scheinen den sibirischen Typ im allgemeinen reiner zu vertreten als das Uralreh, doch gibt es auch unter den dortigen Rehkrone Ausnahmen. Wenn einige Gelehrte behaupten, nur das Gehörn des europäischen Reh sei außen gut geperkt und weise dachförmige Rosen auf, kann ich dem nach eigener Erfahrung widersprechen. Gerade beim sibirischen Reh sind die nach außen dachförmigen Rosen häufig. Viele Gehörne sind an der Außenseite außerordentlich schön geperkt. Man findet auch bei sibirischen Rehgehörnen, besonders aber solchen aus dem Ural, oft einen sehr tiefen Ansaß und steile Stellung der Vorder sprossen, ebenso sind die Vorder sprossen und Hinter sprossen sehr oft nach innen gestellt, ganz wie bei unserem europäischen Reh. Nur zwei Merkmale bleiben charakteristisch: die meist sehr schräge Rosenstockstellung (auch hier gibt es Ausnahmen) und die, soviel ich bis jetzt eruieren konnte, niemals einander berührenden oder gar mit einander verwachsenen Rosen (wenigstens beim Uralreh, beim Kaukasusreh soll es vorkommen). Auch kann ein Unterschied im Gehörnwinkel zwischen *Cervus pygargus* des Ural und dem europäischen Reh nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden, denn bei beiden kommen die verschiedensten Stangenwinkel vor, wovon ich mich an Ort und Stelle hinlänglich überzeugt habe.

Wie überall, so ist auch zur Erforschung des *Cervus pygargus* und seiner sicherlich in kleinen Merkmalen vielfach variierenden Formen eingehendes Studium an Ort und Stelle dringend notwendig und dürften Messungen an Handelsware zweifelhafter Herkunft der Sache wenig zweckdienlich sein. Kann man sich doch auf die Angaben, welche die Händler über die Herkunft solcher Gehörne machen, niemals verlassen. Wie wenig wissenschaftlich genau — ich will mich hier nicht anders ausdrücken — von einzelnen Herren vorgegangen wird, erhellt am besten die bekannte „Weltreford-Krone“ des Freiherrn



v. Byern, mit der sich Fritz Bley im Jahrgang 1912 des „St. Hubertus“ eingehend beschäftigt hat. Fritz Bley erkannte auf den ersten Blick, daß es sich bei diesem Gehörn um ein typisches sibirisches Handelsgehörn handelte, und doch wurde diese sibirische Krone für



Meine Frau mit ihrer Beute.

einen deutschen Bod ausgegeben und ihre Photographie unwidersprochen von mehreren Fachzeitschriften gebracht. Man sieht also wiederum, wie wenig man allgemein noch mit diesen Dingen bekannt ist und wie leicht selbst Fachleute und Fachblätter zu täuschen sind. Auch auf der Ausstellung 1914 befand sich ein „in Sachsen“ erlegter Bod des Herrn v. Byern, der — obwohl typischer Sibirier — mit Medaille ausgezeichnet war!

Ich persönlich halte das sibirische Reh für das Ur-Reh, den urwüchsigsten Vorläufer des *Cervus capreolus*, den ich für eine heute allerdings wesentlich vom *Pygargus* sich unterscheidende Kulturform ansehe. Das sibirische Reh ist heute aber in allen seinen Formen als geschlossene, selbständige Form zu betrachten, während wiederum *Cervus capreolus* einer in sich geschlossenen Sippe angehört, gleichgültig, ob es sich um einen baltischen, preußischen, sächsischen oder ungarischen Bod handelt. Das sibirische Reh war jedenfalls in alter Zeit viel weiter nach Westen verbreitet als heute und hat jedenfalls den größten Teil der heute von *Cervus capreolus* bewohnten Gebiete bevölkert. Darauf weisen ja auch die Urbodengehörne in der alten Sammlung der Grafen Arco hin und das ehemals so häufige Auftreten eines urbodähnlichen Gehörntyps. Auch reicht nach den Erkundungen Fritz Bleys und russischer Jagdzoologen das asiatische Reh viel weiter nach dem europäischen Rußland hinein, als man bisher annahm. Man nahm bis jetzt an, daß die westliche Verbreitungsgrenze des *Cervus pygargus* im Gouvernement Samára liege, wo Pallas diesen Hirsch festgestellt hat. Fritz Bley brachte aber in Erfahrung, daß sogar im Gouvernement Kiew Rehböcke stehen, die vollständig den sibirischen Typus aufweisen. Diese Angaben decken sich auch mit den Vermutungen meines zu früh verstorbenen Veters Baron Saß, des früheren Generalbevollmächtigten auf den südrußischen Gütern des Fürsten Sayn-Wittgenstein, der mir in einem Briefe vor längeren Jahren die Mitteilung machte, es gäbe wahrscheinlich sogar in Besarabien ganz verschiedene Typen von Rehen.

Sei dem nun wie ihm wolle, die großen Abholzungen und die rücksichtslose Verfolgung mögen im südlichen Rußland das fast völlige Aussterben des asiatischen Rehbes bedingt haben, während sich in den weniger bevölkerten Gegenden westlich des Ural noch einzelne größere Stände gehalten haben mögen. Das Reh der baltischen Ostseeprovinzen Kurland, Livland und Esthland und das in ganz geringer Zahl vertretene Reh der Gouvernements Pskow, Petersburg und Nöwgorod weist den charakteristischen europäischen Typ auf und hat mit dem *Cervus pygargus* nicht das allergeringste zu tun. Diese Rehe unterscheiden sich nur durch eine wenig bedeutendere Körpergröße



vom ostdeutschen Reh, das ja auch seinerseits wieder das mitteldeutsche bei weitem übertrifft. Diese Größenunterschiede sind lediglich auf das härtere Klima im Norden und auf das Vorhandensein starken Raubwildes zurückzuführen. Denn nur die stärksten Exemplare überstehen den harten, tiefen Winter, entrinnen Luchs und Wolf und zeugen wiederum eine kräftige Nachkommenschaft. Das gilt in verstärktem Maße vom ewig durch Raubwild verfolgten sibirischen Reh, nur daß hier noch die größere Ursprünglichkeit der Rasse mitzusprechen scheint.

Das Reh der baltischen Provinzen ist durch Litauen aus Ostpreußen eingewandert, darüber kann gar kein Zweifel bestehen. Zu meiner Kindheit gab es in Livland noch fast gar keine Rehe, und die ersten Exemplare sind im westlichen Mittelrußland erst Anfang der neunziger Jahre eingewandert. In Esthland hat diese Einwanderung noch bedeutend später stattgefunden, und die geringen Rehstände Nordwestrußlands datieren erst aus allerjüngster Zeit. Hier handelt es sich wieder um eingewanderte livländische und kurländische Rehe.

Ebenso wie das deutsche Reh hat auch das baltische nur einen ganz winzigen Wedel, der von außen nicht zu sehen und kaum zu fühlen ist. Es will mir aber scheinen, daß das sibirische Reh des Ural einen etwas längeren Wedel hat, der trotz dichtesten Winterhaares deutlich von außen als etwa fingergliedlanger weißer Knopf hervortritt. Gerade dieser deutlich sichtbare Wedel bestärkt mich in der Annahme, der *Cervus pygargus* repräsentiere die primitivere oder, besser gesagt, urwüchsigere Form. Doch sind meine diesbezüglichen Beobachtungen noch nicht abgeschlossen. Auch deutet ein anderer, sehr interessanter Umstand darauf hin: die europäische Rinde setzt ein bis zwei Ritzgen, die sibirische fast stets drei und nur selten zwei. Das sibirische Reh ist also fruchtbarer als das europäische. —

**S**immel, ist dieser sibirische Flachlandswald am Rande der Steppe langweilig! Ehedem mag hier Hochwald gewesen sein, denn hin und wieder ragt noch eine einzelne knorrige Kiefer als Zeugin alter Herrlichkeit; sonst nur dünne, junge Birken, dichte, unabsehbare Kiefern- didichte und dazwischen braungefrorene, ausgedörrte Wiesen. Kreuz

und quer sind Schneisen geschlagen, Bruch- und Fallholz sind aufgearbeitet, überall stehen die Holzstapel, sauber von den Walдарbeitern geschichtet. Die Stubben sind ausgebrochen, die Wurzeln gerodet, und junge Anwüchse zeugen von pflegender Menschenhand. Da ist keine Spur von Romantik mehr, keine Spur von Wildnis. Wieviel ordentlicher sind diese Wälder als die verhadten, wüsten Einöden im europäischen Rußland, wieviel gleichförmiger und langweiliger als der richtige Urwald, die sibirische Taigá.

Kein Wunder, daß sich Micháil Zwánowitsch, der Bär, in die tieferen Wälder des Gebirges zurückgezogen hat. Hier sieht's gar zu sauber aus, gar zu viel Ordnung schaffte der Oberförster in diesen Heiden. Es ist fast, als führe man in der westpreußischen Heide spazieren, so kultiviert sieht's hier aus, so tot ist der Wald, denn kaum ein Singvogel zwitschert in den Büschen, und wären nicht die vielen Kollkraben da, man glaubte sich wirklich nach Westeuropa versetzt. Auch die alte Riede da drüben am Wiesenrande macht, von weitem gesehen, einen ganz europäischen Eindruck, nur ist sie gar zu stark, und ihre drei Rihen haben die Stärke baltischer Kapitalböde. Wie sie scheu herüberäugen, flüchtig abgehen, das ist echt sibirisch. So scheu ist das Rehwild der Kulturländer im allgemeinen nicht.

Es ist schon recht kalt, der Wind bläst unfreundlich aus Norden, hat die Bäume kahl gezaust und fuchtelt nun auch mit den Zweigen der Kiefern, als wollte er ihnen die Nadeln entreißen. Das Heu auf der Wiese wird arg zusammengeblasen, der Sturm zaust an der Miete, daß Löcher und Gruben entstehen, wirbelt einzelne Blättchen über die Wiese und schnarcht und heult drüben in der Heide, deren Stämme sich knarrend biegen und ächzend und kreischend aneinanderreiben.

Heut ist gutes Birschfahren, denn selbst das Rasseln unseres Wagens wird vom Orkan übertönt. Um uns zu wärmen, gehen wir neben dem Fuhrwerk her, nur der Russe sitzt in stoischem Gleichmuth auf seinem Bod und raucht sein fürchterliches Kraut. Vor uns prasselt ein Auerhahn aus dem Wipfel einer Kiefer, in der Dichtung kreischen die Eichelhäher. Stunde um Stunde geht's durch Heiden und jungen Laubwald.



Endlich, mitten auf einer Wiese, vier Rehe. Sie äugen gespannt nach uns hin. Nur mühsam kann ich den Bod ansprechen, denn schon ist's ziemlich dunkel und die Gehörnspitzen sind nicht weiß gefegt. Aber ist auch knappes Büchsenlicht, ein sibirischer Bod ist kein mittel-deutscher, und an dieser großen Maschine wird die Kugel doch nicht ganz vorbeisaußen.

Blitz und Knall! Der Sprung fliegt in hohen, federnden Sähen dem Walde zu, der Bod macht eine hohe Flucht, dreht sich im Kreise, taumelt und bricht zusammen, schnell mit den Läufen. Ein echter Sibirier. Massig, schwer, mit weitausgelegtem, gesperrtem Gehörn, langen, verhältnismäßig dünnen Stangen. Mitten auf dem Blatt sieht die Kugel.

Noch ist's hell, als wir am nächsten Tage das Dorf verlassen. Auf den Feldern Schwärme von Haustauben, Krähen, Elstern und Hähern. Neben dem Zaun ein krepirtes Kalb, dem man aus purer Trägheit das Fell abzuziehen vergaß. Weiter drüben die halbverfaulten Überreste eines Hundes. „Ach, boje moi, boje moi, ach, boje moi! Es wird wohl verhungert sein, das Kalb da drüben,“ meint der Bauer. „Wir haben's drei Tage lang vermißt, dachten, es würde wohl wiederkommen. Und dann fanden wir's hier, tot und schon von den Raben angehaßt. Ja, was soll man da machen! Ich habe viel Unglück. Siebzig Desjätjinen Acker habe ich. Mein Wassli ist zu dumm, mein anderer Sohn fährt Eisenerz zum Schmelzofen, und ich — boje moi, boje moi, — bin schon alt. Nur sechs Desjätjinen bearbeiten wir, das andere ist Gottes Land. Es reicht schon für uns, wir verhungern gerade nicht!“

Trostloses Volk! Erst gestern sahen wir den alten Bauern betrunken auf der Straße liegen. Nichts in Rußland hat solchen Zuspruch wie Mütterchen Wódka, kein Ort erfreut sich solcher Beliebtheit, wie die Branntwein-Monopolbuden, die es fast in jedem Dorfe gibt und die von früh bis spät von den Bauern belagert werden. Sind zwanzig Kopeken im Hause, so werden sie in Branntwein angelegt. Was kümmert's den Russen, wenn die Familie daheim hungert? Die Acker liegen brach, das Vieh verkommt. Das Korn verdirbt in Regen und Schnee. Siebzig Desjätjinen hat der alte Bauer, achtzig Hektar

guter schwarzer Erde, und doch hungert er. Ist er doch zu träge, mehr als den zwölften Teil seines Ackers zu bestellen!

Und der Alte ist keine Ausnahme. Auf Schritt und Tritt stößt der Reisende in Rußland auf dieselben Zustände. Und mit solchem Volke soll man Mitleid haben! Ruhig das Geplärre über Landmangel anhören! Einem solchen Volke träut man Entwicklungsmöglichkeit und eine bessere Zukunft zu! Ist es das „zerrüttete Staatswesen“, das Klima oder der Mangel guter Böden, was an der Armut des russischen Bauern Schuld trägt? Gewiß nicht. Es ist die unglaubliche Faulheit und Indolenz dieses Volkes, das von der Natur nur geschaffen zu sein scheint, um Kulturen anderer Völker zu vernichten und niederzutreten, selbst aber in Elend und Armut zu verkommen. Denn selbst Großbauern mit Hunderten von Morgen Landes gehören in Rußland zum Proletariat, und das ganze Volk verkommt in Trägheit und Soff.

Wir sind froh, als wir die Zaungärten des Dorfes hinter uns haben und in der Heide sind. Diesmal geht's durch hohes Holz, etwa fünfzigjährigen, schlanken Kiefernwald, dann durch eine tiefe Talsenke und wieder hinauf in die Heide. Überall tiefe Gruben, wo die Leute nach Gold gesucht haben. Die Unglücklichen, die ein paar Körnchen des verführerischen gelben Metalls fanden, sie ließen den Pflug zu Hause, die Sense am Nagel und scharrten und kratzten tagaus, tag ein, bis sie schließlich verzweifelt und hungernd auch den Spaten beiseite warfen. Nirgends wird der Fluch des Goldes so empfunden wie gerade an den östlichen Ausläufern des Ural. Nirgends ist wirkliche Arbeit so mißachtet; hofft man doch, ohne große Mühe durch ein paar Spatenstiche zu Reichtümern zu gelangen.

Sehr aufmerksam waren wir nicht auf unserer Fahrt; weder ich noch der Jäger Anton. Wir hatten gar zu viel über diese Eindrücke zu sprechen und Vergleiche zu ziehen zwischen dem Volk unserer Heimat und diesen verkommenen Parias. Und so kam es denn auch, daß ich nur ganz zufällig den starken Bock entdeckte, der keine hundert Meter vor uns im hohen Heidewalde verhoffte. Lautlos war ich vom Wagen geglitten, hatte Dedung hinter einer Kiefer genommen und den Bauern und meinen Jäger ruhig weiterfahren lassen. Als



es knallte, hielt die Karre an, und beide blickten sich erschreckt und erstaunt nach mir um. Da liegt der Bod, ein dicker, heller Klumpen, im Heidegrase. Mitten auf dem Vorderblatt das runde kleine Loch, aus dem es rot und schaumig herausrieselt. Fast europäisch sieht das Gehörn aus, mit gerade gestellten, starken und gut geperkten Stangen. Gleichmäßig und edel in der Form. Nur die weit von einander abstehenden Rosen und das kolossale Körpergewicht des Bodes sind sibirisch.

Als die Schatten lang werden und die blaue Dämmerung durch



Jekaterinburg.

die Heide schleicht, treten wir den Heimweg an. Klatschend fährt die Peitsche auf die Kruppe des kleinen Pferdchens nieder, unser Wagen rumpelt und rasselt. „Vorwärts, mein Täubchen, vorwärts!“, der eintönige Ruf des Kutschers, und endlich die Lichter des einsamen Dorfes an der öden sibirischen Verbrecherstraße.

Auch späterhin hat mir Wassili gute Dienste geleistet durch seinen Spürsinn, seinen Instinkt. Noch manches Wild hat er mir gezeigt, noch manchmal mich zu Schusse gebracht. Stets blieb er schweigsam und in sich gefehrt, fast scheu, und nur, wenn eine Kugel ihr Ziel getroffen hatte, äußerte er seine Befriedigung durch Grinsen und fröhliche Grunztöne. Und ich glaube, die blutige Arbeit des Auf-

brechens machte diesem Halbthier mehr Freude als das Trinkgeld — chacun à son goût.

Leider wurde unser Aufenthalt in Jstól noch durch Mißgeschick abgeschlossen; denn ich schoß noch am vorletzten Tage unseres Aufenthaltes aus Versehen im jungen Birkenwalde eine alte Rinde. Ein ganzer Sprung Rehe stand etwa siebenzig Meter vom Fahrwege und schob sich so durcheinander, daß ich den starken Bock, der sich bei dem Sprunge aufhielt, unmöglich frei bekommen konnte. Dann sah ich drei Rixe weiter rechts stehen. Ein Altreh und der Bock standen links in den Stangen. Als aber das eine starke Stück zu den Rixen hinüberwechselte, schoß ich auf das nach links flüchtig abgehende, in der sichereren Annahme, dies sei der Bock. Zu meiner nicht geringen Enttäuschung sah ich unmittelbar nach dem Knall den Bock mit den Rixen flüchtig abgehen; vor mir aber schnellte die verendende alte Rinde im Dürngrase. Dieses Reh war das stärkste, das ich jemals zu sehen bekommen habe. Es wog aufgebrochen über 130 Pfund russisch.

Endlich verließen wir das traurige Dorf, um in Jekaterinburg den alten Herrn Alexandrow aufzusuchen, den ich bei einer Treibjagd kennen gelernt hatte und der mir versprochen hatte, uns eine gute Adresse im Ural zu verschaffen. Leider hatte sich unsere Abreise dadurch, daß Herr Alexandrow uns bat, nicht ohne ihn zu reisen, um etwa zehn Tage verspätet, ein Umstand, der für die ganze spätere Jagd von großer Bedeutung werden sollte und hauptsächlich daran schuld ist, daß wir uns bei dieser Jagdreise mit einer verhältnismäßig geringen Strecke begnügen mußten.

Schließlich verlor ich aber die Geduld und fuhr auf gut Glück nach dem Dorfe Káshino, wo der Jäger Atnaschin wohnen sollte, der mir von Herrn Alexandrow vorzüglich empfohlen war. Die Fahrt auf dem sibirischen Trakt war voller landschaftlicher Reize. Es ging an vielen Seen und lieblich gepflegten Dörfern vorbei, auch an großen Fabrikgebäuden, Mühlenwerken und Hochöfen, und von ferne winkten die blauen Berge des Ural.

Endlich kamen wir in Káshino an und wurden von der Familie des Jägers freundlich aufgenommen. Ein hübsches, sauberes Gehöft



mitten im Dorf, drei prachtvolle sibirische Verbellerhunde; aber im Innern der typische Arme-Leute-Geruch und eine derartige Unmasse von Schaben und Wanzen, daß der Aufenthalt besonders zur Nachtzeit zur Hölle wurde. Nur durch Anwendung ungeheurer Mengen Insektenpulvers waren wir imstande, einigermaßen auf unseren Strohsäcken zu schlafen. Der Jäger zog es vor, auf der harten Bank in der Küche sein Lager aufzuschlagen, da hier zwar viele Schaben, aber weniger Wanzen sein sollten.

Nun ging es täglich mit Atnaschëin in den Wald.

---

## Jagden im inneren Urál.

Auf schmalem, gewundenem Pfade durch den Gebirgswald. Unser Taranták wadelt und klappert, wenn wir über die tiefen Gruben und scharf eingeschnittenen Gleise der Waldwege fahren oder wenn die Räder von glatten Steinen abgleiten. Dabei rieselt es ununterbrochen in kleinen Floden vom Himmel, ballt es sich an den Zweigen als dichter, schwerer Behang und deckt den ganzen Boden gleichmäßig mit einer weichen Daunenschicht ein. Nur selten prasselt ein Auerhahn aus den Wipfeln der Bäume, oder schwirrt ein Haselhuhn im Gebüsch. Vereinzelte Fährten von Rehen und Hasenspuren kreuzen den Weg. Das Wild verhält sich still beim ersten Schnee.

In der Nähe des Dorfes noch einzelne Gruben, Spuren ehemaliger Goldgräbertätigkeit. Tief drinnen im Gebirge höchstens ein verlassener Kohlenmeiler oder zum Teerbrennen aufgestapeltes Holz. Dichter junger Kiefernbestand, Dickichte, die undurchdringlich scheinen, neben hohen Heidehölzern kleine Gruppen von Lärchen und Tannen und einzelne Laubholzhorste. Zu beiden Seiten des Weges Feldblöde und große Fündlinge; breite Granitplatten quer über dem Pfad.

Keuchend und schnaubend ziehen uns die Pferde bergan. Dann geht's wieder in Schlangenwindungen talwärts. Die schweißbedeckten Zugtiere können nur mühsam den hinabrollenden Wagen aufhalten. Dann wieder tiefe Täler mit kleinen schilfigen Seen, Erlen- und Weidengestrüpp, Sumpfbirken und am Hain saftige Espenbestände. Auf der höchsten Spitze der Lärchengruppe blockt ein mächtiger Seeadler; ein anderer kreist über dem Wasser und schwingt sich schließlich in die Krone einer dünnen Kiefer ein. Wie dicke Klöße hocken die gewaltigen Vögel da.

Endlich sind wir zur Stelle. Tief in engem Tal eine niedrige, winzige Hütte; nur gebückt kommt man durch die kleine Tür, nur kriechend kann man sich innen bewegen. In der Ecke ein kleiner



Ramin, aus Granitsteinen sorgfältig Platte an Platte gefügt, ein roh gemauerter Rauchfang, der unter dem mit Erde eingedeckten Dach ausmündet. Weiches Heu bedeckt den Boden der Hütte. Schnell ist Brennholz herbeigeschleppt; ein helles Feuer knistert im Ramin und verbreitet eine wohlige Wärme. Dann werden die Pferde ausgespannt, die Wagen zugedeckt, die Hunde erhalten ein Heulager und werden angebunden; die Kochkessel kommen übers Feuer, und der Tee siedet in der Kanne.

Als wir gerade beim Löffeln sind, vernehmen wir plötzlich den Hals der Hunde. Zwei von ihnen haben sich freigemacht und sind nun hinter Elchen her; denn nur auf Bär oder Elch geben die Hunde Zwán Atnaschéins, des alten Jägers, Laut. In größter Eile ergreifen wir die Gewehre, und ich laufe in Begleitung Alexóis dem Schall der Hundestimmen nach, quer durch die Didichte, durch einen Moraßt bergauf, bergab, kreuze die Fährte eines flüchtigen Elches, höre den Hals der Hunde immer weiter und weiter, laufe einen Berg hinan in die Höhe und setze mich endlich ermattet auf einen Felsen, denn von Elch und Hunden ist nichts mehr zu hören.

„Nje stoít (er will nicht stehen bleiben)!“

Als wir uns ein wenig erholt haben, wandern wir wieder bergab. Bis zum Dunkelwerden wollen wir uns noch ein wenig in den Wäldern herumtreiben. Vielleicht finden wir die Hunde, vielleicht treffen wir zufällig auf einen Elch oder Rehbock. Stundenlang birschen wir bergauf und bergab, immer dichter wird das Schneegeriesel, und als wir schließlich in der Dämmerung den Rückmarsch antreten, reicht uns der Schnee schon fast bis zur halben Wade.

Am Morastrand überraschen wir eine einzelne Rixe; ein Auerhahn steht polternd vor uns auf. Wir kreuzen mehrere schmale Waldwiesen und suchen nun eifrig nach dem Pfade, auf dem wir gekommen sind.

Das Schneetreiben wird immer ärger, die Finsternis immer undurchdringlicher, und plötzlich stehen wir wieder auf der kleinen Wiese, die wir vor etwa einer Stunde passiert haben. Die Berge herum sehen einer wie der andere aus; einen Kompaß haben wir nicht mit, und die Dunkelheit nimmt zu.

Jetzt heißt's Schritt für Schritt auf unsern eigenen Spuren zurückgehen. Kreuz und quer durch den Morast, durch die Dickungen am Bergrande, den ganzen langen Weg zurück führt uns die halbverschneite Spur. Je später es wird, desto undeutlicher werden die Tapsen, hören stellenweise ganz auf, und es kostet Zeit und Mühe, die alte Spur wieder aufzufinden. Noch zweimal kommen wir durchs Moor; dann wird es so finster, daß an ein Verfolgen der Spur nicht mehr zu denken ist.

Kurz entschlossen reiße ich einige Fetzen Birkenrinde von den Stämmen, sammle trodene Äste und zünde ein Feuer auf dem Schnee an. Einige trodene Stämmchen werden abgebrochen und darüber gelegt, und bald ist es hell und warm. Aber vergebens suche ich nach stärkerem Heizmaterial; denn hier im Ural ist Bruch und Fallholz, sind Dürrstämme und alte Überständer nicht so dicht gesät wie im sibirischen Flachlande, und ich sehe wohl, daß ich den Plan, hier die Nacht zuzubringen, aufgeben muß. Außerdem jammert der junge Atnaschëin in allen Tonarten. Er scheint noch nie im Winter draußen kampiert zu haben. Jedenfalls singt er ein förmliches Klage lied, bis ich schließlich ungeduldig werde, eine Fadel aus Kiefernästen und darangebundener Birkenrinde mache und wieder im Bogen unsere Spur zu finden trachte. Endlich habe ich sie. Wir folgen in größter Eile, müssen aber alle Augenblicke stehen bleiben, um die Birkenrinde auf der Fadel zu erneuern. Schließlich erreichen wir den hohen Berg, den wir gestern am Tage passiert haben. Hier ist unsere Spur vollständig verschneit, und nur mühsam kommen wir vorwärts. Alexei ist wieder obenauf. Er muß unbedingt den Waldweg nach rechts einschlagen und behauptet, man käme so schneller zur Hütte.

Als wir etwa eine halbe Stunde durch den Schnee gestapft sind, führt der Weg bergauf. Ich sehe ein, daß wir längst bei der Hütte sein müßten, wenn dieser Weg näher wäre als der Pfad über die Bergkuppe, schimpfe weidlich auf meinen Begleiter und marschiere zurück. Da fällt ein Schuß, ganz in unserer Nähe. Ich antworte, schieße, schreie und marschiere auf die Richtung des Schusses los. Nach einer halben Stunde wieder ein Schrei; ganz weit, diesmal hinter uns. Jetzt bin ich auch vollständig konfus. Alexei aber be-



schwört mich, ich solle nicht auf Schreie achten, denn es gäbe hier im Ural so mancherlei böse Geister, die eine menschliche Stimme nachahmen, um verirrte Jäger zum Narren zu halten und um so sicherer ins Verderben zu locken.

Kurz entschlossen marschierte ich auf unserer Spur zurück, kam auch nach endlosem Marsche wieder auf die Stelle, wo Alexei den Bergpfad verlassen hatte, und stieg nun wohlgemut gegen den Kamm des Berges. Hier fand sich noch stellenweise unter dichtem Geäst oder bei schützenden Felsblöcken unsere Spur vom Tage, und oben auf dem Berge eine frische Pferdespur. Ohne Zweifel war der alte Atnaschein hier geritten, um uns zu suchen und Signalschüsse abzugeben.

Der Spur folgend, kamen wir auch bald bei der Hütte an. Mein bayrischer Jäger hatte natürlich nichts Besseres zu tun gehabt, als meiner Frau während der ganzen Zeit Schauergeschichten von verirrten, erfrorenen und verhungerten Bergjägern zu erzählen; natürlich aber nicht ohne schmeichelhafte Streiflichter auf sich selbst fallen zu lassen, wie tüchtig er in solchen Situationen sei und wie oft er sich aus der schlimmsten Lage in den bayrischen Alpen gerettet habe. Schlimmstenfalls würde er draußen übernachten; das sei alles nicht so schlimm. Kurz, des Renommierens war kein Ende gewesen.

Ich machte mir nun das Vergnügen, diese Prahlereien dem alten Jäger ins Russische zu übersetzen, und forderte den Bayern auf, draußen im Walde eine Probe seiner Kunstfertigkeit abzulegen und an einer beliebigen Stelle ohne Beil und Hirschfänger Feuer anzumachen. Wie erwartet, versagte Antons Kunst kläglich. Er rieb zwar unzählige Zündhölzer an, war aber doch nicht imstande, auch nur ein einziges Ästchen zum Brennen zu bringen. Nun machte ich vor seinen Augen binnen wenigen Minuten ein großes Ioderndes Feuer an und hoffte den Mann genügend gestraft und von seiner Prahlucht geheilt zu haben. Anton blieb aber unverbesserlich. Trotzdem er nicht einmal in der Hütte Feuer anmachen konnte und nicht das Notwendigste verstand, was ein Jäger in der Wildnis braucht, blieb er bei seiner Aufgeblasenheit. Es ist dies eine Erfahrung, die ich häufig mit ungebildeten oder halbgebildeten deutschen Jägern



gemacht habe. Sie wollen alles besser wissen als die in der Wildnis aufgewachsenen russischen Berufsjäger, sind sehr zu Prahlereien geneigt, lieben fürchterliche Mordgeschichten von Wilddiebsfang und bestandenen Gefahren zu erzählen und versagen im russischen Urwalde bei jeder geringen Kleinigkeit.

So endete der erste Jagdtag im inneren Ural. Bei Tage eine Fehljagd auf einen ausgerechnet dicht bei der Hütte stehenden Elch; bei Nacht stundenlanges Irren im tiefverschneiten Bergwalde, und zum Schluß noch der Ärger über den eigenen Jäger. Wie sich am nächsten Morgen herausstellte, waren wir keine 300 Meter von der Hütte gewesen, als ich den ersten Signalschuß hörte, dann aber mit einem Bogen von mindestens fünf Kilometern wieder hinter dem Berge zurückgegangen. Es muß eben doch böse Waldgeister geben, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Jäger bei Nacht und Schneesturm in die Irre zu führen . . .

Endlich schien der Himmel ein Einsehen zu haben. Über den Bergen des Ural waren die ersten blauen Himmelsfetzen zu sehen, und das wüste Schneetreiben hatte aufgehört. Schon früh am Morgen sind wir im Sattel, der alte Jäger Atnaschin und ich. Vor uns treiben die drei munteren Verbellerhunde durch den schneeschweren Tann. Es sitzt sich gut in solchem Kosakensattel, und ist auch das Pferdchen einfach gezäumt, ohne Eisen im Gebiß, so folgt es doch willig dem geringsten Zügeldruck, dem leisesten Zuruf.

Vorsicht! Die Mündung der Mauserbüchse nach unten, den Verschuß mit dem Wams geschützt, denn streift das Pferd an die Stämme, so kommt's in polternden Lawinen vom Geäste und hüllt Kopf und Reiter in dichtes Weiß.

Mältschik, der Alte, spitzt die kurzen Ohren und schnuppert emsig, Pestrja und Werny traben hinterher. So geht's bergauf, bergab durch düsteren, schneeschweren Tann, durch lichte, nadellose Lärchenbestände hinab zum schilfbedeckten Moor, hinauf über die Wiesen der Halbe, dann durch einen halb zugefrorenen Bach und über Steingeröll und Felsgewirr. Und endlich steigen wir ab, um uns zu verschäufeln, die steif gewordenen Kniee wieder gerade zu biegen, ein Pfeifchen zu rauchen und einen Schluck aus der Teeflasche zu nehmen.



Da kling't's weit, dann immer näher aus dem Moor heraus „Hau, hau!“ Eine weinerlich klägliche Stimme hat der alte Mältschik, aber wenn der Hals gibt, dann heißt's: „gute Jagd!“ Immer näher tönt das Anschlägen, und jetzt fällt auch der schwere Baß der anderen Laiki ein.

Schnell die Zügel über den Hals. Der brave Gaul steht wie angebunden. Und dann durch den tiefen Schnee auf den Kampfplatz. Dort im Kieferndickicht zwischen Schilf und Weidengestrüpp eine große, graubraune Masse. Jetzt schiebt sie sich vor! Der Schnee



Gebirgsherrlichkeit.

fliegt von den Stämmchen, und in schlankem, schwimmendem Trabe stürzt der Elchhirsch hervor. Die Hunde wie Federbälle um ihn her, keifend, kläffend, beißend. Jetzt ist er dicht heran — gerade auf mich zu stürmt er, der schwere Kopf pendelt hin und her, der Kehlbart schwankt, die rot unterlaufenen Lichter bliden tüdich-wütend. Dann steht er wieder, schlägt hinten aus, schnellt vorn hoch, sticht mit den hellgrauen Läufen nach den bissigen Röttern und gibt ein tiefes, dumpfes Brummen von sich, fast wie ein gereizter Bär. Und dann rast er wieder davon, spitz auf mich zu, und nur mit einem Satz hinter das Köhlerholz kann ich mich vor dem Überraamtwerden schützen

Da saust auch die graue Masse an mir vorbei: ein Druck auf den Abzug, der Koloss sinkt vorn zusammen, als wären ihm die Borderläufe weggeschlagen. Eine weiße staubige Schneewolke, ein dumpfes Poltern, und der Elch liegt, wild um sich schlagend, dicht vor meinen Füßen.

Schon sind die Köter heran. An der Drossel, am Rücken, an den Keulen packen sie an, knurrend, brummend; lange Haarbüschel fliegen, der Schnee färbt sich rosa. Jetzt ist auch der Alte da, er zerrt die Hunde am Halsband zurück. Die kurzstielige Kosatenpeitsche knallt, und im Nu sind die Laiki angeleint und festgebunden. Noch heben und senken sich die Flanken des Elches, noch zittern die Rüstern, noch zucken die langen grauen Läufe. Dann spreizen sich die Schalen, ein Zittern geht durch den großen Körper, ein tiefes Gurgeln — und ein smaragdener Schimmer tritt über die großen Lichter.

Rascher Beißschlag liefert Rien und Span, Astwerk und Birkenrinde dazu, dann vorsichtig Knüppel um Knüppel auf den schwarz schwelenden Brand und endlich schwere Holzklöben auf die lodernde Flamme. Dann wirft das Messer, der heiße Ausbruch wird den Hunden zugeworfen, sie scharren an geronnenem Schweiß, an Därmen und Fleischstücken, jaulen, knurren und kläffen.

Die roten Hände mit Schnee gewaschen, den Elch mit Reisig und Holz eingedeckt, und wieder in den Sattel. Wieder geht's durch Moor und Heide, an kleinen, schilfbewachsenen Seen vorbei, über Waldwege, Wiesen, durch Felsgewirr und Windbruch. Stunde um Stunde. Keinen Fehltritt macht das kleine zottige Pferdchen. Vorsichtig springt es von Block zu Block, tastend schreitet es durchs weiche Moor.

Wir haben prächtigen Spurschnee heute. Leicht wie in einem aufgeschlagenen Buche entziffert der Jäger die Schrift des Waldes. Schwere Elchfährte, die Flucht der Rehe, das Dreieck des hoppelnden Schneehasen und die runden Tapsen, die der Luchs in voriger Nacht hier ließ.

Da schallen wieder die Hundestimmen. Galopp geht's hinterher, über Fallholz, Felsblöcke und Sümpfe. Eine halbsbrecherische Fahrt. Hinab ins Moor, durch, den Berg hinauf, hinunter, ins Moor zu-



rück. Lauter und lauter der Hals! Und dann die Rückenlinie des Elches. Mit gesträubtem Kamm, gestülpter Oberlippe und dicht an den Hals gedrückten Lausähren zieht der Riese des Waldes über die Moorblänke, lauernd, nach den Hunden schielend, jederzeit zum tödlichen Schläge bereit.

Mit einem Satz bin ich aus dem Sattel, habe die Büchse entschert, bereit. Doch kein Geweih schmückt den Kopf des Elens, und als die Jagd prasselnd an uns vorbeibricht, erkennen wir deutlich das Alttier. Schnell in den Sattel und hinterher. Wir müssen die Hunde haben, koste es, was es wolle; denn sonst ist unsere Jagd heute zu Ende. Doch der Elch hat Wind von uns. Ohne Aufenthalt geht die Heze weiter. Nur selten scheint er sich auf einen Augenblick zu stellen, und als wir das letzte Mal den Hals der Hunde weit hinter Bergen hören, dämmt der Abend.

Was macht's? Auch ein Stück dieses gewaltigen Hochwildes ist Jägerfreude in Überfülle, und bei allem Bergauf und Bergab in Schneegestöber und tiefer Dunkelheit wird uns der Weg zu unserer rauchigen Jagdhütte nicht lang. Das ist Weidwerk wie in Altväterzeiten, wild und urwüchsig — wie unser Elch.

**D**ie sibirischen Laiki gleichen in Gestalt und Betragen sehr den Schlittenhunden der Ostjaken, Samojuden und anderer hochnordischer Völker. Nur finden sich unter den Hunden Mittelsibiriens viele Kreuzungsprodukte, es ist also die Rasse nicht so rein wie bei den Hunden im hohen Norden. Der Typ der Hunde des nördlichen Polargebietes ist sehr einheitlich. Der Samojudenhund bildet eine vollkommen konstante Rasse, und wir dürfen wohl bei der Bezeichnung Samojudenhund bleiben, wenn auch die Lappen der Murmanküste und Scandinaviens, und die Jakäten und Juräten Nord Sibiriens ebensolche und ähnliche Hunde züchten, da hauptsächlich die Samojuden diesen Hundetyp geschaffen und erhalten haben.

Der eigentliche Samojudenhund kommt daher hauptsächlich in der Tundra nördlich der Waldregion vor, wird aber auch vereinzelt teils reinblütig, teils verbastardiert, in der Waldzone angetroffen.

Die Farbe des Haares ist im allgemeinen schneeweiß und mag einerseits durch natürliche Bedingungen entstanden sein, andererseits durch Auswahl bei der Zucht, da den Nordvölkern daran gelegen sein mußte, Hunde zu besitzen, die an der Farbe schon von weitem vom Wolfe unterschieden werden können. Die Behaarung des Balges ist lang, weich und außerordentlich dicht. Die Ohren sind dicht behaart und erscheinen doch verhältnismäßig klein. Die Behaarung des Halses ist sehr dicht und lang und bildet fast eine Mähne; die Rute hat eine besonders lange, dichte Behaarung, ebenso die Innenseiten der Vorderläufe und die Außenseiten der Hinterläufe. Die Pfoten sind gut geschlossen und etwas länglich gebaut. Zwischen den Zehen sind innen wie außen Haare, die die Sohle zum großen Teil bedecken und über die Krallen hervortreten. Im Sommer ist das Haar dieser Hunde dünner, hauptsächlich aber an den Pfoten. Nach Frau Sulimá, der bekanntesten russischen Laika-Züchterin, schwankt die Höhe eines Samojedenhundes zwischen 50 und 60 Zentimetern. Im ganzen gleicht der Samojedenhund einem kräftigen großen Spitz, mit dem er auch zweifellos sehr nahe verwandt ist. Der Spitz stellt jedenfalls bloß eine durch Klima und Kultur degenerierte Rasse des Samojedenhundes dar, wenn auch der Schädel der reinrassigen Samojedenhunde sich von dem anderer Hundarten und auch des Spitzes wesentlich unterscheidet. Der Samojedenhund hat sehr vorgewölbte Stirnbeine und Überaugenbögen. Die Schnauze ist nicht kurz und auch nicht übertrieben spitz, die Nase tritt ein wenig über den Unterkiefer vor und ist gewöhnlich schwarz, wenn auch braune und fleischfarbene Nasen öfters vorkommen. Das Auge ist ein wenig schräg gestellt, fast wie beim Wolfe, und ist schön, groß und dunkelbraun, das Ohr ist ziemlich groß, breit an der Basis und fast dreieckig spitz.

Die Hauptaufgabe der Samojedenhunde besteht im Bewachen der Rentierherden und im Schlittenziehen. Diese Hunde behalten ihre Eigenschaft als passionierte Hirtenhunde auch bei, wenn man sie in südlichere Gegenden und nach Europa verpflanzt. Diese Eigenschaft macht sich meist auch bei Bastarden geltend.

Die Angaben mancher Schriftsteller, der echte Polarthund belle nicht, sondern heule bloß wie der Wolf, sind falsch. Im Gegenteil



eignet sich der Polarhund außerordentlich zum Wachhunde, da er, wenn er etwas Verdächtiges bemerkt, sofort Hals gibt und unter Umständen, besonders zur Nachtzeit, sehr bissig ist. Der Samojede jagt auch mit seinen Schlittenhunden und sucht unter ihnen die zur Jagd passendsten aus. Sie eignen sich sehr gut zur Jagd auf Eisfuchs und Vielfraß, ebenso auf Wasserflugwild, sind dagegen zur Bärenjagd nur selten zu gebrauchen. Die Samojedenhunde fressen wenig und sind nicht gierig, im Gegensatz zu ihren nahen Verwandten der sibirischen Waldzone, die ebenso streitlustig und bissig wie die Polarhunde sind, sich aber unangenehm durch Freßgier von ihnen unterscheiden.

Vor etwa hundert Jahren brachen die räuberischen Syrjänen in die Samojeden-Ländra ein und nahmen einen großen Teil der den Samojeden gehörigen Weideplätze in Besitz. Die Samojeden, die in diesen Distrikten blieben, vermischten sich mit den Syrjänen und verloren ihren Volkscharakter, ebenso wie auch einige Stämme der Nordostjaken und ein Teil der im Norden des Ural noch versprengt lebenden Bogülen, und wie sie selbst, vermischten sich ihre Hunde, da die Syrjänen ihre eigenen Laiti, die mit Recht so berühmten syrjänischen Verbeller, mitbrachten. Zuerst hatte die Ländra des osteuropäischen Nordens zu leiden, sodann der Nordural, und in den letzten Jahren auch das Gebiet von Obdórsk an der Mündung des Ob, wo sich bisher der Typus des Samojedenhundes noch am reinsten erhalten hat.

Die Bastarde zwischen Syrjänen- und Samojedenhund stehen in Gestalt und Größe zwischen beiden, doch bleibt stets die charakteristische Schädelform des Samojedenhundes. Jedoch werden die Tiere schwarzbunt und schädig, sind auch länger, aber weniger dicht behaart als die echten Samojedenhunde. Die Samojeden verarmen durch den Niedergang ihrer Rentierzuchten immer mehr, infolgedessen degenerieren auch ihre Hunde, die heutzutage in manchen Gegenden fast bis zum Typus des deutschen Spizes herabgekommen sind. In vorgefichtlicher Zeit mag das Verbreitungsgebiet des Polarhundes ein weit größeres gewesen sein und mag bis nach Deutschland hineingereicht haben.



Leider sind die letzten Reste der echten Samojedenhunde durch Krankheiten, besonders Rhachitis, bedroht. Auch stellen die Ostjaken am Ob ihnen nach, wo sie können, denn die Nachfrage nach weißem Pelzwerk ist groß geworden, der Polarfuchs aber teuer, darum kaufen die Ostjaken und Russen am Ob Samojedenhunde, wo sie nur welche aufreiben können, oder stehlen sie. Dadurch wird die Existenz des echten Samojedenhundes bald nur noch in der Erinnerung fortleben (nach Frau Sulimá).

Auch im Osten bei den Jakuten und den Bewohnern der nördlichen Küsten des Stillen Ozeans gibt es den Samojedenhunden sehr ähnliche Tiere, doch sind diese meist Kreuzungsprodukte. Die sibirische Laika des Waldgebietes gleicht im wesentlichen den Polarhunden, jedoch variieren die einzelnen Exemplare in Größe, Gestalt und Färbung sehr, denn eine konstante Rasse läßt sich hier nicht mehr feststellen. Im allgemeinen ist der zur Eichhörnchen- und Zobeljagd benutzte Hund kleiner und schlanker als der Schlittenhund und der meist große und sehr kräftige Bärenverbeller. Die eingeborenen Jäger täuschen sich nur selten beim Ankauf solcher Hunde, da bestimmte Merkmale auf ihre Brauchbarkeit zu dieser oder jener Jagd hinweisen. So soll das Gebiß und die Bildung des Gaumens ziemlich sichere Zeichen aufweisen. Auch die Haltung der Rute soll maßgebend sein. Die Rute aller dieser Hunde wird mehr oder minder zusammengeringelt getragen. Nach Angabe des Fürsten Dshafaridsse soll der gute Bären- und Elchhund die Rute gewöhnlich nach rechts, der Eichhörnchenhund aber nach links tragen. Alle diese Merkmale sind aber trügerisch und wenig zuverlässig, nur das Auge trügt nie. Ein schneidiger Elch- oder Bärenhund wird stets ein großes dunkles Auge haben, das bei der geringsten Gemütsbewegung „anläuft“, d. h. einen ganz besonderen dunklen Schimmer bekommt. Zur Jagd auf den Elch zieht man weiße oder scheckige Hunde den schwarzen und dunklen vor, da sich der Elch erfahrungsgemäß schwarzen Hunden nur ungern stellt, jedenfalls in der Annahme, es mit einem Vielfraß oder sonst einem unheimlichen Geschöpf zu tun zu haben. Ein guter Zobel- und Marderhund wird mit vielen hundert Rubeln bezahlt, während ein guter Bären- oder Elchverbeller häufig schon



für 10 bis 15 Rubel zu haben ist. Beschäftigt sich ja der Eingeborene nur selten mit der Bärenjagd und auch der russische Ansiedler stellt im allgemeinen aus Furcht nur ungern dem König der sibirischen Wälder nach.

All diese sibirischen Hunde zeichnen sich durch scharfe Nase, Gewandtheit, Kraft und hohe Intelligenz aus, sind aber meist ziemlich wilde, ungebärdige Gesellen, wenig zutraulich, ja fast scheu, boshaft, tückisch und diebisch. Haben sie sich einmal vollgefressen, so sind sie zu jeder Arbeit, selbst zur Jagd, zu faul und zeigen auch keinerlei Passion. Darum ist es geraten, die Laiki vor der Jagd wenig oder gar nicht zu füttern. Im allgemeinen füttert der Sibirier seine Hunde überhaupt sehr wenig. Verstehen es doch die Tiere meisterhaft, Ratten und Mäuse, Hasen und Enten zu fangen. Auch verschlingen sie alles irgendwie Verdauliche: verfaultes Leder, getrocknete Rentierfelle, Vogelbälge und den gräßlichen Unrat vor den Hütten. Deshalb aber gerade sind diese Tiere viel selbständiger, schneidiger und kräftiger als unsere mehr oder minder verhätschelten und gepflegten Kulturhunde und wirkliche Gefährten ihrer meist selbst Hunger leidenden Herren. Wie der Ostjak in seinem Pelze sich in den Schnee legt, um unbekümmert um die fürchtbare Kälte ruhig unter freiem Himmel zu schlafen, so gräbt sich auch der nord-sibirische Hund und der Berbeller des sibirischen Jägers in den Schnee ein, scharrt die weiße Decke bis zum gefrorenen Erdreich durch und schläft dort bei vierzig und mehr Grad Kälte ebenso ruhig, als wäre er unter Dach und Fach. Wie oft habe ich's erlebt, daß Hündinnen ihre Welpen mitten im Winter in solchen Gruben wölften. Eine harte und deshalb gesunde Rasse. —

**S**immer höher und höher wird die weiße Decke, immer tiefer senken sich die schneebedadenen Äste, und immerfort wirbelt und rieselt es vom Himmel wie ein Wolkenbruch dichter Floden. Kein Lüftchen regt sich, kein Windhauch, nicht das kleinste Flüstern ist im Tann zu hören. Bloß dies seltsame, leise, heimliche Geräusch der fallenden Schneemasse. Es ist ein Singen wie von winzigen Silberglöckchen in der Luft, fast wie Ohrenklingen hört sich's an.

Trotz Schneebehang und Flodenwetters spannten wir, der alte Jäger und ich, täglich unsere leichten kleinen Schlitten an und fuhren nun kreuz und quer, emsig nach Fährten spähend, jeden Busch, jede Dickung untersuchend. Die Rehe schienen hier zu Hunderten zu stehen, theils noch in kleinen Sprüngen, theils schon in Rudeln. Da erfahrungsgemäß alte starke Böde meist allein stehen oder sich höchstens einem kleinen Sprung anschließen, suchten wir natürlich hauptsächlich solche Fährten auf, beschriebem um die Dickungen, Morastabschnitte und Stangenhölzer weite Bögen, bis wir das Wild eingekreist und bestätigt hatten. Dann machten wir immer kleinere Kreise, vorsichtig durch die Hölzer fahrend, dabei überschüttet von polternden Schneelawinen, wenn unsere Schlitten an Baumstämme anstießen, beständig kippend, oder an heimtüdischen, unter dem Schnee verborgenen Stümpfen steden bleibend.

Der herabfallenden Schneemassen wegen hatten wir uns die Kapuzen tief über den Nacken gezogen, die Gewehre im schützenden Futteral, und den Schlitten wohl zugedeckt. So ging's bergauf, bergab. Schon manches Reh hatten wir gesehen, doch stets wurde das scheue Wild vorzeitig flüchtig. Meist waren es Riden, doch kamen auch einige starke Böde vor, darunter ein alter Bursche, den Atnaschän schon seit langen Jahren kannte. Wir waren durch einen Espenanwuchs gefahren, hatten mehrere Bögen und Kreise gemacht und sahen plötzlich den Bod mit hoch erhobenem Grind im lichten Stangenholz stehen. Ehe ich das Gewehr aus der Hülle hatte, aus dem Schlitten sprang und mich schußfertig machen konnte, raste der Bod davon. Ein prächtiges hohes Gehörn mit weitausgelegten, schaufelförmigen Enden! Den Bod mußte ich haben! Als sein grauer Leib in den Stangen verschwindet, knallt es.

Auf dem Anschusse ein paar Haare, einige Schweißspritzer, die Spur einer hohen Flucht. Nach wenigen Schritten hören alle Zeichen auf, und endlich, nach stundenlanger Suche, müssen wir die Sache aufgeben. Ich ärgerte mich über meinen leichtsinnigen Schuß und kam daher recht niedergeschlagen am Abend spät ins Dorf.

Morgens und abends ward angespannt, morgens und abends ging's hinaus. Der Schneebehang erschwerte aber die Übersicht,



das Birschen und Ansprechen des Wildes derartig, daß wir wohl viele Rehe sahen, aber nur ein einziges Mal auf einen mittelguten Bod zum Schuß kamen, den ich in der Eile glatt vorbeischoß. Endlich am 20. Oktober schien uns wieder das Glück lächeln zu wollen. Fröhlich erschien ein Bauer, der mir das frisch aus dem Schädel



Verfasser mit gutem Bod.

gehauene Gehörn eines hochkapitalen Bods brachte und mir erzählte, er habe das Reh unweit der Stelle gefunden, wo ich damals im Espenschlage den leichtsinnigen Schuß riskiert hatte. Daß es sich um meinen Bod handelte, stand außer Frage, denn das Reh hatte nur einen Kugelschuß aufzuweisen. Die Kugel war kurz weidewund durchgeföhren. Leider hatte der Bauer, um das Reh zur Stadt bringen

und verkaufen zu können, mit dem Beil das Gehörn ganz kurz abgeschlagen, und zwar so, daß die Stangen einzeln blieben, denn der Schädel war neben der Naht geplatzt. Ich gab dem Mann ein Trinkgeld, zankte natürlich weiblich über die Manier, Rehgehörne mit dem Beil auszuhacken, und trat meine Reise in den Wald an.

Stundenlang waren wir bergauf und bergab gefahren, waren in verlassene Goldgruben gestolpert, an Abhängen und verschneitem Fallholz umgekippt, ohne daß wir ein Reh zu Gesicht bekommen hätten. Endlich fanden wir die Fährte eines Rehbocks, der auf einer Treibjagd im Frühherbst mit Posten zuschanden geschossen war und sich nun in ein kleines Didiächt an einer verlassenen Goldgrube gesteckt hatte. Der Bock war Atnaschëin seit Monaten bekannt. Er sollte ein gutes Gehörn tragen und auf einem Hinterlaufe lahm sein. Soviel wir auch um das Didiächt herumfuhren und immer engere Kreise zogen, konnten wir den Bock doch nicht entdecken. Endlich hatte der Kreis keine fünfzig Schritte mehr im Durchmesser, und ich entschloß mich daher, den Schlitten zu verlassen und durch den dichten Schneebehang auf gut Glück einzudringen. Kaum hatte ich ein paar Schritte gemacht, so fuhr der Bock dicht vor mir aus dem Lager, brach zusammen, wurde wieder hoch und hinkte langsam davon. Ein Schuß aus nächster Nähe machte seinen Leiden ein Ende. Doch wo war das Gehörn? Soviel wir auch suchten, konnten wir es nicht finden. Die blutigen frischen Abwurfstellen zeigten aber deutlich, daß er es erst eben abgestreift haben konnte. Wir luden nun das arme, zum Skelett abgemagerte Tier auf und fuhren in eiligem Trab nach Hause. Möchte dieser Bock wenigstens seinen Schädel hergeben, um den von dem Bauern zerhacken zu lassen.

Dies war 1912 meine Endbirsch im sibirischen Ural. Immer mehr und mehr Schnee kam vom Himmel herunter. Immer häßlicher und unfreundlicher ward der Himmel, auch drangen Gerüchte von Krieg und anderen üblen Dingen, die sich im fernen Westen und weit hinten in der Türkei zutragen sollten, zu uns, und so entschloß ich mich, die schönen Berge und die weiten Wälder zu verlassen. —



## Naturschätze.

Fast überall im Ural werden Naturschätze gefunden. Besonders reich ist die Gegend um Slatoußt, Zekaterinburg, Nischni Tagilsk und Werchoturje, also der mittlere und ein Teil des südlichen Ural. So bietet der Ural etwa 90% sämtlichen Platinas, das überhaupt auf der Welt erbeutet wird. Das Platina findet sich meist im Ufersande der Flüsse und wird durch mühsames Auswaschen gewonnen. Die Ausbeutung ist meist in französischen Händen. Auch wird stellenweise sehr viel Gold gefunden, besonders in der Gegend von Bogoslowsk, Zekaterinburg und Slatoußt. Das Gold ist meist feinkörnig, und die Adern sollen weniger ergiebig sein als die Goldminen in Ostsibirien, bieten aber doch stellenweise eine große Ausbeute. Das Gold wird entweder an den Ufern der Flußläufe gefunden und dort durch Handbetrieb oder mit Maschinen gereinigt und ausgewaschen, oder es findet sich, wie zum Beispiel in der Umgegend von Zekaterinburg, in mehr oder minder ergiebigen Adern in den sandigen Heidewäldern oder in den Kiesböden am Rande mooriger Niederungen. Auch bergen viele Seen und Teiche der Umgegend Gold.

Natürlich beschäftigt sich ein großer Teil der Bevölkerung mit der Suche nach diesem teuren Metall. Bauern ziehen überall in den Heiden umher, graben planlos hier und da tiefe Gruben und Kanäle in den Boden und lassen, in der Hoffnung, schnell und mühelos zu großem Reichtum zu gelangen, ihre Felder brach liegen. Die Folgen dieser Goldsucherei bleiben natürlich, wie ich schon darlegte, nicht aus; denn nur in den allerfeltesten Fällen gelingt es dem einen oder anderen, den großen Wurf zu tun und so viel Gold zu finden, daß er wirklich den Tagelohn bei seiner Arbeit gewinnt. Die meisten aber kommen ins Elend. Nur ganz wenige haben das Glück, auf eine größere Goldader zu stoßen und werden dann allerdings in kurzer Zeit reich.

So lernte ich auf meiner Reise in den östlichen Ural einen Herrn kennen, dessen Vater einfacher Kleinbauer gewesen war, durch Zufall aber eine Goldader entdeckt hatte und in wenigen Jahren

ein Vermögen von mehreren Millionen erworben hatte. Den Grund und Boden hatte er angekauft und allmählich einen großen Goldwäschereibetrieb eingerichtet. Seine drei Söhne setzen noch heute das Geschäft fort und gewinnen alljährlich je vier bis fünf Pud reinen Goldes. Das Pud (16 kg) wird von der Regierung mit 18 000 Rubeln bezahlt. Sämtliches Gold muß an die Regierung abgeliefert werden; es anderweitig zu verkaufen, ist bei strengen Strafen verboten, es kommen aber auch hier Unregelmäßigkeiten seitens der Angestellten und Arbeiter vor. Diesen gelingt es trotz strengster Aufsicht, stets mehr oder weniger Gold beiseite zu schaffen. In größeren Dörfern und kleineren Städten finden sich Hehler, die sich meistens unter der Firma eines Zahnarztes oder Heilgehilfen niedergelassen haben. Natürlich gelingt es nur selten, solche Unterschleife aufzudecken, und der heimliche Goldhandel nimmt nach wie vor seinen Fortgang.

Der sibirische Ural erinnert in vieler Hinsicht an die Goldländer Amerikas. Es entstehen Ansiedelungen, ja selbst kleine Städte in verblüffend kurzer Zeit, ganze Fabrikorte wachsen wie Pilze aus dem Boden. Besonders ist dies der Fall in Gegenden, wo Eisenerze in größerer Menge vorhanden sind. Die Erzlager liegen gewöhnlich fast zutage oder nur wenige Fuß unter der Erdoberfläche, sind daher sehr leicht auszubeuten. Sobald ein ergiebiges Lager entdeckt ist, entstehen sofort Schmelzöfen, Hammerwerke und Fabriken, um häufig schon wieder nach kurzer Zeit den Betrieb einzustellen. Die verhältnismäßig hohen Löhne, die weite Abfuhr zur Bahn und die enormen Entfernungen mögen daran schuld sein; auch hat der Russe sehr viel Feiertage und ist überhaupt arbeitscheu. Daher kann sich ein Betrieb nur rentieren, wenn die Arbeit in Afford gegeben wird, darauf läßt sich aber der Russe nur ungern ein. Auch werden sehr viele Unternehmungen auf höchst leichtfertige Art geschaffen — das Gründertum steht im Ural in höchster Blüte, überall in den Bergen findet man verlassene Erzgruben, leerstehende große Fabrikgebäude, Ruinen ohne Fenster und Dach, deren Aufbau einst Unsummen verschlungen haben mag.

Mehrere solcher Erzgießereien und Kupferwerke liegen in der Umgegend von Bogosłowst, manchmal zwei oder drei Tage-



reisen von der nächsten Eisenbahnstation entfernt. Eine vollständige Ruinenstadt befindet sich an der Bahnstrecke Zekaterinburg—Tjumen, dicht beim Dorfe Jstok. Dort wurde vor fünfundzwanzig Jahren ein Aktienunternehmen gegründet, um Stearinkerzen zu fabrizieren. Nach etwa halbjährigem Betriebe wurde die Arbeit eingestellt, die Unternehmer waren ihr Geld los. Heute stehen die riesigen massiven Steingebäude leer und verlassen da, ein ganzes Dorf hübscher kleiner Arbeiterwohnungen, villenartige Gebäude, Landhäuser und Ställe stehen leer und sind dem Verfall preisgegeben. Die Blechdächer sind verbogen, verrostet und durchlöchert, Decken und Dielen verfault, die Fensterscheiben eingeschlagen, die Treppen eingestürzt. Diese Siedelungen sind nun res nullius — herrenloses Gut! Es fällt auch niemandem ein, diese Gebäude zu reparieren und zu beziehen oder aus ihrem Material andere herzustellen, trotzdem in der Gegend Holzmaterial teuer ist und die Bauern zum Teil in den ärmlichsten Katen wohnen müssen. Neben dieser verfallenen Fabrik befindet sich eine verlassene Goldwäscherei, deren Besitzer den Betrieb aber aus Bequemlichkeit eingestellt hat und sie unbenutzt als totes Kapital liegen läßt. Überhaupt fehlt es dem Russen an Energie und Unternehmungsgeist, so lange er einigermaßen satt zu essen hat. Es sind daher viele der besten Goldadern und -wäschereien in englischem Besitz, auch befinden sich günstig gelegene Erzgruben, Hochöfen und Fabriken größtenteils in deutschen, schwedischen und englischen Händen.

Die Arbeiterbevölkerung rekrutiert sich nur zum Teil aus Einheimischen, fremde Elemente sind in Menge vertreten. Diese Einwanderer und entlassenen Sträflinge haben natürlich nicht den besten Geist in jene Gebirgsdörfer hineingetragen, auch beginnt sich in den fernsten Winkeln des Ural schon jetzt die Sozialdemokratie breit zu machen.

In manchen Gegenden werden viele Edelsteine gefunden. Besonders Schweden beschäftigen sich mit ihrer Gewinnung, aber auch französische Gesellschaften exportieren eine große Menge Edelsteine und Halbedelsteine, Rubinen, Aquamarine, Saphire, Amethysten, Chrysoptase, Topase, Alexandrite und andere. Die an Ort und Stelle gekauften Steine sind meist billig, doch möge davor gewarnt sein, Edelsteine von reisenden Verkäufern an den Eisenbahnstationen



und in den Restaurants und Hotels der Städte zu kaufen; es handelt sich hier meist um Doubletten oder Nachahmungen: „made in Germany“.

Die im Ural gefundene Kohle ist minderwertig. Sie gibt viel Rauch und wenig Hitze und wird daher zu industriellen Zwecken wenig gebraucht, doch heizen die Züge auf den Bahnstrecken Tscheljabinsk—Samara, Zekaterinburg—Perm mit diesem Material.

Die Industrie des Ural liegt insofge der Schwierigkeiten, die die russische Regierung ausländischen Unternehmern bereitet hat und teilweise noch bereitet, und der Indolenz der Russen selbst noch sehr im argen. Die Gewehrfabriken liefern gänzlich minderwertiges Material, schwere, plumpe, schlecht schießende Waffen, die Maschinenfabriken schlecht funktionierende Maschinen, meist veralteten Modells. Eine Ausnahme macht die von der russischen Regierung eingerichtete Schiffbauwerft, die für den Verkehr auf den großen sibirischen Flüssen schöne, elegante Dampfer mit guten Maschinen baut.

So sicher die Landstraßen im eigentlichen Sibirien, so unsicher sind sie in der Industriegegend des Ural. Die Fabrikbevölkerung ist verroht und dem Trunke ergeben, Anrempelungen und Raubüberfälle sind alltäglich. So wurde ein Goldgrubenbesitzer in der Umgegend Zekaterinburgs vor längeren Jahren ermordet. Dieser, ein Deutscher, muß ein ganz verschrobener Geselle gewesen sein, denn er hatte den ganzen Goldbetrag dreier Jahre, sechs Pud, in Säcken unter seinem Bette stehen. Natürlich fand man ihn eines schönen Tages mit eingeschlagenem Schädel, die Wohnung geplündert und das Gold geraubt. — Eine förmliche Festung stellt der Besitz der Gebrüder Käsánow dar, soviel Zäune umgeben das große Gehöft. Überall bellen wütende Hunde, alle Tore sind verschlossen und verammelt, die Besitzer selbst und ihre Angestellten bis an die Zähne bewaffnet.

Welch eine Quelle des Reichtums würde der Ural in deutschen, englischen oder amerikanischen Händen darstellen! So aber wird wohl noch viel Wasser den Irtysh und die Wolga hinabfließen, ehe die dortige Industrie eine Höhe erreicht haben wird, die sich mit der westeuropäischen oder amerikanischen vergleichen läßt.



## Als ich wiederkam . . .

Die Nachrichten, mit denen mich mein alter Jäger Atnaschëin bei meiner Wiederkehr im Herbst 1913 empfing, lauteten trostlos: Es hatte den ganzen Herbst über geschneit, und von der Zeit meiner Abreise bis um „Heilige drei Könige“ war fast ununterbrochenes Schneegestöber und Stüwmwetter gewesen. Er und sein Sohn hätten den ganzen Winter über nicht jagen können, auch seien die Wege derart verweht gewesen, daß die Leute nur einigemale mit Eisen und Blech von der Fabrik nach Zekaterinburg hätten fahren können — der Verdienst im Winter war also sehr gering gewesen, und man hatte sich schlecht und recht durchschlagen müssen. Auch die Fallenstellerei hätte nichts eingebracht, erzählte Atnaschëin: hätte man ein paar Eisen auf Wölfe oder Luchs ausgestellt, so sei alles in wenigen Stunden so tief verschneit gewesen, daß an Erfolg nicht zu denken war. So hätte er den ganzen langen Winter über nur einen Luchs gefangen, und auch die Ausbeute der Eichhörchenjagd sei kläglich gewesen. Der Schnee hätte im Walde bis  $1\frac{1}{2}$  Arschin (über  $1\frac{1}{2}$  m) gelegen, stellenweise noch höher. Ganze Karawanen seien in den Schneestürmen umgekommen, so seien unter anderen etwa 20 Bauern aus einem Dorfe bei Berch-Issët mit allen Pferden zugrunde gegangen. — Im März habe es Tauwetter und darauffolgenden Frost gegeben. Da habe sich eine harte Schneekruste gebildet, und was an Rehen nicht im tiefen Winter verhungert oder von Wölfen gefressen sei, hätten Bauern und Hunde im Frühjahr umgebracht . . . Einige der Leute hätten das Wild duzendweise geschlachtet: auf Schneeschuhen die ermatteten Tiere gehehrt, bis sich die Decke von den Läusen schälte, mit Hunden im Walde tagelang herumgetobt, bis tatsächlich fast alle Rehe erledigt waren! Die Buschwächter hätten aus Furcht vor den Leuten keine Reviergänge gemacht — nur, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, eine Schandtät zu Protokoll und zur Anzeige bringen zu müssen,

der Oberförster läße ohnehin nur hinter Ofen und Samowár, und die Gerichte — nun, deren „Schärfe“ in solchen Dingen sei ja bekannt.

Mohrenelement! Erst in Berlin in den falschen Zug gestiegen: keine Schnellzugsverbindung von Wirballen aus, fünf Stunden in Wilna gegessen. — Dann in Petersburg durch falschen Bericht des Portiers im Hotel — wieder in den falschen Zug: elf Stunden in Wólogda! Und nun -- kein Wild! Wirklich reizend! Na, also, Atnaschéin erzählt weiter: Er habe schließlich, als er eingesehen hätte, daß Beamte und Polizei nichts unternahmen, den einen der Hauptschlächter angezeigt. Dieser habe dann endlich — für etwa 40 getötete Rehe — drei Wochen zu sitzen gekriegt. Dafür sei ihm aber „Péstrnja“, der eine seiner Hunde, von den Halunken mit Schrot gespißt worden — noch heute lahme er und könne fast nur noch Schritt laufen. Er selbst habe bei einer Hochzeitskneiperei von einigen jungen Kerlen solche Prügel mit Knütteln bekommen, daß er wochenlang lahm gewesen und seine linke Hand heute noch nicht in Ordnung sei . . . Ein Glück sei nur, daß wenig Elche geschossen worden seien: man wisse bloß von vier Stück; der Täter sei bestraft worden.

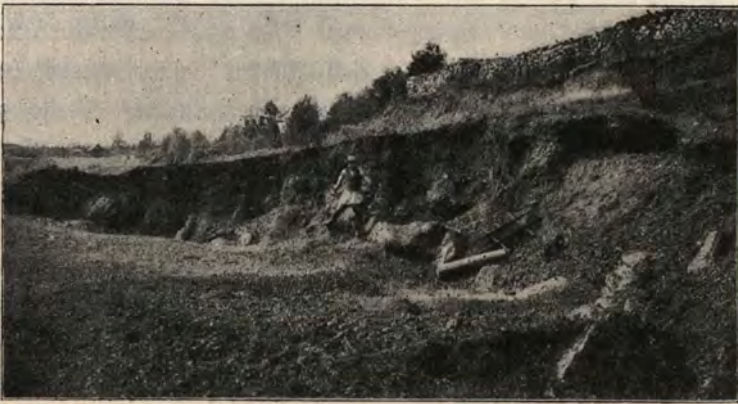
Also wenigstens ein Lichtblick! Aber — zu früh sei ich gekommen, meinte der Alte, viel zu früh. — Na, das kennt man schon: entweder kommt man zu spät oder zu früh. Da ist mir schon letzteres lieber. —

Mit gemischten Gefühlen suchte ich mein Lager, einen Strohsack auf dem Fußboden, auf. Wenigstens gab's keine Schaben mehr, auch die Wanzen ließen mich einigermaßen in Ruhe — und so schlief ich ganz schön. Auf der Dorfstraße gröhkte noch ein von Mütterchen Wódka Übermannter, eine Harmonika quiekte, grunzte und schnarchte, ein Mädél freischte, und hin und wieder kläffte ein Hund auf dem Hofe . . .

Die Angaben Atnaschéins sollten leider voll bestätigt werden: Rehe waren, soweit man durch die Wälder streifte, nicht zu sehen. Wo waren die reichen, zu Hunderten zählenden Stände geblieben? Vernichtet durch das grausamste Raubtier, den russischen Bauern, den ewigen Hungerleider, den Genossen des Wolfes . . . Das Wildbret ist im Frühjahr hart, mager, trocken und fast schwarz, die Decke



schlecht; und doch morden die Bauern erbarmungslos die armen Rehe. Zu träge, um ihre Äcker gut zu bestellen und Vorräte zu sammeln, unlustig zu jeder Arbeit, versoffen und roh, hat sich der Bauer zu einem richtigen Briganten entwickelt. Diese Eigenschaften werden noch durch die Sentimentalität der russischen Gesellschaft, die im Bauern den „Armen“ und „vom Glück Enterbten“ sieht, durch die ewigen Unterstützungen der Regierung und — nicht zuletzt — durch das elende „Branntweinmonopol“, d. h. den Flaschenverkauf und den dadurch bedingten Straßensuff gefördert. Man fürchtet den Bauern, sucht ihn durch Milde und Almosen bei guter Laune zu



Erzgrube.

halten, damit in seinen Kreisen keine revolutionären Umtriebe Gehör fänden. Und vergißt dabei, daß man mit diesen Maßnahmen das Land demokratisiert, ein arbeitscheues, indolentes Proletariat schafft.

In welchem Lande der Welt wäre es möglich, daß alljährlich vielerorts der Bauer von der Regierung gefüttert werden muß, außer in Rußland! Der „Nährstand“, der in anderen Ländern das ganze Volk versorgt? In welchem Lande wäre es erhört, daß der Bauer, statt hinter Pflug und Egge zu gehen, wochen- und monatelang im Walde herumstreunt? Man fürchtet den Bauern, dies künstlich verrottete Landproletariat, man hat, trotz „Selbstherrschaft“ und papierener „Allgewalt“ der Beamtschaft, des „Tschin“, nicht die geringste Macht! Wer hier in Deutschland das Geschwäh

der liberalen Presse liest, ohne die Verhältnisse zu kennen, wer die tendenziösen, absichtlich gefärbten, erlogenen Berichte gewisser Skribenten in gewissen Zeitungen über „russische Beamtenwillkür“, „Nöte des kleinen Mannes und der Bauern“ aufgetischt bekommt, würde höchstlich erstaunt sein, wenn er mal in die Lage käme, die Verhältnisse an Ort und Stelle zu studieren! Er würde sehen, daß es mit der Macht des Gesetzes und der Behörden verdammt wenig auf sich hat, daß der „kleine Mann“ und der Bauer auf Erlasse und Gesetze pfeifen! „Bog wyissokó — Zar delikó!“ („Gott ist hoch — der Zar ist weit“) gilt eben nicht nur für die Ostmarken Sibiriens und für die tiefen Taschen und schmierigen Finger gewisser Beamten, deren Hungerlohn zum Notwendigsten nicht reicht. „Willkür“ und „Übergriffe“, „Parteilichkeit“, „Bestechlichkeit“ und andere (gewiß nicht abzuleugnende) Übelstände werden in der Presse gezeihelt und übertrieben, den Haupttreibschaden aber erkennt man nicht: Die Machtlosigkeit der Behörden, die zu Untätigkeit und schwächlichem Lawieren verurteilt! Die Sentimentalität und Humanitätsduselei, die nicht nur bei uns wahre Orgien in „Sozialpolitik“: „Fürsorge“, „Mutterschutz“ und „Arbeitslosenversicherung“ (Faulpelzdurchfütterung und Heranzüchtung von „Tramps“ und Pennbrüdern), feiert, sondern noch viel, viel mehr in Rußland, dem „Lande der Knute“. Schade nur, daß diese Knute schon längst am Nagel hängt und nur mal gelegentlich hervorgeholt wird, um Banden wüster Raubgesellen und Mörder auseinanderzutreiben, jener Raubtiere, für die die liberale Presse „Menschenrechte“ verlangt und für die sie ein so warmes Mitgefühl hat — hüben wie drüben. . . . Similes pro similibus. . . .

Haufenweise ziehen die Arbeitscheuen bettelnd und stehlend durchs Land, den Bettelsack auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand, klopfen an die Fenster der Bauern, bekreuzen sich, murmeln Gebete. Dann gibt der Bauer wie der Beamte, der Pope wie der Handwerker: er weiß genau, daß sich sonst Gebet und Segenswunsch des „Bosjak“ in Flüche und greuliche Beschimpfungen verwandeln, der „rote Hahn“ und die Messerklinge drohen! Er gibt und zahlt,



jahraus, jahrein den schweren Tribut, diese Steuer der erzwungenen Wohltätigkeit! Und die Zahl der „Tramps“, gesunder, kräftiger Arbeitsscheuer, mehrt sich von Jahr zu Jahr. Machtlos sieht die Regierung zu. Sie zuckt die Achseln, wenn der Bauer sein eigenes Land brach liegen läßt und fremdes — expropriert! Ein Beispiel: Die Bauern von Káschino bearbeiten seit etwa 7 Jahren große (ca. 200 Morgen) Flächen im Walde von Snyssért (der Snyssérter Gruben- und Eisenwerkgesellschaft gehörig), die sie eigens zu diesem Zwecke abgeholt haben — ohne geringste Entschädigung. Ihr eigenes, reichlich bemessenes, sehr gutes Land liegt brach. Man hat sich eben nicht die Mühe genommen, es zu düngen und gut zu bestellen: es ist ausgezogen. Nun muß fremdes Eigentum herhalten. Der Oberförster will die Schläge neu aufforsten: die Arbeiter werden verjagt, er selbst mit dem Tode bedroht. Man holt Polizei — die Bauern lachen. Man holt den „Sémski Natschálnik“ — die Bauern lachen. Jahr für Jahr dasselbe. Papier wird verschrieben, Tinte zu „Protokollen“ verspricht — die Bauern pflügen, säen, ernten ruhig weiter . . . Beamtenwillkür? Knechtung? Jeder sehe und mache sich seinen Vers selbst. — Genau dasselbe ist mit der Jagd: Der Aufseher wagt keine Anzeige zu erstatten. Der Richter hat Mitleid mit dem „armen, hungrigen Bauern“, die öffentliche Meinung schweigt. — „Nitschewó.“ So sind in einem einzigen Winter die Rehstände von Káschino und Snyssért bis auf elende Reste zusammengeschmolzen, der Rehstand von Werch-Issét bis auf etwa zehn Stück vernichtet, der im Nische-Issét'schen Forst fast ganz ausgerieben, der von Bersowow und Istól nur dadurch einigermaßen erhalten worden, daß die Gebrüder Kásánow (Istól) etwa 80 Stück einfangen ließen und in einem großen Gatter unter ständiger Bewachung durchfütterten! Ich habe 1913 im Walde von Káschino und Snyssért während fünfwöchentlicher Jagd nur vier Rehe gesehen: zwei alte Kapitalböde, die ich, da unverhältnismäßig viele alte, starke Böde am Leben geblieben sind, beide schoß, und eine Ride mit Riž. Atnaschén hat im ganzen Jahre etwa zehn Rehe gesehen: darunter sieben starke Böde! Und das in einem Revier, in dem man voriges Jahr bei jeder kleinen Spazierfahrt dreißig und mehr



Rehe unmittelbar am Wege sah! Auch im Kreise Iſchím, in der Gegend von Barnaúl, Semipalátinsk, Kurgán, Almolinsk und im Altái soll viel Schnee im vorigen Winter gewesen sein, während er — wenigstens bis Weihnachten — im Gouvernement Tobólsk, nördlich der Linie Tjumén—Tára, fast gefehlt haben soll. Also gerade die Gegenden mit Rehen sind heimgesucht worden. — Noch ein paar solcher Jahre — und wir können unter die Existenz des *Cervus pygargus* einen dicken Strich machen. Denn daß die Verhältnisse sich ändern, ist kaum anzunehmen. Wehe dem Herrenjäger, der mal aus Versehen ein Elchtier oder eine Rinde schoß! Polizei, Buschwächter und Bauern werden hinter ihm her sein (schon etwaiger „Trinkgelber“ und Schweigegelder wegen), und das Gericht wird ihn „nach Recht und Gesetz“ verdonnern. Dem „bjédnyi mushík“, dem „armen Bauern“, gegenüber „höret aber die Liebe nimmer auf“. —

Noch mehr als die Berichte Atnaschéins betrückte mich, wie gesagt, der Augenschein. Die ersten Wege in der Taigá, die uns wieder auf altbekannte Plätze brachten, verliefen gänzlich resultatlos. Überall Spuren von Wölfen, hin und wieder die Losung eines Bären, ein einsamer Auerhahn auf einer Einzeltiefer, ein paar Enten im Tümpel, im Dickicht ein paar Birkhühner, und in den Baumkronen die ewig munteren, noch ganz fuchsfigen Eichhörnchen: das war alles. — Auch von Elchen nur alte Fährten, hin und wieder eine Fegestelle vom August her — kein Zeichen, daß Brunstplätze in der Nähe. Und wären die Tage nicht so sonnig und schön gewesen — man hätte melancholisch werden können: frühmorgens Ausritt, bergauf, bergab, um Moore und Wiesen herum, eine kurze Rast am Mittag, dann wieder im Sattel bis zum sinkenden Abend. Nachts kurze und schlechte Ruhe am Feuer oder in irgendeiner halbverfallenen Hütte, Myriaden von Mücken und Schnaken, die sich des warmen Nachsommers freuten und uns mit Beharrlichkeit quälten, und als Nahrung Brot, Tee und mal ein am Spieß geröstetes Haselhuhn oder Birkhuhn. Nachher die kurze Pfeife, Jagdgeschichten, Gespenstermärchen: so läuft das Leben des Urwaldjägers, wenn es ihm nicht gelang, den Standort des Wildes aufzuspüren. — Aber — es hat seine Reize. Denn — mag man zur Zeit schimpfen und



fluchen und mit dem Schicksal hadern — in der Erinnerung sind die Bilder schön, und keinen Tag der Mühsal und Plage möchte man missen, ausgetilgt sehen, keine Minute gestrichen haben aus diesem Leben. — Es mag das Gefühl der unumschränkten Freiheit in erster Linie sein, das dem geborenen Herrenmenschen dies Leben voller Entbehrungen und Romantik begehrenswert macht, in zweiter Linie das Gefühl der eigenen Mannhaftigkeit. Auch die Schönheit der Natur, die Stille und Erhabenheit der geheimnisvollen, gigantischen Wälder, die bunten, satten Farben des nordischen Herbstes, das Kleinleben in Moor, Gestein und Waldgewirr. Das sind — trotz mangelhafter Sauberkeit, trotz mehr denn einfacher Kost, trotz kaum menschenwürdiger Asyle, Höhen des Lebens, klare, reine Gipfel, die die Seele schwingen lassen, nichts Niedriges, Gemeines neben sich dulden . . .

Eines Tages erreichten wir große Kohlenmeiler im Walde, die hier aus Ziegelsteinen — in der Art von Ziegeleisfen — gebaut waren und nun auf die Holzfüllung warteten. Diese Meileröfen sind sehr sinnreich gebaut und sollen die Kohle viel besser „gar“ werden lassen als gewöhnliche, aufgeschüttete Meiler. Wir fanden noch Maurer und Zimmerleute beschäftigt, eine ganze Menge Menschen. Ein merkwürdiger Anblick mitten im Urwalde! Wie lange noch — und hier hat sich aus einem „Lumbercamp“ ein Dorf entwickelt, Wege werden gebaut, Brücken über das Flüsschen, und — mit der Waldherrlichkeit ist's zu Ende!

Die Leute empfingen uns freundlich, und bald waren wir im Gespräch. Der eine berichtete eine höchst abenteuerliche Geschichte: er hätte vor ein paar Tagen ein furchtbares Gebrüll im Walde gehört, der Sache aber keine Bedeutung beigemessen. (D. h. er hatte Angst gehabt und war deshalb nicht hingegangen.) Zwei Tage später sei er den Waldweg entlang gegangen und hätte am Fuße einer großen Kiefer den bereits etwas anbrüchigen Kadaver eines ziemlich starken Bären gefunden. Der Baum wies bis in ziemliche Höhe Kratzspuren auf, der Bär sei also hinaufgeklettert und dann herabgefallen, um zu verenden. — Er habe dem Bären die Haut abgestreift, sie sei aber verdorben. — Richtig fanden wir den Baum

und die Kratzspuren, auch einige Knochen: die Hauptsache hatten Wölfe, auf deren Losung und Fährten wir stießen, weggeschleppt. — Was mag den Bären veranlaßt haben, auf den Baum zu klettern und woran ist er verendet? Eine rätselhafte Sache. Atnaschén meint, der Bär habe irgend welche Schmerzen gehabt und sei dann beim Klettern vom Schlage getroffen worden. — Mag sein.

Also der Bär war vor Schmerz „die Wände hoch gegangen“. Auch wir waren nahe daran, denn wir fanden kein Wild, soviel wir uns auch mühten. Ein paar Haselhühner, das war alles. Wir zogen daher weiter. Über Wiesen und Blänken führte der Weg, an Mooren vorbei, bergan, bergab, durch prachtvolle Schluchten, über rauschende Bäche.

Als unser Wagen an einem großen, mit Espen bestandenen Berge entlang rumpelt, geben die Hunde plötzlich Hals. Im Augenblick ist der Wagen angehalten, Gewehre und Patronen hervorgezogen, und hinauf geht's die steile Höhe. Immer lauter, immer deutlicher der Hals. Elch? Bär? Dort, hinter der Dickung schallt's . . . Geröll, Felsgewirr. Mühselig der Anstieg. Das Herz hämmert, die Pulse fliegen. — Da — ein Hund: „Wérnyj“ — dort der zweite, der alte „Málka“, und halb unter Steinen die buschige Rute des dritten, „Péstryias“.

Nanu? Dies Geheul, Gekläff — und kein Wild? Richtig — jetzt verschwindet auch „Málka“ mit dem halben Körper: Dachse werden's sein, die dort unter der Felsplatte sitzen, oder gar ein Luchs oder Jerf? Dumpfes Murren da unten. Und im Dunkel der Höhle zwei grünlich leuchtende Punkte: für Luchs zu klein, also Dachs — denn der Bielfraß ist hier selten, wie Atnaschén sagt. Wie aber ihrer habhaft werden? Zu Hause schon ich gern den braven Schmalzmann, unseren letzten „Bären“, so einen sibirischen Dachs muß ich aber haben — schon aus zoologischem Interesse, und dann für meine Frau, zu einem kleinen Vorleger . . . Aber wie? Daß dies Gekläffe zu nichts führen kann, ist klar. Also weg mit den Kötern, wenigstens von einem Schließloch! Und dann Kriegsrat. Ich erinnere mich, einmal in irgendeiner Jagdzeitung gelesen zu haben, man solle verklüftete Füchse und Dachse lebend in seine



Gewalt bekommen können, wenn man eine lange Rute vorn ein-  
kerbt, die Spitze gegen den Dachs drückt und nun dreht, bis sich  
das Haar herumgewidelt hätte. Sm. Klingt „lateinisch“: dicunt,  
probatum esse . . . Ein Versuch kann nicht schaden. Und lebend:  
famos! Zahme, oder doch halbzahme Dachsje sind drollig, das weiß  
ich aus Erfahrung. Und nun gar einen lebenden, vielleicht sogar  
einigermaßen gezähmten, sibirischen Dachs zu haben . . .



Sibirischer Dachs.

„Murr“, gehts da unten, als die lange Rute hineingeschoben  
wird. Uha! Hier ist was Weiches . . . Drehen. Drehen. Ziehen.  
Schwupp! die Rute fliegt zurück . . . Kein Dachs daran — aber  
graues Haar. — Nochmal. Und noch einmal . . . Vergebens.  
Jetzt ist die Rute aber zerbissen. „Murr.“ Nichts zu machen. Also  
die Hunde angebunden, Feuer von der anderen Seite unter den  
Stein. Astwerk, Genadel, Gras. Pffft! ein Zündholz. Großer  
Qualm . . .

Da fliegt die Büchsflinte an den Kopf: mit unglaublicher Geschwindigkeit verläßt ein Dachs die Öffnung! Als es knallt, wälzt er sich um, zuckt, zappelt und wird von den Hunden, die sich im Tumult losgerissen haben, gebeutelt. Mit ein paar Sägen sind wir da, die Gerte schwirrt, ein derber Stiefel fährt dazwischen — unsere Beute ist vor Vernichtung gerettet. Als ich mich umdrehe, sehe ich gerade noch einen zweiten Dachs über dem Felsen verschwinden — und ehe die neue Patrone im Gewehr ist, ist die Bildfläche leer! Die Hunde jagen den Dachs noch eine Weile — dann ist's still: Grimbart hat sich in den Hauptbau gerettet. —

Der erlegte Dachs ist gering: ein junger. Scheint aber verhältnismäßig überhaupt geringer zu sein als unser europäischer. Atnaschëin meint, Gewichte über 25 bis 28 Pfund russisch seien selten (20—22 Pfd. deutsch), er habe bloß einmal, im Herbst, einen alten Dachs von fast 30 Pfund erlegt. Da sind doch die europäischen im Durchschnitt stärker: Gewichte von 40 Pfund und mehr sind in Livland nicht selten, und der einzige, von mir bisher erlegte, sehr starke nordlivländische Dachs wog 56 Pfund russisch = ca. 45 Pfd. deutsch. Auch scheint mir die Färbung des sibirischen Daches dunkler, lebhafter gestreift, der Pürzel länger. Merkwürdig, daß die Hunde den abgeschärften Dachs verschmähten, während sie Bärenfleisch gern fressen. Erst, als wir einige Wochen später wieder zu unserem Lagerplatz kamen, entschloß sich „Malka“, das Was zu verspeisen. Die in der Gegend umherstreichenden zahlreichen Wölfe hatten den Kadaver nicht angerührt, wohl aber das Fleisch des Bären, den ich gleichfalls in dieser Gegend erlegte, und den wir an demselben Lagerplatz abgeschärft hatten, bis auf wenige kleine Knochenreste aufgefressen. —

Auf einer herrlichen Waldwiese das Lager: unser Zelt, ein paar Pflöcke, unser Gaul am Wagen angebunden, die Hunde daneben im Heu. Im Heu, das der Urwaldjäger rücksichtslos nimmt, wo er es findet: aus der Scheune, vom Schober. „Waldufance.“ Kein Mensch kümmert sich drum: der Jäger sieht's für sein gutes Recht an: Heu und Holz sind frei, wie Luft und Wasser. Basta. Beweis: Flintenkolben. Er muß doch seine Pferde füttern, nicht wahr? Und muß doch ein weiches Lager haben! Na, also. Der Bauer



hat sich daran gewöhnt — und schließlich: es ist ja so viel Heu vorhanden; gar nicht zu gebrauchen . . . Der Abend sinkt, über dem Feuer hängt der Kessel: Erbswurst von Knorr mit Speck, eine Kost für Jäger und Touristen, wie's keine zweite gibt. Daneben der brodelnde Teekessel, im Zelt alles zur Mahlzeit bereit: Aluminiumteller, Löffel und Gabel aus demselben Metall, das blankte Weidmesser, der blecherne Trinkbecher. Im Sack das große Weißbrot, Salz und Zucker: Herzliebchen, was willst du noch mehr?

Aber — die Schnaken und Mücken! Wer den nordischen Urwald nicht kennt, macht sich keinen Begriff von der Plage, der der Jäger — selbst zu Herbstbeginn noch — dort ausgefetzt ist! Das summt und singt die ganze Nacht, das sticht und krabbelst, daß Schlaf und Ruhe dahin. Man verzweifelt, man möchte weinen vor ohnmächtiger Wut! Da hilft kein Tabaksqualm, kein Scheuchen, kein Schleier, Nesselöl ist eine Spielerei, Pfefferminzöl schafft nur für Minuten Ruhe und treibt uns die Zähren in die Augen. Bleibt als einziges Mittel, das Feuer über Wind anzulegen. Und doch wird man gequält, dazu muß man husten und niesen. — Jede Medaille hat eben ihre Rehrseite. Auch der Jäger hat seine Lust teuer zu büßen . . .

Endlich hat uns die Müdigkeit übermannt. Trotz Mückenplage und Schnakennot schlafen wir, dicht eingewickelt, verummmt, vom Rauch umschwelt.

Plötzlich fahre ich auf: irgendein Geräusch muß mich geweckt haben . . . Zitternd, knurrend drängen sich die Hunde ins Zelt — das Feuer ist fast heruntergebrannt, am Wagen schnaubt und stampft der Gaul. —

Scheite, Rien, Blöcke auf die Kohlen — hoch sprühen die Funken . . .

Huh — uuuuh — huuuuuuüüüü!

Auch der Jäger fährt auf: „Wölfe!“ Wieder beginnt der tiefe Baß: Uhh — uuh uuuuuuh! Und dann ein Klaffen und Jassen und Gellen, als wäre die Hölle im Walde: Jeff, jaff, jed, jed, huuuuuuüüüüü! hauuuuuuuüüüü! Hauuuuu! Der Junge zittert vor Angst, Atnaschein und ich greifen nach den Gewehren

— keine fünfzig Schritt weit können die Bestien sein. Alte und Junge: eine ganze „Lucht“, oder gar eine „Kotte“. Fünfzehn Stück sind's mindestens, die Kanailen. — Haben wohl Luft auf Hundefleisch oder Pferdeschinken . . . „Paß gut auf — ich mache ein hohes Feuer.“ Schloßweiß lodert die prasselnde Flamme. Finster der Wald — bloß die nächsten Büsche leuchten rot und gelb. „Cholera, Pest, schwarze Blattern über sie,“ flucht Atnaschöin. „Das gibt heut' nacht keine ruhige Stunde! Noch neulich haben die ‚Grauen‘ am Goldsucherlager da drüben einen Gaul gerissen — keine hundert Schritte von den Zelten. Und zwanzig Mann leben da! An der ‚oberen Fabrik‘ haben sie neulich ein halbes Duzend Schafe im Dorf gerissen. Die Cholera über sie!“

Huhuuuuuuüüü, jauauüüüü! — Jetzt klingt's etwas weiter, drüben, im Hochholz am Flükchen . . .

Dann wird's still: die Wölfe sind fort. Trotzdem unterhalten wir die ganze Nacht über großes Feuer. Der Bande ist nie zu trauen . . . Warum sie nur so heulen mögen? Sie werden satt davon, meint der alte Jäger. — Wochenlang nährten sie sich von Wasser und Wind . . . Und von Geheul. —

Ich unterließ es, zu widersprechen. Weshalb aber dies Geheul? Auch Freiherr v. Dungern, der Maralsjäger vom Tienschan, wirft diese Frage in „Wild und Hund“ 1913 auf. Ich kann es mir nur so erklären, daß die Wölfe, die doch viel im hohen Grase jagen, auf diese Art sich drückendes Wild aufjagen und wohl auch sich gegenseitig zutreiben wollen. Sie versuchen vielleicht auch Hunde und Pferde auf diese Art flüchtig zu machen, um sie nachher weiter abseits zu reißen.

Endlich dämmert der Morgen. Unsere Augen schmerzen, das Gesicht brennt. Müdigkeit in den Gliedern, brechen wir zur Jagd auf. Es ist ein schwerer Weg, den wir ziehen: Gestein, das die Füße drückt, Morast und tiefes Moos, dann sumpfige Wiesen mit gürtel-hohem Gras. Unsere Moccassins („obátki“) sind durchweicht, jeder Schritt quatscht, nur schwer läßt sich hirschen. Die Hunde sind Gott weiß wo. Schnüffeln irgendwo im Didiacht, suchen auf dem Moore nach Fährten. Blutrot geht die Sonne auf. Hinter den gelben



Moorkiefern blauen ferne Berge, glänzen und blinken Felsmassen. — Einige Birkhühner schwirren heraus, ein paar Bussarde kreisen im Blau, Schnepfen klatschen in die Höhe, schwanken durch die Wipfel, fallen wieder ein. Keine frische Elchfährte weit und breit: auch hier soll unsere Hoffnung zushanden werden. Weiter durch das taunasse Gras. Dann bergan, bergab, über Schutt und Steine, Moos und Windwurf. — Als die Sonne Mittag kündet, auf dem Waldwege heim. Überall Wolfsspuren auf dem Wege, Losung. Eine Schnepfe und ein paar Haselhühner werden zum Abendessen geschossen, ein Auerhahn mit der Büchse vom Wipfel der Lärche geholt. — „Naprásno máimssa“ (vergeblich lungern wir herum), meint der Jäger und spuckt aus.

Da ist mir's, als hörte ich Hundestimmen, drüben im Fichtenwalde, auf der Halbinsel des Moores. — Lauschend bleiben wir stehen. Richtig: lauter Hals! Nun geht's los, was Zeug und Leder halten wollen. Durch dick und dünn. Auf halbem Wege kommt uns „Málka“, der alte Elchhund, entgegen . . .

„Das kann kein Elch sein,“ meint der Jäger, „das ist was anderes, sonst wäre ‚Málka‘ nicht hier!“ — „Vielleicht Auerhühner.“ — Weiter geht's, langsamer. Was liegt an einem Auerhahn? — Hinüber über den Heiderücken — die Hundestimmen sind im Moor, im dichten Kiefernwuchs. Hinein ins Dickicht . . . Nichts zu sehen, so sehr wir uns biegen und bücken. Nur hin und wieder ein Huschen unter den dichten Büschen — Knacken und Knistern — dann erscheint ein Teil eines Hundekörpers auf den Bruchteil einer Sekunde . . .

So stehen wir und spähen, umsonst. Da faßt „Péstrya“ Mut. Er rennt ums Dickicht herum — wütender Hals — und, keine zehn Schritte von mir, entdede ich Kopf und Brust eines Bären! Im Augenblick ist die Büchse am Kopf, der Finger am Abzug . . .

Was nun folgte, war unbeschreiblich. Der Bär verschwand im Knall — durch die Kiefernbüsche sauste eine gelbgraue Masse auf uns zu! „Péstrya“ rennt laut jaulend gegen mich — ich strauchle, werfe mich zur Seite, falle in das hohe Porstkraut, im Fallen repetierend. — Keine zwei Schritte von mir poltert der Bär vorbei — ich sehe Atnaschein anlegen: der Bär bleibt mit hochgesträubtem



Rückenhaar stehen, gnatscht mit dem Gebiß, schnauft . . . Kein Knall — der Jäger zielt noch immer! Jetzt habe ich mich halb aufgerichtet — das Silberkorn zittert auf der gelben Haut des Bären — knad . . . Mit pfeifendem Aufschrauben polstert er davon!

Ich muß doch sagen, daß mir etwas wie ein Stein von der Seele fiel: die Situation war kritisch gewesen. Während ich mich aufrichte, flucht und schimpft der Jäger, weit hinten in der Heide klingt der Hals eines Hundes. Und nun des Rätsels Lösung: Atnaschén, mit dem Gebrauch hahnloser Gewehre nicht vertraut, hatte vergessen, die Sicherung zurückzuschieben und nun natürlich vergeblich am Abzuge gedrückt, dann aber, in seiner Verwirrung, verzweifelt nach aufziehbaren Hähnen gesucht! Ich aber hatte im Fallen und infolge der leicht erklärlichen Aufregung den Verschuß der Mauser nicht genügend zurückgezogen, dadurch war keine neue Patrone in die Kammer gekommen, und ich hatte das leere Gewehr abgeschossen. —

Der ganze Vorgang spielte sich so schnell ab, daß mir die Gefahr erst nachträglich bewußt wurde. Man denkt in solchen Situationen riesig schnell, überlegt und handelt fast im gleichen Augenblick. Daneben die Vorstellung, daß nun die Lage da sei, die man so oft schildern gehört, der man noch immer entgangen . . . Es ist nicht Furcht, was man in solchem Augenblick empfindet — nur eine Art Neugier: „Was kommt nun?“ Oder: „Aha, so ist's also!“ Der Schreck kommt erst nachher. —

Atnaschén fluchte und jammerte noch, als ich schon längst konstatiert hatte, daß der Bär, der uns in so heikle Situation gebracht hatte, kerngesund fortgeschlüchtet war. Sollte ich wirklich — auf zehn Schritt — vorbeigehauen haben? Da fällt mir auf, daß „Málka“ mit gesträubtem Rückenhaar noch immer vor dem Busch steht und knurrt. Auch drinnen im Didiicht regt sich's: ein Hund murr, japp, kläfft . . .

Noch ein paar Schritt vor: ein gelblicher Fleck — Haar — und — ein Bärenkopf! Ein zweiter Bär! In seine Keulen hat sich „Wérnyi“ verbissen, er versucht hochzukommen, sinkt zurück . . . Dann, als er mich eräugt, klagt er laut. Schnell ist der Fangschuß



aus dem Lauf — die helle Masse sinkt in sich zusammen, rot strömt's aus dem offenen Fang . . .

Die Freude über den Erlegten wird gedämpft durch den Gedanken an die versäumte Doublette. — Unerfättlich ist der Mensch. Und wir hätten doch, als wir wieder vor dem Zelt saßen, Müden scheuchten und Tee tranken, froh sein können, so gut weggekommen zu sein . . .

Die Epen am Berghange prunken in purpurnem Rot, die Birken leuchten golden, die Nadeln der Lärchen sind bunt: gelb, braun und grün, mit violetterm Schimmer. Für ein Künstlerauge kann's keinen herrlicheren Anblick geben als solche Orgie in Farben, wie sie der Urwald im Ural und in Westsibirien bietet. — Da sind alle Farben, vom blutigsten Rot bis zum saftigsten Schwarzgrün, vom feinsten Violett bis zum goldigsten Gelb, von Hellgrün bis zu Kastanienbraun, weißleuchtende Stämme zwischen roten und braunen, mattgrauen und schwarzgrünlichen, feuerrotes Buschholz neben gelbem und dunklem. Und darüber der grünblaue, blasse Herbsthimmel mit seinem sonderbaren Flimmern und Leuchten, der weiße Reif an Spinnweben und Genadel, das Blitzen des Jungeises am Tümpelrande, blaugrauer Frosthauch auf den gelben, braunen, roten, violetten und mattgrünen Mooren! Und dann die Felsen und Schroffen im Sonnenlicht . . . Die dünne, durchsichtige Luft ist's, die dieses Glänzen und Leuchten begünstigt, die jeden Ton meilenweit trägt, die Brust des Jägers frei atmen läßt. — Balsamischer Duft von feuchter Erde, von dürrer und faulem Laub, würziger Hauch vom Nadelholz . . .

„Wot — Baron, die Luft ist rein und frisch? — Und kalt?“ — „Ja, rein und klar. Mir ist's immer, wenn ich von hier nach den Kulturgegenden Westeuropas zurückkehre, als halte mir jemand die Kehle zu. Dunst, Staub und Rauch in der Luft, viel mehr als da unten, wo die Minen und Fabriken sind. Dort im Westen heizt man mit Steinkohle und Braunkohle, hier im Ural mit Holzkohle.“ — „Aber bei euch ist's warm . . .“ — „Ja — warm, kein rechter Winter, kein Schnee, keine Schlittenbahn im Winter.“ — „Bei euch möchte ich nicht leben . . .“ — „Man gewöhnt sich . . .“

— „Nein! Zuviel Ordnung und Polizei. Hier in Rußland macht man, was man will. Bei euch sind zu viel Menschen, zu strenge Gesetze, hier aber kann auch der Arme jagen . . .“ — „Wie lange noch, Zwán? Es dauert nur noch ein paar Jahre, dann habt ihr alles Wild ausgerottet.“ — „Es kommt neues.“ — „Woher? Überall wird geschossen, zu jeder Jahreszeit . . .“ — „Gott sorgt dafür!“ — „Ihr Russen seid große Kinder: glaubt, der liebe Herrgott hätte nicht anderes zu tun als für euch zu sorgen. Gewiß ist das nicht schön, daß es bei uns so weit gekommen ist, daß die Menschen aufeinandertreten, daß die Kultur so überhand genommen hat und nur noch Reiche die Pacht für gute Jagden und den Wildschaden bezahlen können, aber ist es nicht besser, es bleibt wenigstens auf diese Art der Wildstand erhalten, als wie hier, wo ein jeder, für ein paar Rubel jährlich, knallen und heßen kann?“ — „Gott gab das Wild für Arme und Reiche! Es ist unrecht, wenn reiche Leute die Jagden und Wälder pachten und den Armen verbieten, es zu jagen und zu essen . . .“ — „Glaubst du denn, daß der liebe Herrgott das Wild nur für den Menschen gemacht hat?“ — „Ja, Herr. So steht's in der Bibel . . .“

Immer dasselbe Lied. Auch dieser, sonst so einsichtige Mann, im Vergleich mit anderen russischen Bauern fast ein „Edelmannsch“ zu nennen, hat diese Menschenüberhebung im Blute sitzen, diesen „anthropocentrischen Größenwahn“, wie ihn Hädel nennt, ist befangen in der niedrigen Weltanschauung, die aus der alten Judentumreligion herausgeboren, noch heute von ewig blinden Priestern gepredigt wird: „Der Mensch ist zum Bilde Gottes geschaffen, kein Tier, nein: eine Art Halbgott! Alles auf der Welt ist ihm untertan, nur um seinetwillen geschaffen, von seiner Gnade abhängig.“ —

Grauen. Finsternis. Und das in dieser Herrlichkeit von Waldesduft und Farbenpracht. „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun . . .“

Endlich haben wir die Hütte wieder erreicht. Der Teekessel summt, die Suppe brodeln, mollige Wärme breitet sich aus. Gibt es etwas Schöneres, als nach beschwerlicher Jagd in einer warmen Hütte zu liegen, das Feuer knistern zu hören, in die zuckenden Flam-



men zu blinzeln und warmen Tee zu schlürfen? Man fühlt sich so geborgen, so heimisch. — Schon als Kind war's mir immer das Schönste, wenn abends der Kamin brannte und man sich Geschichten erzählte, oder wenn man morgens erwachte und der Ofen knisterte und knackte und breiten, rötlichen Schein ins Zimmer warf. Ein gut' Stück Poesie und Gemütlichkeit ist der neuen Generation genommen worden, ein gutes Stück Gefühlsleben — mit den alten Rachelöfen, Lampen und Kaminen, mit Herd und Samowar, Kaffeestrumpf und



Unser Lager und unsere Beute.

Großvaterpfeife. — Nüchtern ist die „neue Rasse“, diese rücksichtslos strebenden „smarten“ Menschen, dies Geschlecht ohne Tradition, ohne Gemüt und — ohne Geschmack. —

Die Warmwasserheizung in jenen fürchterlichen Röhren, die entsehlischen nachgemachten Kamine, jene „Errungenschaft“ eines gänzlich vernüchternen, „billigen“ Zeitalters, jener Talmigeneration von heute, sie bringen keine Gemütlichkeit, keine Seele ins Haus. Da gibt's kein Plaudern mehr am lodernnden Feuer, keinen Dämmer-schoppen im Familientreise. Da gibt's kein Neujahr mehr bei Sil-

vesterpunsch und Bleigießen, wie's einst des deutschen Kindes Freude: Man geht ins „fashionable“ Restaurant, speißt möglichst „ausgefallene“ Sachen, trinkt Sekt und stößt aufs neue — Geschäftsjahr an! Und wenn man schon — aus schüchternem Konservatismus oder aus pekuniären Gründen — inmitten der Fabrikmöbel und der „hochmodernen“ Stubeneinrichtung zu Hause bleibt und, aus irgend einer ganz unzeitgemäßen Gefühlsregung heraus, sich gar zum Bleigießen hinreißen läßt, so muß es nicht das grobe Metallstück tun wie einst, dann macht's ein Surrogat: schöne, kleine Figürchen, Kügelchen, die eingeschmolzen ein trauriges Klümpchen Zinn geben, und daneben, zum Ergötzen dieser „billigen“ Menschen, ein paar Papierstreifchen mit mehr oder minder läppiſchen Versen oder albernen Orakeln . . . Billig, diese „neue Kasse“, arm. Troß „technischer Errungenschaften, Pflasterkultur.“ Talmi, wie ihre Elektroamine, Grammophone und Möbel. Homines novi . . . Billig und gemüßlos, wie der platte, zynische Wiß ihrer Dichter. Hämischer Spott muß es heute tun, schlüpfrige Bilder müssen die Entneroten aufreizen. Und schon den Kindern werden „Humoristische Bilderbücher“ in die Händchen gedrückt, die auf Kunst und Gemüt keinen Anspruch erheben können, dafür aber „auf der Höhe der Zeit“ stehen und Geschmacklosigkeiten enthalten, die recht geeignet sind, „moderne“ Menschen zu erziehen: „Der spaßige Luftballon“, oder: „Fritzchens Nordpolfahrt im Zeppelin“. Fehlt nur noch etwa: „Der lustige Genidbruch mit dem Aeroplan“. Arme neue Kasse mit ihren Surrogaten, mit ihrer „Zeitgemäßheit“.

Aus den Knaben werden Arbeitsmaschinen oder „Lebeleute“ — je nachdem. Aus den Mädchen Blaustrümpfe, Mannweiber oder Modeäffinnen. — Die „Auswahl“ ist heuer reicher denn zur Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm . . . Man ist „kompliziert“. Man ist blasiert: „Alles schon dajewesen.“ Und — Gemüt? Das überläßt man den „Unmodernern“, den Leuten „vom Lande“, die „noch im Mittelalter leben“ . . .

Uns Jägern können sie's nicht nehmen, uns Jägern, die wir noch ein warmes Herze unterm Wams schlagen haben, die wir — Hubertus und allen Heiligen sei's gedankt — noch meist gar „un-



moderne“ Leute sind! Und heißt es einst: „Jagd vorbei!“ für alle, hat einst das Wild dem Schießer, der „Hochkultur“ weichen müssen, und gibt's keinen rauschenden grüngoldnen Wald auf der Welt, dann ist auch der letzte der „Unmodernen“, der letzte Weidmann längst unterm Rasen. Er wird das erste große „Allerseelenfest“ nicht erleben . . .

Heut' aber Freud'!  
Andern das Leid!  
Kommt auch mal trübe Zeit:  
Heute ist heut'!  
Was auch die Zukunft bringt;  
Heut' noch das Hifthorn klingt,  
Heut' noch die Büchse knallt  
Im grünen Wald. —

Ein ritterlich' Jagen soll heut' wieder sein . . .

Schon steigt das Frührot über die Wipfel der Tannen, schon flötet der Nordlandshäher im Busch, Auerhühner streichen am blassen, frostigen Morgenhimmel dahin, fernen Bergen zu, wo die schlanken, goldlaubigen Lärchen stehen, die blutblättrigen Aspen. Silhouetten, Gespenster der Luft. — Flügelsausen. Im Busch spißt der Haselhahn.

Trapp, trapp . . . Auf dem Saumpfade, über den steinigen Waldweg. Der Ritt von gestern liegt mir noch in den Knochen . . . Was so ein unzugerittener, steifer Gaul doch stoßen kann! „Wie reiten die Damen?“ — „So reiten die Damen: hopp, hopp . . .“ — „Wie reiten die Herren?“ — „So reiten die Herren: hopp hopp, hopp hopp!“ — „Wie reitet der Bauer?“ — „So rreitet der Bauer: hopp hopp, hopp hopp, hopp hopp — pardauz!“ — Das alte Kinderspäßchen . . . Wahrhaftig, wie der Bauer — nur das „Pardauz“ fehlt glücklicherweise: wär' auch hier im Gestein ein übel Ding. — Also: hopp hopp! Sicher auf den Beinen sind aber die struppigen „Ziegenböcke“, das muß man sagen; kein Fehltritt, kein Stolpern, wenns über Stamm und Bloß geht, über Moor und Bruch. Aber es ist, als würden einem die Eingeweide aus der Gurgel herausgestoßen. —

Hoch über den Wipfeln glastet die Sonne. Enten ziehen über

der Niederung sausen dahin, von den Lärchen schwingen sich die Auerhähne, hoch im Blau kreist der Steinadler.

Laut schallt der Hals der Hunde zu uns herüber: am Flüßchen ist's; Standlaut, Elch! Unbarmherzig sausen die Birkenäste auf die Flanken der Gäule: Galopp! Kochhäppel, kochhäppel . . .

Hauhauuuu! Huch! huch! hau!

Dort unten . . . Wenns nur ein Schauler wäre . . . Galopp! — Hauhau! Näher . . . Plantschen, Prusten, Plätschern. Im toten Flußarm haben die Hunde das Wild gestellt! Hell klingt der Hals herüber. — Raus aus dem Sattel — die Büchse zur Hand! Da, im Wasser, eine schwarzgraue Masse . . .

Mit zitternder Hand wird der Zügel am Stamm angeknüpft. Schnell herangebirscht! \*Heller Hals der „Laiti“. — Enttäuscht halte ich an: zwei Elche im Wasser, wütend die Hunde abwehrend: Kahlwild und Hirschkalb! Da ist die Büchse unnötig — die Kamera hat hier ihre Jagd. — Zurück zum Pferde, Platten und Apparat heraus. — Nun kann's losgehen. Nahe heran — Knips! Wütend äugt mich die Kuh an. Himmel, was für eine Situation für den „Kientopp!“ Die Hunde, ermutigt durch mein Erscheinen, setzen heftiger zu: Lauthals rennen sie um den Tümpel, winseln, jappen, stürzen sich ins Wasser . . . „Herr, wenn nur nichts passiert! Die Bestie wird meine Hunde in den Schlamm stampfen!“ schreit, zitternd vor Angst um seine wertvollen Tiere, der alte Sibirier. Patsch! Schon hat das Alttier „Wérnyi“ unter sich! Hochauf schäumt das trübe Wasser . . . Doch — unversehrt taucht der tollkühne Hund wieder auf, schwimmt ans Ufer, schüttelt sich, gibt von neuem Hals! — Knips! Eine zweite Aufnahme. Ein prachtvoller Anblick: das zu höchster Wut gereizte Tier, dies riesige, vorsündflutlich aussehende Geschöpf im bewegten Wasser — das teilnahmslos danebenstehende Kalb, auch schon ein gar strammer Bursche! Wenn ich nur mal beide zusammen auf die Platte kriegte . . . Der Russe jammert: „Schieß doch, Herr — meine Hunde! Meine guten Hunde! Und so viel ‚Fleisch‘ . . . Sicher für siebzig Rubel zusammen . . .“ Knips! die dritte Aufnahme. — „Fang die Hunde ein, Alter.“ Seufzend geht der Waldläufer ans Werk: Mit diesen deutschen Jägern ist wirk-



lich kein Staat zu machen! Erst knipsen sie mit dem Apparat, dann schießen sie nicht! Udjiwitjelno, merkwürdig . . . Nur der phlegmatische, lahme „Pěstryja“ kann weiter klaffen. Der trägt seine Haut nicht mehr zu Markte, seit ihn der Schaufler — vor Jahren — unter sich kriegte . . . Haaaauuu, hau! Ruhig äst das Kalb an den Wasserpflanzen, würdigt uns keines Blickes. Die Hunde sind angeleint, jaulen, winseln. — Knips! Jetzt habe ich das Kalb auf der Platte. Wieder allein. Au, weh! Bin wohl zu nahe heran-



Die Kuh fixiert mich mißtrauisch . . .

gegangen: die Alte braust durch das Wasser gerade auf mich los! „Dai Bog nôgi,“ sagt der Russe. Das heißt: „Gott, gib Weine!“ — Wahrhaftig, ich wünschte mir lange Ständer mit Siebenmeilenstiefeln daran . . . Pardaux! Das kommt davon: Eile mit Weile! Platten und Apparat fliegen im Bogen, ich kollere über die Wurzeln.

Als ich aufstehe, plantscht die Alte ruhig wieder im Wasser herum. Gottlob — das hätte nett werden können! Eben plätschert das Kalb ans Ufer — schnell noch ein paar Aufnahmen, ehe auch die Alte retiriert! Wieder knadt der Verschluß, die Jalousie rasselt.

Langsam trollt das Kalb davon. Die Kuh bleibt, fixiert mich mißtrauisch, mit rot unterlaufenen Lichtern, krausem Windfang, in den Nacken gelegten Lauschern. Knips! . . . Herrjeh! Da kommt sie wieder! Und — „Gott gab Beine!“

Dann gibt's wieder Frieden. Ich werde vornehm ignoriert. Und ich knipse. — Schließlich werfe ich mit Knütteln und Steinen: Ich will die Kuh los sein, weiterreiten, jagen. Ehe aber die Alte da auf den Trab gebracht ist, kann ich nicht daran denken, die Hunde loszulassen . . . Platsch! saust ein dicker Knüppel ins Wasser. Wutschnaubend kommt der Elch heran — schnuppert — wird hoch — schlägt mit den Vorderläufen nach dem Holz. — Puff! ein Stein in die Flanke! Und ich retiriere: Vorsicht ist besser als Nachsicht. Nun trifft ein Stod die Ramsnase! Das ist zu viel. Selbst für eine zehn Zentner schwere Elchdame. „So ein Knote,“ mag sie wohl von mir gedacht haben, als sie endlich ärgerlich das Feld räumte und ihrem Kalbe nachtrollte. —

Nur ich war vergnügt. Der Russe brummte. Er bedauerte das viele schöne Fleisch. Und — na — wenn man die Gedanken der Hunde lesen könnte, wenn sie sprechen, schimpfen könnten: Ich denke, dann hätte ich heut' „gar kein Gesicht“ mehr . . .

Vierzehn Stunden gestern im Sattel, fünfzehn heute . . .

Bergauf, bergab: es gehört Passion dazu! Und Geduld: schon sieben Tage keine Jagd. — Um die Berge des „Uwál“ sind wir gewesen, in Mooren sind unsere Gäule bis an Gurt und Sattelblatt versunken, eisige Flußwasser durchschritten sie, kletterten Hänge und Geröllhalden hinauf, hinab. Nun sind sie müde, wie wir. Der Erfolg erfrischt: Was hat's zu sagen, dies bißchen Reiten, was bedeutet der Mangel an guter Nahrung, an Schlaf, was schert den Jäger sein kaltes Lager unterm Sternenhimmel, die Nacht in rauchiger, dumpfiger Hütte? Aber der Mißerfolg drückt nieder, läßt jede Werst zur Meile, die Stunden zu Ewigkeiten werden. Gestern jagten wir einen Schaufler, den alten, schlauen Hirsch, den der Jäger schon jahrelang kennt. Weiter, immer weiter die Hundestimmen — blaff, blaff — nur noch verhallend . . . Und dann, trotz eiligen Rittes auf dem Waldpfade, traurige Stille ringsum . . .



Schon jahrelang kennt der alte Jäger den Hirsch mit dem weit-  
ausladenden, breitschaufligen Geweih. Nie hekten ihn die Hunde zu  
Stande — langsam zieht er weiter, langstetzig, unaufhaltfam, über  
die weichen, rettenden Moore hinweg, durch Schilf und Sumpf. Da  
ermüdet der beste Hund im hohen Grase. Getäuschte Hoffnung.  
Tagelang haben wir gebirscht, gesucht, sind wir mit Hund und Roß  
in den Wald gezogen — genarrt hat uns das Schicksal. Müde die  
Mähren, müde die Reiter, verdrossen . . .

Drüben, am Fluß, das Lager der Goldsucher; spitze Zelte.  
Pflöde ziehen sich in langen Reihen durch die Niederung, Ziffern  
sind darangeschrieben. Am Begrande die jämmerlichen Reste eines  
Pferdes: Wolfsarbeit. Wolf und Mensch im Walde . . . Da steht's  
trüb um den Jäger. —

Schon sinken die Schatten der Nacht. Und als wir die ärmliche  
Erdhütte erreichen, klingt die Heide vom Schauerlied des Grauhundes,  
vom langgezogenen, wilden Hungerheulen. Und die Flanken der  
Pferde zittern, die Hunde winseln und drängen zur Hütte, sorgenvoll  
lauscht und späht der Jäger in die Nacht hinaus. — Huh, huuuuuu!  
Huüüüü! Wauuuuu! Grau in Grau die Heide, das hohe Gras.  
Grau der Wolf. Vergeblich späht der Jäger. Nur die Spitzen der  
Gräser blinken, flimmern im Mondlicht, die Wipfel des Waldes  
glänzen silbern . . . Der Wald rauscht, das Gras wispert. Sonst  
geisterhaftes Schweigen, kein Eulenschrei, kein Rufen ziehender Gänse.  
— Dann aber, grauig, nervenerschütternd, das Heulen der wilden  
Rotte! Das packt, rüttelt auf. Und wer's Gruseln nicht kannte,  
lernt's hier. —

Warm ist's in der Erdhütte am Feuer. Draußen habe ich den  
alten Strauchstapel angezündet — da werden die Wölfe sich nicht  
an Hund und Gaul wagen. In dichten Schwaden zieht der Rauch  
dahin. Im Kamin prasselt's, der Teekessel summt, heller Schein  
leuchtet an den schrägen Wänden. Hin und wieder geht einer vor  
die Tür, lauscht. Und endlich liegt Friede über den Bergen: Grau-  
räubers Rotte ist fortgetrabt . . .

In der Nacht fahre ich auf: mir ist so bekloffen, mir ist so  
ängstlich . . . Mühsam öffne ich die Augen — sie brennen, als

wären sie voller Sand. — Und Brust und Kehle schmerzen. Rotgrauer Rauch! Im Kamin fladert's düster, kaum sieht man die Flamme — es rieselt und raschelt, knackt und knistert . . . Mit einem Satz bin ich hoch, hustend, keuchend stolpere ich zur Tür, stoße die Bretter hinaus . . . Rot glüht das Balkendach der Hütte. Es schwelt unter der Erddedung — wenn ein Windhauch über die Heide fährt, züngeln kleine Flämmchen . . . „Stawaitje, stawaitje! Balagán garit!“\*) Hinein, die Schläfer gerüttelt! Keuchend kriecht der alte Jäger hervor, den Burschen schleppt er hinter sich her . . . „Matj jewó w dúschu!“\*\*\*) . . .

Höchste Zeit — schon knackt die Balkenlage über dem Kamin! Fieberhaft arbeiten wir, schleudern Munition, Gewehre und Brotsack heraus, werfen Erde auf die Glut. — Schweißtriefend schaufeln, reißen, haßen wir, Atemnot schnürt uns Brust und Kehle zu, quälender Husten. Endlich ist's getan. Verschlaufend suchen wir unsere Sachen zusammen, fachen in der Heide ein Lagerfeuer an. Zurück in die Hütte bringt uns keine Macht der Welt: Lieber den hellen, reinen Sternenhimmel über uns, als dies tüdische Dach!

Atnaschéin hat sich zuerst gefaßt: „Nitschewó.“ Wir lachen.

Lange, ehe der Frührotstreifen über die Heide steigt, wird der Wagen gepackt. Dann rumpeln wir davon, fernen Jagdgründen zu. Spricht keiner ein Wort, als wir hoch oben am Berge hinfahren; denn unten in der Heide leuchtet trotz Frühschein und Altmond die Flamme unserer brennenden Hütte . . . .

Der Wagen rasselt weiter. Und Atnaschéin murmelt eine Verwünschung in den Bart: „K tschértu. W dúschu jewó matj . . .“\*\*\*)

Wieder sank im Westen das Licht. Hoch im blassen Blau ziehen Gänse. Nebelschwaden flattern über dem grasigen Moor, der Wind raschelt in den Blättern der Aspen, Stück auf Stück löst sich vom Zweig, kreiselt, schwankt, fällt zu Boden. — Auf den Lärchen nadeln Auerhähne — wie schwarze Klumpen heben sich ihre Silhouetten vom gelbrotten Westhimmel ab. — Unten am Flusse quaken Enten, ein Rabe zieht trägen Fluges dem Schlafbaum zu.

\*) „Steht auf! Die Hütte brennt!“

\*\*) Unübersetzbarer Fluch.

\*\*\*) „Zum Teufel!“ (Das übrige unübersetzbar.)



Es birscht sich gut hier unten. Das Gras beginnt sich zu legen, die Büsche sind kahl, weit zu übersehen ist die Fläche. Was hier kommen mag: Bär oder Elch, Reh oder Wolf, es muß zu sehen sein. Vorsichtig geht's gegen den Wind. Überall im Gras die Wechsel der Rehe, alte Pfade, täglich bezogen. Ach, wie sind sie heuer schmal! Dort, am Busch, hat ein Boß gefegt, längst sind die Male trocken. Hier hat er gepläht, dort gelegen . . .

Die Fährten sind frisch. Nun scharf aufgepaßt; die Dämmerung kommt, grau ist das Gras. Dort, am Busch, bewegte sich nicht etwas? Durch's Fernrohr geschieht . . . Nebel schwankt, grau in grau die Fläche. Und doch: es bewegt sich was. — Sind meine Augen trüb geworden in der rauchigen Hütte? Alles verschwimmt. Tausend streichen ein paar Auerhähne herüber, schwarze Schatten im Abendgelb . . .

Jetzt teilt sich der Nebel, schließt sich, teilt sich wieder . . .

Und mitten auf der Moorwiese steht ein Boß mit hochveredtem Gehörn und verhofft herüber! Nur Ruhe jetzt, nur Ruhe! Da — langsam senkt er das Haupt, äst, zieht näher. Hinter dem Gesträuch bleibt er lange, endlos lange stehen . . . Pung, pung, pung, hämmert's mir an die Rippen. — Endlich! Hat der aber hoch auf . . . Ruhe, Ruhe! Grau der Boß, grau das Gras. Die Konturen verschwimmen, wenn er stillsteht. Unsicher tanzt das Fadenkreuz auf dem unsicheren Ziele. — Wasser tritt in die Augen: scharf ist der Wind. Mit dem Ärmel über die Lider . . . Ruhe!

Rumms!

Donnernd dröhnt's vom Hochwald wieder. Und in den Hall mischt sich's hoch und tief, ein Chor der Hölle: Suh, uhüüü, uuuüüüü! Die wilde Rotte ist wieder da!

Ich muß sagen, mir lief's wie Feuer und Eis durch die Glieder. Und sagt man's sich tausendmal: „Was kann denn passieren? Hast ja das Gewehr, ist dir ja kein Fall verbürgt, daß Wölfe sich an gesunden, erwachsenen Menschen vergriffen,“ unheimlich ist die Sache doch. Dämmerung, schweigendes Waldmoor, Wolfsheulen: Nerven gehören dazu. Sind's die albernen Ammenmärchen, die man in der Jugend vom Wolf hörte, die heut' noch im Unterbewußtsein ihren

Spuk treiben, der Unsinn, den man in der Schule einst von Isegrimmlernte, die Lügengeschichten, die man hörte und las? Gott weiß. Mag auch sein, daß der Ton allein schon schrecklich wirkt. — Ich stand wie gebannt. — Endlich aber raffte ich mich auf: wo ist der Bod?

Eilig über die Moorwiese, eifrig suche ich im Gras. Grau flimmert in Grau. Schwapp! Da liege ich, im Bogen fliegt das Gewehr, unter mir liegt was Weiches: der Bod! Ich klaube meine Knochen und mein Gewehr zusammen, quetsche den nassen Armel aus, kniee nieder, betaste meine Beute, das starke Gehörn. Vergessen sind Wölfe und Ungemach: hoch und stolz die Stangen, märchenhaft lang!

Plötzlich ist mir's, als hörte ich jemand kommen — erschreckt drehe ich mich um, entsichere die Büchse: „Jwán!“

„Na, Herr, jezt aber flink, den Bod an einen Baum und in die Aste! Heut schaffen wir ihn doch nicht heim mit seinen hundert Pfund aufgebrochen. Und hoch müssen wir ihn schon hängen: du hast wohl die Grauen gehört?“ Sofort macht sich der Alte ans Werk: Aufbruch heraus, an den Moorgraben, den Bod gespült, geschränkt, an den Wald gezerrt. Dann den Gurt, zwei Gewehriemen zusammen — über den starken Ast der Riefer: Hupp! Zoll für Zoll hoch. Das Gehörn, das Gehörn! Ich kann es nicht im Walde lassen. Kopfschüttelnd sieht der Alte zu: Verrücktes Volk, diese Herren! Was denen nur so gar viel an den Knochen liegt . . . Fertig. Los: Hupp! Oben ist er. — Und nun zum Lager! Eile haben wir heute. 's ist komisch: trotz aller Rasonnements, gruslich ist die Sache; denn wieder tönt das Heulen der Rotte — diesmal vom Moor, ganz nah! Wauuuuuuuüüü, uuuu!

Mit gespannten Gewehren vorwärts, aufmerksam gespäht. Grau in Grau die Fläche. Grau das Gras, grau der Wolf. — Uuuuuüüüü, huuuuu . . . . wauuuuuüüüü!

Der Nord pfeift über den See. Der Zaun vor der Fischerhütte klappert, es saust in den Dachschindeln. — Die dünnen Lärchen am Ufer biegen sich wie Peitschenstiele, schwanken. Und das letzte Goldlaub der Moorbirken fliegt wirbelnd über den weißen Gisch am



Gestade. — Die Mähnen unserer Gäule wehen, schneidend kneift die Kälte unsere Gesichter.

Endlich sind wir da, binden die Pferde an, treten in die Hütte. Mollige Wärme. Auf dem Tisch, unter dem bunten Heiligenbilde, der Samowár, ein prasselndes Feuer im Herde. Die Leute sind freundlich. Bald dampft der Tee in den Gläsern, das Gespräch ist im Fluß.

Gänse seien heuer wenig, dagegen könne man viele Enten schießen. Jeden Abend trete auch, nicht weit von der Hütte, ein guter Elchschauler aus. Rehe gebe es heuer nur wenig, dafür aber Wölfe. — Na, diese Kunde war mir nicht neu . . . Der Elch aber interessierte uns gewaltig, auch der Bericht des Fischers über eine seiner „Rehjagden“. Er war nämlich mit Rehen auf den See gefahren und hatte dabei einen starken Bock entdeckt, der gerade dabei war, den See an einer schmalen Stelle zu durchrinnen. Sofort hinterher, hatte er den Armen eingeholt und mit dem Beil erschlagen! Das Gehörn wurde mir gezeigt; es war furchtbar zugerichtet. Die rechte Stange über der Rose abgehackt, die andere noch am total zerschlagenen Knochen. Ein Jammer um dies prachtvolle, besonders edel geformte Stück! Mein Gastfreund schien überhaupt ein rechter, schonungsloser Wilderer zu sein: Jedes Jahr finge er Rehe im See, vor zwei Wintern habe er auch einen Elch im Moorgraben geschlachtet. Das Tier habe, trotz aller Anstrengungen, nicht hoch gekonnt, und da habe er denn mit Beil und Messer „gearbeitet“. Es habe lange gedauert . . .

Mit einem Mal war mir der Mann unsympathisch. Ich zahlte meinen Obolus und ging in eine nebenanliegende Hütte, wo ich mir ein Feuer im Herde anmachte, meinem Rucksack Brot und Fleisch entnahm und mich für die Abendjagd stärkte. Heute wollte ich's mit Enten versuchen, morgen früh mit Auerhähnen. Nach kurzer Ruhe ging ich zum Ufer, band das größte und sturmsicherste Boot los, ergriff die Ruder und schwamm ab. Das Boot wurde wie eine Rußhale hin und her geworfen, kaum konnte ich es gegen den Sturm halten, um nicht zu kentern. Gerade auf die kleine, mit Büschen bewachsene Insel hielt ich zu. Langsam näherte ich mich meinem Ziele.

Schon von weitem waren große Schafe Enten zu sehen, es wimmelte buchstäblich am anderen Ufer von ihnen. Auch ein paar Schwäne schwammen drüben, auf der Sandbank am fernen Ufer ästen ein paar Graugänse. —

Endlich war ich, naß wie aus dem Wasser gezogen, drüben. Ich zog den schweren Kahn ans Ufer, nahm meine Büchseflinte und schlich auf die Insel, den Büschen zu. Langsam, vorsichtig, trotz ich nach oben, durch Strandgras, zwischen Steinen hindurch. Richtig! Drüben schwamm ja eine ganze Brigade. — Siebzig, achtzig Gänge . . . Einerlei: ein bißchen grobes Korn. Schrot 3. Das wird gehen. Brauchen „Fleisch“ — nichts zu machen . . . Rumms!

Geschrei, betäubendes Quaken, Platschen, Rauschen, Krächzen übertönt Sturm und Wogengebrauch! In dichten Ballen wirbelt das Wasserwild auf, von der Insel, vom Lande, von der Wasserblänke. — Wolken und Wolken von Enten überziehen im Handumdrehen den Himmel. Schnell eine neue Patrone: Zwei runde, schwarzweiße Reiherenten sausen flügelschlagend aus der Luft. Nun eilig nach den ersten gesehen. Drei Stück haben genug, nur die vierte ist scheinbar geflügelt, schwimmt eilig weiter. Feuer! Weg ist sie — getaucht. — Nur ruhig Blut: am Ufer wird man sie finden . . . Bergenten sind's.

Zurück mit der Beute ins Versteck. Bis an die Kniee bin ich naß . . . Scharen auf Scharen ziehen herüber. Himmelhoch. Auf dem Wasser weit und breit kein Vogel — nur ein Schwarm Halsbandregenpfeifer läuft am Ufer herum. Hoch über dem Walde am anderen Ufer schwebt der weißköpfige Seeadler. — Allmählich kriege ich ein unbehagliches Gefühl in den Beinen: mir ist's, als vertaube alles. Das gibt 'nen Schnupfen . . .

Noch immer brausen Enten über mich hinweg. Ich habe aber genug: Wohin mit dem Wilde? Sätze ich hier bis zur Dunkelheit, ich schösse sicher noch eine ganze Menge. Wozu? Morden? Das war nie mein Geschmaç. Und zum Schnupfen noch eine Bronchitis oder Pneumonie? Danke. Hastig rudere ich heim — die Bewegung gibt Wärme in die Glieder. In der Hütte brennt der Herd, die Teefanne dampft, trockenes Zeug ist da: hallo, vorwärts! Das sind



Genüsse für uns primitive Urwaldjäger, die sich mit den Bequemlichkeiten jener weibischen Welt da im fernen Westen nicht vergleichen lassen. Sei! Wie das Boot im Winde treibt! Bums. — Schon bin ich am Ufer, trede den Rahn hinauf. Im Lauffschritt nach der Hütte. —

Dort ist Besuch: ein junger Russe. Er grüßt höflich, bittet, mit mir das Quartier teilen zu dürfen. Natürlich, gern! Ich habe einen gebildeten Mann vor mir, kein Zweifel. Wohin? Zur Jagd. Woher? Aus — Petersburg. Petersburg? — Jawohl. Ingenieur, hierher versetzt. Die Antworten sind kurz, aber höflich. Mein Gast schmaht auch nicht, schlürft nicht beim Teetrinken. Seltsam, sowas im Urwalde . . . Man genießt's, einen Kulturmenschen in der Wildnis zu finden. Noch mehr aber, wenn dieser plötzlich in reinstem Deutsch spricht, wenn man nach Wochen endlich seine Muttersprache hört. Es kommt einem so merkwürdig, so fremd vor, und man ist so glücklich. Es ist, als gehöre das gar nicht in diese Hüttenwände, in diese Umgebung . . .

Lange sitzen wir bei Tee und Kognak zusammen. Draußen strömt der Regen, faucht der Sturm. Sanft schläft man endlich ein, in den Traum gewiegt vom Sang des Windes, vom Knistern des Herdfeuers, vom Nachklang der Sprache des eigenen, fernen Landes. Dorthin schweifen die Träume, erhaben über Zeit und Raum . . .

Früh bin ich auf: die Auerhähne sind bald auf den Lärchen. — Schon hat der Jäger die Pferde gefattelt. „Adieu! Auf Wiedersehen!“ — „Do swidánie!“ Fuß in den Bügel, hinauf. Trapp, trapp, fort. Dort, vor der Hütte mein Nachtkumpan — winkt mit der Hand. „Glückliche Reise!“ — Ich habe ihn nicht wiedergesehen. — Schiffe, die sich nachts begegnen . . .

Hoch ragen die Silhouetten der Berglärchen zum grauen Morgenhimmel. Ein fahles Gelb über dem Walde im Osten. Stille — nur die Habichtseule heult fern im Moor. —

Blobblobbblottt! Dicht über mir, im Wipfel: der erste Urhahn. Stille. Dann ein leises Rascheln: der Hahn macht sich's bequem. — Und beginnt langsam zu nadeln. Deutlich hebt sich seine Gestalt vom Frührot ab. Er wandert auf dem Ast hin und her,



überstellt sich, biegt den langen Hals: deutlich hört man das Knapsen des Schnabels. Langsam steigt die Büchse an die Wange — scharf hebt sich das Fadenkreuz des Fernrohrs vom Himmel ab — zittert ins Schwarze . . . In einer Wolke von Federn prasselt der Hahn durch die Zweige.

Grellrot der Horizont, güldne Strahlen schießen auf. Hahn auf Hahn schwingt sich ein, äst in den gelbgrünen Zweigen. Die grünen Brustschilder leuchten, das Gefieder ist purpurn überhaucht. Drüben klippt und weht einer, als wär's zu minniger Frühlingszeit, dreht sich, schlägt's Rad . . . Nochmals kracht meine Mauser — und mit Donnergepolter reiten die Hähne ab. Leer die Heide. Nur die Rottgans zieht schwabend und rufend in langen Linien dahin, am Berghange lärmen die Unglückshäher, im Busch spißt der Haselhahn, und der Rabe grüßt den Frühstrahl: Klaut, klaut, klont!

Endlos die Plage, nie endenwollend der Mißerfolg. Drei Elchhirsche jagten die Hunde — kein einziger stellte sich. Nur ein altes Tier hekten sie im Didicht zu Stande. An fernen Seen jagten wir, in fernen Mooren. Wir fanden alte Fegestellen und Lager, Brunstgruben und Fährten in Menge. Immer aber hatten wir's Nachsehen. Was trösteten den Elchjäger die paar Auerhähne, die Birkhähne, die er schoß, schwarzhelbige Haselhähne, die er mit der Lode bekörte, sind die Ersatz für Mühe und Frost, Hunger und Schmutz? Dafür brauchte ich nicht nach Sibirien . . .

Tag um Tag dasselbe Lied: frühmorgens los, gehehrt, gejagt, gehofft. Und abends in die schmierige, rauchige Hütte, oder ans Lagerfeuer. — Ein Bauer, der — Gott weiß, warum — in den Wald gefahren war, verlor in diesen Tagen fast sein Pferd durch einen Bären. Peß war nachts ganz gemütlich aus dem Walde gekommen, um sich den Gaul zu holen — unbekümmert um die Leute, die keine hundert Schritte weiter am Feuer schwächten und lachten. Doch der Hund des Mannes kläffte, das Feuer wurde geschürt, ein Schuß krachte. — Da zog es Peß doch vor, langsam zu verduften. Der Bauer kam zu uns und klagte sein Leid. Auf den Schreck hin (jedenfalls) hatte er sich total besoffen. Er brüllte, gestikulierte, jammerte, grunzte und brummte ganz täuschend ähnlich wie ein Bär und suchte





Утрадшён и Сын vor der Хütte. (Balagán.)

uns zu bewegen, doch auf das Ungetüm Jagd zu machen. Hart-herzig aber, wie wir waren, sagten wir ab. Die Sache war uns doch gar zweifelhaft. — Nun hörte der Mann auf, zu bitten: eine Flut unflätiger Schimpfworte hagelte aus dem Gehege der Nieseputzten! Das waren „dreietagige“ Worte, wie man sie selbst in Rußland nicht oft zu hören bekommt! Atnaschëin überbot ihn aber . . . Ich machte der Sache ein kürzeres Ende: der Kerl flog vor die Hütte, daß der Sand stäubte. — Noch lange hörten wir ihn — aus sicherer Entfernung — schimpfen. —

Der starke Bär spukte aber immer weiter in der Gegend: riß zwei Kühe eines Buschwächters am „Berésowni-Uwál“, verjagte ein paar Bauern, die von Ssyfert hergekommen waren, um Heu abzufahren, erschreckte am helllichten Tage ein paar Beerenweiber. — Wir beschloßen nun doch, ihm zuleibe zu gehen. Schon am nächsten Sonntag brachen wir auf: Atnaschëin, sein Sohn Alexëi und ein Knabe aus Káschino waren meine Begleiter. Wir führten fünf Hunde und drei Pferde mit. — Bald kamen wir in die von Wiesentälern durchzogene Hügellandschaft, wo der Bär sich hauptsächlich aufhalten sollte, und bezogen eine Hütte, die wir nach einigen Stunden mühsamer Arbeit instand setzten.

Am nächsten Morgen lag Reif: wir brachen vor Tage auf. Nach etwa einstündigem Ritt fanden wir die nagelfrische Nachtfährte des Bären und hezten an. Wie die himmlische Windsbraut ging's hinterher, über Berge, Geröll, um Moore, über nasse Wiesen, durch Schluchten und Bäche. Unaufhaltsam: denn ständig war der Blaff der Hunde zu hören. Es ward Mittag, die Sonne sank: der Bär stellte sich nicht! Schließlich ging die Heze über eine große Bergkette, die Hundestimmen verhallten . . . Erst in der Nacht kamen wir müde und ohne Hunde heim — nur der alte, vorsichtige „Málka“ war bei uns. —

Für später wollten wir, ehe wir aufbrachen, die Hütte ganz instand setzen. Das Revier hier gefiel uns, die Lage am Fluß war günstig, und im Spätherbst und Frühjahr unter freiem Himmel zu übernachten, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten. Lange hält niemand eine solche Lebensweise aus. Besonders gefährlich sind die



feuchten Nächte im Herbst und im Frühjahr — im Winter, bei trockenem Frost, geht's noch eher. Dann sucht man vor Einbrechen völliger Dunkelheit eine geschützte Lagerstelle, wo möglichst viele abgestorbene trodene Bäume stehen. Daran ist im allgemeinen in der sibirischen Taiga kein Mangel. Man fällt nun große Balken in möglichst großer Zahl, wälzt sie zusammen und zündet sie an. Auf diese Weise taut man den hohen Schnee weg, der Sand darunter wird schnell heiß und trocken. Nun wälzt man das Feuer weiter, setzt die Asche und die glühenden Kohlen fort und hat eine warme, trodene Lagerstatt, auf der sich's gut aushalten und sogar ziemlich gut schlafen läßt, selbst bei 20 und mehr Grad unter dem Gefrierpunkt. — Wie oft habe ich so die schweigenden, sternhellen Winternächte am Lagerfeuer zugebracht, als ich noch zu zweit mit meinem treuen Freunde und Gefährten, dem Fürsten Dshafaridse, die wilden Wälder an der Kátima, der Konda, Mordwa und an der Ugutjécha durchjagte. Nie hat einer von uns Schaden genommen — höchstens, daß man sich ein wenig die Kleider verbrannte, oder einem mal eine glühende Kohle ein Loch in die Haut brannte, daß man mit Indianergeheul aus dem Schlaf fuhr . . . Nur einmal wär's uns bald übel ergangen: wir mußten ein paar Tage lang hungern, hatten uns in fremder Gegend verirrt — und das bei schwerem, echt sibirischem Frost. Und hätten wir nicht endlich die Fischerhütte gefunden, wer weiß, wie's abgelaufen wäre, ob ich heute dies niederschreiben könnte . . . Ein andermal hatte ich mich mit meinem Jäger Bogdanow im Walde verlaufen und mußte bei Sturm und furchtbarer Kälte draußen bleiben. Und — von drei, sage und schreibe drei, Streichhölzern hing damals unser Leben ab! Wenn sie knickten in froststarrer Hand, verlöschten? Aber es ging . . .

Viel schlimmer aber ist's, im Regen oder nassen Schnee zu übernachten, das gibt manchmal böse Erkältungen, Rheuma, ja — Lungenentzündungen. — Wenn das Wetter umschlagen will, erinnern mich intensive Gefühle in Beinen, Schultern und Armen an die feuchten Lager an den russischen und livländischen Muerhahnbalzen, an nächtliche Bootfahrten in Nordfavelien, an Nächte am trüben Feuer im Inneren Rußlands und in Sibirien. — Jägerübel . . .



Da lobe ich mir die Pelzjägerhütte, selbst wenn ich mit einem halben Duzend Karélen, Wogülen oder Ostjaken meine Unterkunft teilen muß. — Wenn auch die Luft zum Schneiden dick, der Machórkaqualm heizt und andere Gerüche die Nase kitzeln. — Warm und trocken: das ist die Hauptsache. —

Wie wird nun solche Hütte gebaut? Zunächst die „komfortable“ Jägerhütte. Bäume werden gefällt, zusammengeschnitten, ein wenig bekantet und in gewünschter Länge abgehackt oder abgefägt. Sodann beginnt das Kerben, Zusammenpassen und Richten. — Gewöhnlich wird der Boden festgestampft, manchmal aber auch mit einer Art Diele aus gespaltenen Balken versehen. Hat man Steine, so kann eine Lage als Fundament dienen. Nun wird Stück für Stück geschichtet, durch Kerben verbunden, verkeilt. Zwischen die Balken kommt Moos. Dann eine Balkenlage darüber, dicht geschlossen, mit Moos verpackt. Eine Schicht Erde darauf. Sodann das eigentliche Dach, aus gespaltenen, aneinandergesfügten Balken. Dann der „Tschuwál“, der Kamin. Lehm und Steine werden in einer Erde zusammengeschiedet, in einigen Fällen — so im westsibirischen Flachlande, wo Steine gänzlich fehlen, rohe Ziegelsteine. Ein Loch in der Balkenlage und im Dach: der Rauchabzug. Sehr warm, aber feuergefährlich. — Alle Jahre hört man von Jägern und Fischern, die in solchen Hütten verbrannten. . . Jäger und „Rybołowzi“ (Fischer), die längere Zeit in einer bestimmten Hütte wohnen, bauen auch manchmal einen Blechofen mit langem Abzugsrohr ein. Höchster Komfort: solche Leute werden viel beneidet. . . Gegenüber wird die „Postjeli“, die Schlafpritsche, angebracht: eine erhöhte Bretter- oder bekantete Balkenlage, auf die Heu geworfen wird. Nun noch ein kleines Fenster, ein Glasscheibchen hinein, die Ritzen mit Lehm verschmiert: die „Faterka“ ist fertig. Die niedrige Türöffnung wird mit einer aus Brettern oder flachgehauenen breiten Balken gefertigten Tür versehen, die sich nach außen öffnet. — Anders die „Semljánka“. Diese Erdhütte ist feucht, eng, unbequem, aber im Winter sehr warm. Es wird eine tiefe Grube gegraben, mit Hölzern verkleidet, mit einem Ofen versehen. Heu oder Stroh kommt hinein, Balken darüber, Erdreich darauf. Der Eingang ist



oben schräg angebracht, ein paar Stufen führen herunter. — Ein Mittelglied zwischen „Semljánka“ und „Fátérka“ ist der „Balagán“. Als „Balagán“ sind die meisten Hütten im Ural gebaut, nur im Norden herrscht die „Semljánka“ vor, während in Karelien und in Westsibirien die „Fátérka“ gewöhnlich ist. Nun noch der „Schalásch“. Dieser Unterschlupf ist entweder ein aus Stangen und Strauchwerk oder aus halben Balken gemachter einseitiger Wind- und Regenschuß, oder er ist doppelseitig, aus Brettern und Balken hergestellt, die in Dachform zusammengestellt und manchmal mit Rasen oder Erde beworfen werden. Häufig haben diese „Schalásch“ noch mit besonderen Hölzern verschließbare Seiten, so daß man ringsum Bretterwände hat. Das Feuer ist offen, wie ein Lagerfeuer, und wird der Länge nach auf dem Boden angelegt, am First läuft eine Stange, an der hölzerne Haken hängen, die beliebig verschoben werden können und zum Aufhängen der Kochgeräte dienen. — Überall im Urwalde findet der Jäger solche Hütten, teils gute, teils schlechte, teils neue, teils verfallene und verfaulte, in denen man nicht zu übernachten wagt.

Ja, wer in den Urwald zieht, muß wissen, was er tut: Hotels ersten Ranges gibt's da nicht, auch keine „Bauden“ und Berghäuser, wie im verwöhnten Westen. Und wer nicht auf alles verzichten kann, was „Komfort“ heißt, der bleibe daheim und jage in Stopfeln und Kartoffeln seine Hühner und Hasen. Oder er züchte sich, wenn er's Geld dazu hat, im Gatter seine „Masthirsche“ zu leichtem „Weidwerk“ und hänge sich dann die „teueren“ und — ach, doch so billigen! Trophäen an die Wand. Unjereins neidet's ihm nicht . . .

Wir nahmen also die alte, halbverfallene Hütte auseinander, ebneten den Boden und machten uns ans Bäumefällen. Dann kam die Zimmermannsarbeit, der Ofenbau, die Dachbederei. Bald stand das Werk fertig da: geräumiger, höher und solider als je zuvor. — Behaglich machten wir's uns bequem. — Früh brachen wir auf. Die Hunde, die nachts einzeln eingetroffen waren, waren müde und unlustig. Nur ein schlanker junger Köter, den Atnaschén kürzlich von einem Bauern gekauft hatte, machte uns vielen Spaß. Er rante emsig herum, machte Schneehasen hoch und fing sie fast regel-

mäßig! Binnen weniger Stunden hatten wir drei Hasen im Wagen, ohne daß nur ein einziger Schuß gefallen wäre. — Als aber der Köter eine im Dickicht herausprasselnde Auerhenne fing, ließ ich ihn doch — trotz aller Hochachtung vor seinen Leistungen — anbinden. Unterwegs wurden noch ein paar Waldschneppen und Haselhühner geschossen: kurz, mit Wild waren wir reichlich versorgt, als wir in der Niederung des Syßértflusses anlangten und eine Hütte bezogen.

Von ferne winkte der Gipfel des „Márkowskji Kámen“, in blutiges Abendrot getaucht, weit drüben dehnte sich das rotbunte Moor, die „Berésowaja bolóta“, und die lange Bergkette des „Poljewoi“.

Trunken schweift der Blick über alle diese Herrlichkeit. Geheimnisvoll winken die fernen, blauen Wälder herüber — Sehnsucht überkommt den Jäger. Wie mag es da drüben sein? Was bergen diese Wäldermeere? Flügel wünscht man zu besitzen, über die Fernen will man schweben, schau'n. Weit, weit. Dort liegt Avalun.

Und nun hinauf. Gib deinem Roß die Sporen,  
Nur auf des Lebens Gipfeln blüht das Glück . . .

Und auf der Höhe stehst du traumverloren  
Mit trunknem Blick.

Weit drüben blauen Berge, Wäldermeere,  
Die Grate flammen und die Wipfel glüh'n,  
Und über dir, in schweigend ernster Leere  
Die Wolken ziehn.

Tief unter dir Gespensternebel grausen,  
Dir ist's, als ob aus tiefverdeckter Kluft,  
Aus Windesweh'n und Bergstrombrausen  
Dein Schicksal ruft . . .

Du siehst den Adler in die Wolken streben  
Und siehst ihn kreisen über Wäldern weit,  
Du siehst ihn über Tal und Berge schweben  
Zur Einsamkeit.

Mit seinem Schwingenzuge fliegt dein Sehnsuchtsträumen  
Zu jenen Hügeln, die im Abend ruh'n.  
Denn wo die Welt die blauen Wälder säumen —  
Liegt Avalun . . .



Leises Knistern und Knaden im Kamin. Ein paar Funken noch, ein züngelndes, bläuliches Flämmchen, zuckende Reflexe an der schrägen Hüttenwand: das Feuer ist am Verlöschen. Gähmend und frierend erhebe ich mich, taste nach der Uhr, halte das Zifferblatt gegen das schwache Licht der matten Glut. —  $\frac{1}{2}5$  . . . Noch früh — in einer Stunde erst wird's hell.

Ich stoße die Hüttentür auf. Feuchtkalte Nachtluft. Stille. Nur das monotone Plätschern des Flüßchens und der Schrei ziehender Wandervögel . . . Scheite in die Hütte, ins Feuer; Kienholz dazu. Und dann geblasen, daß die Asche stäubt. Hell wird's und belebend warm.

Nun klettert auch Atnaschëin aus den warmen Decken, ein Rippenstoß weckt den Jungen: „Halloh! Nicht gefadelt, den Teekessel aufs Feuer!“ — Kopfkraken, Murmeln, Gähnen. Und dann erscheint der wirrhaarige blonde Kopf. Bald brodelst's, schäumt's. Und der heiße Trank dampft in den Blechbechern.

Als es rot wird im Osten, sitzen wir im Sattel, der Alte und ich. Nicht feurige Rosse sind's, die ungeduldig den Boden stampfen, kleine, unlustige Mähren mit rauhem Haar und wilder, filziger Mähne, störrisch und faul. Aber sicher auf den plumpen Beinen, die den dicken Heubauch tragen; und das ist die Hauptsache in Moor und felsigem Bergland. Im Urwaldrevier. — Himmel, was so ein vollgefressener Grasverteilungsmotor für Töne von sich gibt, wenn die Gurten fest angezogen werden! Er brummt wie ein Bär, grunzt wie ein Schwein, ächzt, stöhnt, prustet. Und dann — schwapp! hat er dich mit den nimmer rastenden Zähnen am Kittel, und du kannst froh sein, wenn du keine Veranlassung hast, mit Schmerzensteinen in das Konzert einzustimmen. Dazu flucht der Jäger, schimpft auf den Jungen, und die Hunde winseln und jaulen. Dann hocht man im Sattel, einem harten, hölzernen Bock, zieht an den Leinen: „Hfff!“ feuert man das Köhlein an; und los geht die Reise — Schritt vor Schritt. Neues Grunzen, neues Stöhnen. Und andere Töne. Jawohl. Aber davon berichtet man nichts; denn auch ein Jäger hat Zartgefühl . . .

Bergland, grünes und rotes Herbstlaub, goldene Wipfel, in

feuchtem Glanz strahlende Blöcke, Schroffen, Felsen. Und rotbunte Moore da unten, stille, flimmernde Seen. Nebelseen noch zwischen Busch und Strauch, über Wiese und Blänke, rotglühendes Feuer am Morgenhimmel. Und blattstill die kühle, feindustige Luft; Erdgeruch, Odem der Blätterfäule. Herbstmorgen, wie ihn nur der Jäger kennt, der fern vom Rauschen der Kultur stillwilde Pfade zieht. Wege des alten Gottes. Pfade, die zu Wode führen, zu Balder und Tor . . .

Und in Morgenglast und heiligem Frührot ziehen die rufenden Geschwader der Nordgans. Im reißigen Busch kreischen und zanken die Häher, der Schwarzspecht klopft und hämmert am Dürrestamm, daß Borke und Span fliegen, und hoch über Gipfeln und Schroffen kreist der Adler. —

Klipp, klapp, klipp, klapp. Unsere Röhlein fühlen sich behaglicher. Sogar ein kleiner Trab kann gelingen, Hundetrab, Schunkeltrab, aufundab, klipp, klapp, klipp, klapp. — Auf dem Waldwege, wo links und rechts die roten und braunen Pilze, die Edelreißger und die Schafschwämme, die Fliegen- und Stodpilze, neben „Borowit“ und Birkenchwamm stehen. Und ein schwuppiger Zweig mahnt das Hottelhüh zur Eile.

Horch: Heller Hals! Vom Moore her schallt's herauf. Der alte „Mälka“ ist's, der Spürer . . .

Galopp! Die Rute klatscht auf die diden Flanken. — Ein mißvergnügter Grunzer noch: nitschewó, wird schon gehen — und Stod und Steine klappern. „Hau, hau!“ — Standlaut! Heute hat's geklappt, endlich! All die Mühen und Nöte sollen nun doch gelohnt werden? Keine zehn Tage mehr, und die Maschine zieht mich nach Westen, Tag um Tag, Nacht um Nacht . . .

Wahrhaftig: der Hirsch hat sich gestellt, fest gestellt! „Hau, hau!“ — Auch „Běstryia“ ist dabei, der zweite Hund. Ein Glück, daß wir nur die beiden alten, ruhigen Hunde mitnahmen, nicht die ganze wilde Bande; dann ginge die Heze wieder in die aschgraue Pechhütte . . . Galopp! Durch Busch und Astgewirr, quer über die Halbinsel, zum Schilfmoor. Und nun — aus dem Sattel!

Schon hat der Jäger die Zügel gefaßt: „Nahe heran, Herr,



sie halten ihn.“ Schon bin ich im Dschungel, im herbstroten Schilf. — Wasser, Fallholz, Astgewirr, Wildhopfen, Gestrüpp, Hümpel und wieder Wasser. . .

„Hau, hau, hau!“ — Sie halten ihn, sie halten ihn wahrhaftig! Schilf. Schilf. Dann das dumpfe, grunzende Brummen des gereizten Hirsches. — Wo ist's, in dreier Teufel Namen, wo ist's? Bis an den Leib bin ich im Wasser. Hier: die Raupe, der Stubben. — Hinauf. Drüben — die große, graue Masse — dort, zwischen den hellen Birken . . . Sie bewegt sich — lauter klingt der Hals der Hunde! Hast gut reden, Alter: „Nahe herangehen!“ Wieder das Wild aus den Augen verlieren, wieder den kürzeren ziehen, das Nachsehen haben, hören, wie Hundeblass und Geläute hinter fernen Bergen verhallt? Die 3¼ Gramm Blättchenpulver, die Mausexbüchse müssen's machen . . . Da leuchten die Stangen — hell gefegt! Schaufler oder nicht, wenn's nur kein Spießer ist — fünf Wochen bin ich im Sattel . . .

Reißend der Knall . . . Und im Aufjubeln der Hunde rast der Elch durch's hohe Ried, brechend, polternd, in schwimmendem, fliegendem Troll — kaum ragt der Kamm des Riesens über die Halme, so macht er sich niedrig. — Der Verschuß rasselt zurück, klappert vor: noch einmal — gut vorgehalten . . . Stämme, Schilf — Busch — Schilf — Baum — Hubertus, hilf! Paff! — Und in Busch und Ried sind Elch und Hunde verschwunden. — Das Herz klopft mir hochauf im Halse . . .

„Herr, hättest du nur mit dem Schuß gewartet, wärst du näher gegangen; das ist vorbei!“ — „Vorbei? Nein, alter Freund — gibt's heute nicht, heute ist Glückswetter!“ Und jauchzend klingt der volle Hals der Hunde —

„Hau, hau!“ Jetzt klingt es zornig, wild, in gemessenen Pausen: der alte „Malka“ ist's. Jetzt — tief, wie eine Glocke, der andere: „Huch, huch!“ „Pestryia“. Gestellt! Todwund! Was schert uns Wasser, Holz und Stein? Pustend folgt der Alte. Und was Herz und Lungen noch hergeben, geht's bergan.

Da steht er. Das Haupt gesenkt, zur Abwehr bereit. Hoch gesträubt sind Kamm und Mähne, wie Bälle springen die Laiki um

ihn herum. — Flimmern vor den Augen, Zittern im Arm. Näher . . . Die hellen Hosen des Elches schimmern. Nun schnell — sonst ist's gefehlt; er hat uns weg! Paff!

Rückwärts ein Gleiten, Schieben — Sinken . . . Schon hängen ihm die Hunde an Drossel und Nacken. Mit zwei, drei Sähen ist der Alte beim Elch — scharf knallt der Fangschuß, langsam sinkt die graubraune Masse zusammen. Ein dumpfes Gurgeln noch, ein Stöhnen, Zittern . . .

Stunde um Stunde schweres Werk. Ein Messer nur, kein Schleifstein. Doch endlich ist's getan: Fels schärfte die Klinge, Ausdauer vollendete das Schwerste. Den Rest besorgte das Beil. Und dann hinein in die Mulde, zwischen die Blöcke, Stück um Stück, Wildbret, Haupt und Dede. Knüppel und Stangen, Astwerk und Stämme dicht darüber, Steine darauf. Denn lange kann's dauern, bis man den Wagen hierherfährt, weit ist's zur Hütte, beschwerlich der Weg. Und der Grauhund schweift hier zur Zeit, da die Sonne sinkt, der Rabe hält Umschau.

Heim geht's, Schritt vor Schritt. Ungern, träge folgen die Hunde. Sie schlangen sich voll mit Gescheide und stüdigem Kot, mit Fexen vom Wildbret. Nur der Gewalt weichen sie, nur Hiebe treiben sie auf. Nun trotten sie mürrisch hinterdrein. Schon sinkt das Licht, als wir die Hütte erreichen. Und ich beneide den Alten nicht, der noch heute die Beute holen will. — Ich aber werde am Feuer sitzen und die Stunden zählen und horchen. Und werde das Knistern der Flamme hören und das Säusen des Windes und das Heulen des Wolfes in der Heide . . .

Huh — huuuuuuüü! jess, jass, huuuuuuüü! — Wahrhaftig — die böse Rotte singt draußen wieder ihr Schauerlied. Ich habe die Hunde hereingenommen — man kann nicht wissen . . . Und der Junge klappert vor Angst mit den Zähnen, als könnten sie ihn aus der Hütte holen, die Grauhunde. Und neben mir sitzt Pëstryja, der „Verdauende“, und leckt seinen schönen weißen Brustlaß wieder rein, leckt das Kot, mit dem er sich besudelt. Ein echter Wolf, wie alle. Kaum zivilisiert. Und doch ein lieber Kerl. Auf meinen Knien Bengt Bergs herrlicher „Seefall“, das schönste Buch, das Naturliebe



schuf, trotz Löns und Kipling, Seton und Jack London. Dann Schlämmer und jähes Auffahren, Lauschen und wieder kurze, schlechte Ruhe.

Endlich sind sie zurückgekommen, Atnaschein und sein Sohn — ohne Elch! — Neun Stunden suchten sie in der Dunkelheit, sie fanden die Stelle nicht. Morgen. Kriechend langsam schwinden die Stunden. —



Nach guter Jagd.

Endlich blinzelt das Frühlicht in die Hütte. Längst ist der Teekessel geleert, alles bereit. — Wieder rumpelt der Wagen davon — bergauf, über Wurzeln und Steine. Weiter und weiter das Rattern. — Ich ziehe moorwärts. Harter Frost war in der Nacht, klar ist der Himmel. Da gibts vielleicht einen Auerhahn auf Espe oder Lärche, oder ein paar Haselhühner. —

Ein wundervoller Morgen. Auer- und Birkwild streicht übers Moor, den fernen Laubhölzern zu, Eichkater flitzen die Stämme hinan, goldener Glanz über allem. Mit einem Schneehasen kehre ich endlich

heim, und schon rasselt der Wagen wieder zu Tal — schon von weitem winkt der Jäger: Gefunden!

Der Kamin der Hütte qualmt: wir bekommen schlechtes Wetter. Darum noch schnell heute abend einen Gang ins Revier. Mögen die Hunde sich unterdessen mit Lemmingsfang die Zeit vertreiben: von diesem Zeug gibt's hier in der Gegend genug. Überall an den alten Kohlenmeilern sitzen sie, huschen im hohen gelben Grase herum, sogar bis in die Hütte kommen sie: gestern fing ich so einen dickköpfigen, frechen Kerl, als er mich in der Kaminede wütend ansauchte. Sein Balg soll nach Deutschland mit. Scheint der Waldlemming (*lemmus schisticolor*) zu sein. Dieser kommt mitunter sogar noch weiter südwärts vor. Überhaupt gibt's hier viele Nager: Wühlratten mit unförmlichen Köpfen, Mäuse, Eichhörnchen und Burundäfs (*tamias striatus*). Gestern abend erwischte der Jäger ein schön gestreiftes Exemplar. Also noch keine Winterruhe! Das kann lange dauern, ehe wir den ersten, richtigen Spurschnee bekommen. Die Schneehasen sind auch noch nicht weiß, die jungen Eichlater noch rot. — Und die Zeit eilt . . .

Flammende Röte liegt im Westhimmel, sonderbare schwarze Wolken sind darin. Am Moorrande birschen wir dahin — ich leise in meinen Mokassins, der Jäger mit dem unvermeidlichen „kumm, kumm“ der schweren Stiefel. — „Mitschewó.“ — Dort oben liegt die Hütte, in der es uns beinahe schlecht ergangen wäre: nur ein paar verkohlte Trümmer sind übrig. — Atnaschein bekreuzigt sich . . Der harte, gellende Schrei eines Steinadlers schallt herüber. Da drüben auf der Spitze der alten, abgestorbenen Tanne — der dunkle Klumpen . . Die Brennesseln sind mannshoch. 200 Meter — der Adler macht einen langen Hals . . .

Nun aber fix . . Im Schuß klappt er zusammen — noch ein Flügelschlagen, Greifen — wie ein Lappen kommt er durch die Äste, schlägt ins Moos! Einen Fluch tut der Jäger: „Herr, in dieser Büchse sitzt der Teufel!“ Zerschossen der edle Vogel. Und mir ist's so jämmerlich zu Mute — mir ist's so bitter leid . . .

Unten im Moor hat Atnaschein, als er nach frischem Heu ging, einen Bärenpaß entdeckt. Die Fährten führen über die Wiese, an



der Waldinsel drüben vorüber: dort wird sich's wohl lohnen, dem reißigen Herrn des Waldes aufslauern. Und eines Abends sitzen wir beide auf dem alten Faulstamm an der Insel . . . Die Kramtsvögel ziehen zwitschernd und zirpend den rotbehangenen Pielbeerbüschen zu, um dort ihr Nachtmahl zu halten und sich dann in die dichten, schützenden Zweige der Tannen zu verkriecheln, einige Auerhähne treiben sich auf der Wiese herum, nach Sämereien suchend und Beeren von den Kalinkenholzbüschen und Faulbäumen knispend. Manchmal reckt sich einer hoch auf, um eine Beere zu erlangen, spreizt die Schwingen, springt steil in die Höh'. — Drüben am Moor zwei weiße Flecke: Glas an den Kopf — Rehspiegel? Wahrhaftig — jetzt bewegen sie sich! Ruck und Ruck. — Es gibt also doch noch Rehe, wenigstens die „Ausfaat“ ist noch da. — Bei einiger Schonung gibt's vielleicht über Jahr und Tag wieder einen Stand . . . Plötzlich werfen die Rehe auf, sichern nach dem Schilf drüben. Und dann wippen die weißen Spiegel davon: „Bö, bööööö, böh!“ — „Bawau, bau, bawauuuuu!“

Eine dunkle Masse schiebt sich durchs Schilf — der Bär! Jetzt verhofft er am Rande, lange. Fast ganz ist er gedeut durch Schilf und Bruchholz . . . Wenn er nur ein klein wenig weiterzöge . . .

Verdammt! Immer lauter grölt drüben eine Alkoholstimme das „schöne“ Lied vom „schönen“ Mond, der unter dem Wasser des Flusses schwimmt . . .

Immer lauter . . . Immer näher, auf dem Wege!

Pffft! Ftsch! Das Schilf raschelt, der Boden poltert von schweren Sähen — weg ist der Bär!

„Mója mátuschka skasála . . .“

Laut schallt's. —

Die Auerhähne prasseln davon. Nur einer reckt sich noch, weit hinten auf der Wiese . . . Krach! — In einer Federwolke bleibt er liegen. Wenigstens den will ich mitnehmen. — Ein fast schneeweißer Hahn — im Ural nichts Seltenes. —

„Hochoi! Eiiiidaaaaa!“ Vielstimmig wirft der Wald das Gegröße zurück. Und wieder schallt der Schnapsgefang:

„Ach, tyi ssúkinssin, kamárinskyi mushik!“

Jetzt hat aber Atnaschëin den Kerl am Kragen. „Ssúkinssin! Je . . . twoiju w dúschu matj!“\*) Und eine fürchtbare Maulschelle nach der andern saust herab.

Der riesige Jäger beutelt den Sänger, wie ein Hund die Kage . . . „Skatjina, sswólotsch! Matj twoiju . . . Wot tjebjé . . .“\*\*)

„Erbarm' dich, erbarm' dich, Zwan Dmitritsch!“

„Wart' nur, du besoffenes Schwein! Glaubst wohl nicht an Gott, daß du dich im Walde besäuffst? He? Wart' nur, Bürschchen . . .“

„Laß ihn los, Zwan.“ — „Viel zu wenig Prügel . . .“ — „Genug. Laß ihn.“ — „Wo kommst du her?“ — „Bom Goldsucherlager.“ — „Gottloser Hund!“ — „Hab mich verirrt.“ — „Spaß! Wenn man so . . .“ — „Paß dich fort! Und wenn du noch brüllst, gibt's Schrot in die Keulen.“ — „Der Kerl kommt ja um, in der Nacht, in diesem Zustande . . . Die vielen Wölfe . . .“ — „Mögen sie ihn fressen. Der ist übrigens sicher, da kommt kein Wolf. Der brüllt ja doch die ganze Nacht . . .“

Die schwankende Gestalt verschwindet um die Waldede. „Eidaaa! Oh!“ Wieder schallt's.

„Hörst du, Herr? Laß ihn nur laufen, solch' Unkraut kommt nicht um. Außerdem ist er ein Dieb . . .“

„Kaaa — mar múchu je . . .“

„I muchá smejót:“

„Chichichí, chachachá,“

„Kak ponráwitssa mnjá . . .“\*\*\*)

„Man hätte ihn doch noch dreschen sollen . . .“

Ehe wir weiterfuhren, beschlossen wir, noch einen Versuch zu unternehmen, um auf Rehböde zu Schuß zu kommen: jenseits des Flußchens fanden sich eine Menge frische Fährten — natürlich fast nur von starkem Wild. — Wir hatten einen Riesenweg zurückgelegt, als wir am Abend müde und hungrig den Fluß wieder aufwärts birschten, unsere Schuhe waren naß, die geschwollenen Füße froren und schmerzten. Und der Mißerfolg drückte uns nieder: nur ein Hasel-

\*) „Sohn einer Hündin! . . . Seele deiner Mutter . . .“

\*\*) „Du Vieh, L . . . r! Deine Mutter . . . Da hast du eins!“

\*\*\*) Unzüchtiges Lied.



huhn hatte ich erwischt, eine Uräuleule schoß ich vom Baum, um sie daheim meiner Sammlung einzuverleiben. Das war alles. —

Als wir hintereinander den Trittpfad über die Wiese am Flusse entlang lahmten, hockten noch die Auerhähne jenseits des Wassers, für die Büchse unerreichbar auf den Wipfeln der Lärchen und Kiefern. Die Aspen sind leer: nur wenige braune und rote Blätter wadeln noch im Winde, die Birken heben sich wie kahle Besen vom gelben Himmel ab. —

Plötzlich sehe ich etwas Graues, mitten auf der Wiese. Es bewegt sich — zieht schräg dem Morasthsilf zu . . . Bod!

Im Augenblick ist das Fadenkreuz des Fernrohres auf dem Ziel — Knall — einige Fluchten — die Wiese ist leer!

„Mimo . . .“ (Vorbei) grunzt der Jäger. Es klingt beinahe vergnügt . . .

Sollte wohl ungefähr heißen: „Na, siehst du: auch die „Teufelsbüchse“ hat ihre Mucken,“ oder: „Schau an, auch du heizt mal vorbei . . .“

„Mimo? O nein, nix da: ‚Mimo‘, alter Junge!“ — Wir suchen im Moor, laufen kreuz und quer drin herum. Kein Bod. Und der Anschuß nicht zu finden . . . Sollte es doch „Mimo“ sein?

Nochmal zurück. Hier muß er gestanden haben, als ich schoß . . . Und so ging er ab . . . Nichts: nur Schilf. Hätte man doch einen Hund! Nun mal quer gesucht. Da — der graue Klumpen — ganz abseits von der Fluchttrichtung! Der Bod — steintot! Eine Hand breit hinterm Blatt sitzt die Kugel. —

Solche Fälle geben zu denken. Tausend gegen eins war zu wetten, daß wir, nach erfolgloser Suche und in der Annahme, es läge doch ein Fehlschuß vor, zur Hütte gegangen, am nächsten Tage aber nicht zurückgekehrt wären. Kalte Rehfährten, auch kranker Tiere, werden ja von den „Lai“ meist ignoriert. Und wir selbst hätten am Erfolge der Nachsuche am Tage verzweifelt, besonders da es anfang zu regnen. — Man soll mit der Diagnose „Mimo“ doch sehr vorsichtig sein: wie leicht wäre der prächtige Kerl verludert!

Atnaschsin hatte das schlechtere Teil: er mußte, als wir endlich die Hütte erreichten, noch einmal hinaus, um mit Pferd und

Wagen den Bod zu holen. Nach mehreren Stunden traf er endlich ein. Nun ging's ans Aufbrechen bei loderndem Feuer vor der Hütte. Die Laik zerren das Gescheide hin und her . . . Wir aber hängten den Bod hoch in eine Kiefer: damit unsere eigenen, halb-wilden „Wölfe“ ihn nicht anschnitten oder gar auffräßen . . .

Am Herdfeuer knistert das Fichtenholz, der Teekessel singt und zischt. Draußen murren die Hunde, weit in der Ferne heult ein Wolf. Und vor dem kleinen, schwarzgeräucherten Bilde bekreuzigt sich der Jäger.

Ave, Maria . . .

Als ich das Dorf wieder erreichte, fand ich eine Menge Briefe vor: eine große Freude! Da waren drei Briefe meiner Frau, ein Schreiben Fritz Bleys mit interessanten wissenschaftlichen Mitteilungen, mehrere Nummern der „Deutschen Tageszeitung“, der „Deutschen Jägerzeitung“, des „Deutschen Jägers“, A. Hugos „Jagdzeitung“, die „Neuen Baltischen Weidmannsblätter“, „Wild und Hund“ und mein Leibblatt, der „St. Hubertus“. Hallo! Was ist denn das für eine steife Handschrift? Poststempel: Képalowo? Lange muß der Brief unterwegs gewesen sein, ehe er endlich von meiner Frau in ein neues Kuvert getan und mir hierher nachgeschickt wurde . . . Natürlich: ganz unleserliche Adresse, eine Menge Notizen: „Adressat unbekannt“, „nicht angemeldet“ usw. — Neugierig mache ich auf: Dshafaridsje! Hier der Wortlaut, der mich tieftraurig stimmte, zeigt er doch wieder deutlich, wie sehr man sich in den Menschen täuschen kann:

„Mein lieber Baron!

Es ist nun fast schon anderthalb Jahre her, daß wir zum letzten Male Briefe gewechselt haben, und ich muß bekennen, daß die Schuld an mir liegt. Denn ich gestehe es offen ein: es hat lange gedauert, bis ich mich entschließen konnte, Dir zu verzeihen, daß Du Dich verheiratet hast und daß Du im vorigen Jahre mit Deiner Gattin nicht bis zu mir in meinen Weltwinkel gekommen bist, sondern im Ural gejagt hast. Ich will aber feurige Kohlen auf Dein Haupt häufen und Dir trotzdem einen längeren Brief schreiben.



Also zunächst einmal die Umstände, unter denen ich jetzt hier lebe. Die Fischerei war im vorigen Herbst und Winter sehr gut gewesen und ich hatte Anfang Dezember drei Fischgärten gepflropft voll mit aller möglichen Ware. Es mögen etwa 3—4000 Pud Hechte, Barsche, Manden, Karauschen und größere Weißfische gewesen sein, die ich in einem Altwasser und in zwei Fischgärten, die ich in der Mordá und in der Zepusch angelegt hatte, bis zum Eintritt guter Schlittenbahn und stärkerer Fröste hielt, um sie dann zur Bahn zu versenden. Du weißt, wie alles das schwierig ist und daß man in unserer Gegend nicht allzu leicht Fuhrwerk bekommt. Ich brauchte ungefähr 100 Pferde, um die ganze Fischmasse über Tobolsk nach Tjumen zu bringen, und das ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. Leider trat die Schlittenbahn bei uns im Flachlande Sibiriens 1912 besonders spät ein, so daß ich die Fische — wie gesagt — bis Anfang Dezember halten mußte. Während Du im Ural in Folge der großen Schneemassen kaum jagen konntest, haben wir hier Wochen und Monate lang trockenen Raufrost gehabt. Mir ist nur ein einziges solches Jahr erinnerlich: das war vor etwa 20 Jahren. Da hatten wir auch bis Weihnachten keine Schlittenbahn, dafür aber 40 und mehr Grad Frost.

Endlich war nun die Schlittenbahn gekommen, und ich machte mich auf, um nach Tobolsk zu fahren und in der Umgegend der Stadt mit Fuhrleuten zu affordieren, die meine Fische zur Bahn bringen sollten. Zuerst besuchte ich Baron Buddberg, den ich über ein Jahr lang nicht gesehen hatte und dem ich gram war, da er im vorigen Jahre mehrere Bären geschossen hatte, ohne mich zur Assistentz aufzufordern. Du weißt, daß Buddberg schon ein paar Mal von Bären angenommen worden ist und nur mit knapper Not dem Schicksal entging, geschlagen zu werden; und ich hatte ihm eigentlich das Versprechen abgenommen, nie mehr allein an ein Bärenlager zu gehen, sondern mich immer zuzuziehen; denn zwei Büchsen sind immer sicherer als eine, besonders in Anbetracht der schweren Fröste, bei denen Versager und Störungen des Schloßmechanismus selbst beim besten Gewehr leicht vorkommen.

Buddberg hatte also drei oder vier Bären geschossen, und das



ohne meine Assistenz. Ich hatte ihm brieflich Vorwürfe gemacht, er war mir die Antwort nicht schuldig geblieben, und so kam es denn, daß ich den lieben Baron ein Jahr lang nicht sah. Nun zog es mich aber doch wieder zu ihm, und ich verlebte mehrere Tage bei ihm.

Endlich hatte ich ein paar Fuhrleute für mich verpflichtet und fuhr nun frohen Mutes wieder nach Norden, Tag und Nacht im Schlitten sitzend, bis ich am zweiten Tage endlich in Bogdanow, 30 Werst von unserem Schémini, landete. Dort erfuhr ich zu meinem größten Staunen, Dein alter Jäger Micháil, mit dem ich mich ja niemals gut gestanden habe, sei in Schémini, und zwar bewohne er mit seinem Sohne, seinen beiden Brüdern und seinem Schwieger-  
sohne Deine kürzlich erbauten Hütten auf der hohen Heide. Dies zu hören war mir gar nicht angenehm, denn ich merkte sofort, daß der Alte irgend etwas gegen mich im Schilde führte. Ich lief nun so schnell ich konnte die 30 Werst bis nach Schémini und fand unser Besitztum leer und wie ausgestorben. Meine sämtlichen Fischer und Arbeiter waren davongelaufen. Die Speicher waren erbrochen, meine Jagdhütte in desolatem Zustande. Ich rief, fluchte, gab Signal-  
schüsse ab — umsonst; nichts regte sich. Endlich gegen Abend kam ein Mann aus der Heide und näherte sich unseren Hütten. Ich er-  
kannte meinen tatarischen Diener, der scheu um sich blidend ange-  
schlichen kam und bei meinem Anblide in lautes Weinen ausbrach, sich vor mir niederwarf und, wie es seine Art ist, meine Hüften und Kniee streichelte. Er erzählte mir, Micháil sei mit seiner Bande da-  
gewesen und habe behauptet, Du habest ihn geschickt, um von Schémini ganz für Dich und ihn Besitz zu ergreifen und mich aus unserem ge-  
meinsamen Besitz zu verjagen.

Natürlich war die feige Bande erst nach meiner Abreise gekom-  
men und hatte zunächst meine sämtlichen Arbeiter unter Drohungen  
verjagt. Meinen Tataren, der sich ihnen widersetzte, hatten sie mit  
Knütteln und Fäusten schrecklich zugerichtet und sodann unter dem  
Vorwande, Deine Gewehre, Patronen und Vorräte, sowie Deinen  
Samowar abholen zu müssen, die Speicher erbrochen und außer den  
Dir gehörigen Sachen noch eine Menge anderer Gegenstände heraus-  
geschafft. Dann waren sie auf und davon und hatten sich 10 Kilo-



meter weiter auf der hohen Heide, wo Deine Jagdhütten stehen, häuslich niedergelassen.

Ich beschloß natürlich, Rache zu nehmen, nahm meine Mauserbüchse über den Rücken, steckte meinen kaukasischen Dolch zu mir und zog in der Begleitung meines Tataren, der ebenfalls vor Rachedurst glühte, in der Richtung der hohen Heide ab. Als wir nach 2½ stündigem Marsche dort anlangten, waren die Vögel ausgeflogen. Sie mußten einen guten Nachrichtendienst unterhalten haben und hatten zweifellos am Tage vorher von meiner Ankunft in Bogdánow erfahren. Kurz und gut: die Hütte war leer, die Feuerstelle auf dem Herd war erloschen, und nur die Fußspuren im Schnee zeugten davon, daß die Bande am Tage vorher hier noch gehaust. Die Vorräte, Deine sowohl wie meine Sachen hatten sie auf kleinen Hand-schlitten hinter sich hergezogen.

Wie ich jetzt erfahre, haben sie Deine Gewehre und einen Teil Deiner Sachen in schrecklichem Zustande, verrostet und verbeult, bei Baron Budberg abgeliefert, die mir gehörigen Gegenstände aber als willkommene Beute behalten. Das ist also der alte Micháil, auf den Du so große Stücke gehalten hast!

Aber das dicke Ende kommt nach: als die Fuhrleute ankommen, um meine Fische abzuholen, finde ich beide Fischgärten zerstört, so daß die ganze Fischmasse befreit war und die Flüsse hinabgeschwommen sein mußte. Nun ging ich, nein, flog ich zum Altwasser und fand hier das Schrecklichste vor, was man sich denken kann: die Kanailen hatten in die offene Quelle des nur halb zugefrorenen Lämpels mehrere Kannen Petroleum und Birkenteer hineingegossen, so daß sämtliche Fische elend krepirt waren. Du kannst Dir denken, welche unangenehmen Gefühle mich bewegten! 3—4000 Rubel zum Nettopreise von je 2 Rubel verloren, meine Vorräte verschleppt, meine Sachen gestohlen, und zu alledem noch die Fuhrleute bezahlen müssen, die in viertägiger Schlittenreise mit etwa 80 Pferden hierhergekommen waren! Die ganze Mühe und Arbeit dieses Jahres ist zerstört!

Ich hielt mich nun nicht lange mehr in Schémíni auf, sondern fuhr Hals über Kopf zur Stadt, um die Sache anzuzeigen. Dort wurde mir aber bedeutet, daß der Untersuchungsrichter nicht vor dem



Frühjahr nach Schémini kommen könnte! Was dann bei der Untersuchung herauskommen kann, liegt auf der Hand. Die Petroleumspuren im Tümpel werden bei eintretendem Hochwasser weggeschwemmt sein, und man wird die Schuld an der Zerstörung der Fischgärten dem Eisgang und dem Hochwasser zuschreiben. Ich bin ja kein Russe, zudem noch ein lästiger Edelmann und sogar Fürst. Mein Diener ist noch nicht mündig und außerdem Mohammedaner; meine Widersacher aber sind echt russische Bauern, der einzige heute in Rußland „privilegierte“ Stand, der von Beamtschaft und Regierung gehätschelt und gepöppelt wird. Es ist klar, daß in Anbetracht der demokratischen Gesinnung des größten Teiles unserer unteren Beamten bei meiner Anzeige wenig herauskommen kann. Da kann selbst Budberg nicht helfen! Und was nützt es mir, daß die Kerle im besten Falle ein paar Monate eingesponnen werden, — mein Geld und meine Fische sind hin, und keine Macht der Welt kann mir meinen Verlust ersetzen. Denn was nimmt man von dem „hungerigen, bemitleidenswerten“ russischen Bauern! Doch Zeit bringt Gelegenheit, die Wälder sind groß und verschwiegen! Also, lieber Baron, komm her, sobald Du kannst, und sieh nach dem Rechten. Es ist schrecklich, wie einsam und von allen verlassen ich bin.

Mit der Jagd habe ich mich wenig abgeben können, denn ich hatte kein Geld, um mehr als zwei oder drei Bärenlager kaufen zu können. Ich habe daher in diesem Winter auch nur zwei Bären erlegt: den einen am Turtaß, den anderen zwischen Baltšára und Arlymka im Schwarzen Urmán bei der Wyguli-Hütte. Das Lager des ersten Bären wurde mir von den russischen Bauern gezeigt. Es befand sich auf einer Moorinsel, etwa 70 Werst von Awát. Ich legte die Strecke in anderthalb Tagen zurück. Leider ist der alte „Kajimírka“ schon so steif und schwerfällig geworden, daß ich ihn nicht mitnehmen konnte, und auch Budberg klagte, daß mit dem alten famosen Hunde nichts Rechtes mehr los sei. Ich nahm also Deinen „Tscherniška“, meine kleine Hündin „Bjelka“ und einen struppigen Bauernkötter mit, der gut am Bärenlager zu brauchen sein sollte. Da nur wenig Schnee lag, konnte ich gewärtig sein, daß der Bär bald genug hoch werden würde; zudem herrschte an dem Tage nur ganz gelinder Frost.



Der Russe war durch nichts zu bewegen, mit an das Lager heranzugehen, da es sich um einen besonders starken Bären handeln sollte. Ich schlug mir also eine lange Fichtenstange aus — Du weißt ja, wie man das macht — und stocherte ins Lager hinein, während die Hunde ringsherum wütend Hals gaben. Plötzlich fuhr Dein „Tschernischka“ — ich hätte dem diden Kerl solche Courage gar nicht zuge-  
traut — in den Lagereingang hinein, und es entstand da unten eine kurze, aber furchtbare Beißerei. Bald hörte ich den Bären schnaufen und grunzen, brüllen und mit dem Gebiß gnatschen, bald wieder das zornige Knurren und das Wutheulen des Hundes. Plötzlich sauste „Tschernischka“ wie ein Bolzen aus dem Lager heraus, und unmittelbar hinterdrein kollerte ein mächtiger tiefschwarzer Bär. Ich hielt auf ungefähr 10 Schritte kurzblatt und schoß. Im Nu hatte der Bär von den Hunden abgelaufen und flog mir entgegen; die Unterlippe gesenkt, die Nase wie eine Tatarenfratze aufgestülpt. Doch schon hatte ich repetiert, und als der Kopf des Bären die Spitze des Laufes berührte, drückte ich meine Mauser zum zweiten Male ab, gleichzeitig einen Sprung rückwärts machend. Wie ein schlaffer, dider Sack plumpste der Bär in sich zusammen; er zuckte nur noch ein paar Mal mit den Branten, wälzte sich zur Seite und bewegte sich nicht mehr. Ich habe den Bären in der Stadt wiegen lassen; er hatte das stattliche Gewicht von 18½ Pud.

Dann bin ich wieder nach Tobolsk gefahren und habe den ganzen Bären, der sehr gut in Haar war, für den verhältnismäßig hohen Preis von 75 Rubeln verkauft. Zugleich brachte ich meine sämtlichen Zobel-, Fuchs-, Otter-, Marder- und Luchsbälge, die Du ja bei mir in der alten Truhe gesehen hast, an den Mann, denn ich brauchte auf alle Fälle bares Geld, und vor allen Dingen wollte ich mit dem Verkauf der Zobel nicht bis zum Herbst 1916 warten, denn für unser Gouvernement war der 1. Januar 1913 der letzte Termin, an dem man Zobelbälge verkaufen durfte, und es drohten dem Übertreter dieser Bestimmungen langwierige und strenge Gefängnisstrafen. Ich bekam bei verhältnismäßig gedrückten Preisen: für meine 7 Zobel 540 Rubel, für 2 schwarzbraune Füchse 125 Rubel, für 9 gute Rotfüchse 92 Rubel, für 18 Hermeline 45 Rubel, für 4



Otter 60 Rubel, für 6 Marder 156 Rubel und für 1 Luchs 30 Rubel. Nun hatte ich wieder etwas Betriebskapital, so daß ich Leute anwerben konnte, um wenigstens unter dem Eise fischen zu können, und brach über Arlymka nach Wyguli-Hütte auf, um von dort aus wieder Schémini in drei oder vier Tagesmärschen zu erreichen. Als ich in der kleinen Unterkunftshütte bei Wyguli — Du kennst sie ja; sie liegt an dem hübschen kleinen See im Zirbel- und Tannenwalde — anlangte, sagte mir der dort im Winter hausende Tatar, unweit der Station sei ein Bärenlager. Ich machte mich sofort am nächsten Tage dahin auf, und meine Hunde fanden nach kurzem Suchen im Dickicht auf einem Heiderücken das Lager. Zu meinem größten Erstaunen verließ der Bär gleich nach dem ersten Hundeblass sein Winterquartier und machte sich auf die Socken. Es war schwer, dem ziemlich starken hellbraunen Burschen eine Kugel anzutragen, da er mit reißender Geschwindigkeit durch die Stangen flüchtete und die Hunde wie Federbälle um ihn herumsprangen. Zudem war die Entfernung verhältnismäßig groß, nämlich etwa 60—70 Schritte, und nur dank meiner immerhin noch leidlichen Schießtechnik gelang es mir, kurz hintereinander in den Bären drei Kugeln hineinzurepetieren. Das dritte Geschöß erhielt der Bär in die Keulen, so daß er vor Schmerz und Wut laut aufbrüllte, sich plötzlich herumwarf und mich annehmen wollte. Schnell repetierte ich wieder; doch klemmte sich die vierte Patrone im Magazin und legte sich quer. Alles Reißen und Drücken half nichts. Der Bär polterte, von den Hunden umgeben, mit tiefgesenktem Kopf immer näher heran. Plötzlich blieb er stehen, um keine 5 Schritte von mir entfernt wieder kehrt zu machen und seine Flucht fortzusetzen. Jetzt hatte ich Muße, mein Gewehr wieder in Ordnung zu bringen, was allerdings einige Zeit in Anspruch nahm, denn meine ohnehin etwas froststarrten Hände zitterten infolge der Aufregung. Schließlich glückte es mir, die Patrone herauszuziehen, einen neuen Rahmen in das Magazin zu stecken und mich schußfertig zu machen. Nun zog ich langsam auf der Schweißfährte nach. Hinten im Gebüsch der Heidesenke ertönte der wilde Standlaut Deines und meines Hundes; dazwischen das zornige Blasen und Brummen des Bären. Endlich sah ich ihn zwi-



sehen dem Kalintenholz und Weidensträuchern. Er saß auf den Keulen und wiegte den Oberkörper hin und her. Nur hin und wieder machte er noch matte Ausfälle gegen die Hunde, indem er mit dem Kopfe herumfuhr oder schlapp mit der Brante ausholte. Schweiß und Geißer liefen ihm aus dem Fang; sein Hals war lang und dünn, die Gehöre eng an den Kopf gedrückt, die Nase aufgestülpt, und das Gebiß bledte. Ich schlich mich bis auf 10 oder 15 Schritte von hinten heran und schoß ihm eine Kugel zwischen die Blätter. Lautlos sank er nach vornüber und wurde sofort von den wütenden Hunden gedeut. Dieser Bär wog etwa 10 Pud. Es war ein



Bohrmaschine in Tätigkeit.

mittelstarkes, ziemlich mageres uraltes Männchen mit ganz braunem, lückigem und abgestumpftem Gebiß.

Das sind meine heurigen Bärenjagden. Einen Peß habe ich noch im Sommer an der Kuh, die er in der Nähe von Bogdánow gerissen hatte, bei Nacht und Nebel geschossen. Weiß der Teufel, wo ich die Nerven hergekriegt habe! Ich hab's nicht mehr fertig gekriegt, mich wie früher dicht an das Luder auf die Erde zu setzen. Ich kletterte wie ein richtiger Sicherheitskommissarius etwa anderthalb Faden an einer Kiefer hoch und setzte mich dort auf ein paar dicke, bequeme Äste. Der Bär kam kurz nach Mitternacht. Da wenig Mondlicht vorhanden war, konnte ich ihn bloß als dunkle Masse an der weißen Kuh erkennen und mußte aufs Geratewohl auf den

Klumpen schießen. Im Knall warf sich der Bär herum, schnaufte, grölte dumpf auf und prasselte davon. Mit starren und steifen Gliedern verließ ich nach viertelstündigem Warten meinen primitiven Hochsitz und trabte dem Dorfe zu, um meine Glieder wieder einigermaßen warm und gelenkig zu kriegen. Am nächsten Morgen fand ich den Bären kaum 100 Schritte vom Anschuß bereits kalt und starr vor. Die Kugel war zwischen Rückgrat und Schulterblatt eingedrungen, hatte das Herz gestreift und war unten am Brustbein wieder herausgefahren. Der Ausschuß, den das Teilmantelgeschöß gemacht hatte, war fast faustgroß. Dieser Bär war ein schwarzbraunes, geringes Männchen. Ich schätzte sein Gewicht auf 7—8 Pud. Trotzdem der Bär Mitte August gefallen war, war seine Haut noch ziemlich gut, und ich konnte sie in der Stadt für 30 Rubel verkaufen.

Ende August 1912 habe ich den langgehegten Plan verwirklicht, wieder einmal an den Oberlauf der Kumá und an den Laud zu kommen. Egon Germánowitsch, ich sage Dir: Elche wie Kuhherden! Ich schoß in einer Woche drei ganz kapitale Schaufler, brach aber dann die Jagd ab, da ich mit dem Wildbret nichts anzufangen wußte und nicht eine solche Menge „Fleisch“ einfach verludern lassen wollte. Die Schaufler haben gute Auslagen; der stärkste spannt etwa 1,70 Meter, der zweite 1,60 Meter, der geringste 1,30 Meter. Es sind ein ungerader 28-Ender, ein gerader 16-Ender und ein ungerader 30-Ender. Der 16-Ender hat nur ganz schmale Schaufeln und sehr lange weiße Enden, während die beiden anderen breite, ziemlich runde Schaufelflächen haben mit welligen Enden und deutlich ausgeprägter Vorschaukel. Auffallend bei diesen Elchen, besonders bei den beiden guten Schauflern, sind die sehr langen Stangen zwischen Rose und Schaufel. Ich habe die drei Geweihe bei mir in Schémini. Was soll ich alter Kerl aber mit Jagdtrophäen? Hätte mir, wenn ich alles aufbewahrt hätte, drei Schlösser damit ausstaffieren können. Aber Du weißt ja: ein Krösus war ich nie, und so habe ich denn von jeher Stück für Stück billig oder teuer, wie's gerade kam, verkauft. Manchmal tut's mir ja heute leid; aber was soll ich machen?

Ich denke übrigens nicht mein Leben hier in Sibirien zu beschließen, denn je älter ich werde, je steifer meine Beine, je dürrer meine



Rippen, desto mehr sehne ich mich wieder nach meinen Bergen, nach meinem Kaukasus zurück, und ich werde wohl eines schönen Tages ohne Sang und Klang hier verschwinden und für meine alten Tage mich bei meinen Angehörigen im Kutaïsschen Gouvernement niederlassen. Freizügig bin ich ja nun, denn meine Verbannungsfrist ist längst abgelaufen. Ob sie mich alten verbauerten Kerl aber gern wieder haben wollen — wer weiß . . . Fast fürchte ich, sie werden sich meiner schämen, wenn ich nach Urwaldart beim Essen schmaße oder mit den Fingern in die Schüssel fasse. Komme, was da wolle: einen Salonlöwen macht man doch nicht mehr aus mir. Die Zeiten sind vorbei, denn ich merke das Alter tagtäglich.

Also komm, so bald und so schnell Du kannst. Ich werde mich riesig freuen. Pfeife auf die Rehböde und Plunderelche im Ural. Komm mit mir an die Kumá und an den Laud. Dort werde ich Dir zeigen, was gute Elche sind und wie ein guter Elchstand aussieht. Drei Monate mußt Du schon dazu zur Verfügung haben, anders geht's nicht. Also komm! Du kannst dann Deine Rekordproben und Trophäensammler in Eurer Geweihausstellung in zornigen gelben Neid versetzen.

Nun Schluß und viele Grüße. Und wenn Du mir einen großen Gefallen tun willst, dann tritt dem alten Micháil vor den Bauch, daß er acht Tage lang nicht aufsteht . . .

Stets Dein getreuer

Alexander Dshafaridse.'

**W**eiß in weiß die weite Fläche: der erste Schnee!  
Der du da in den ruhigen, rauchigen Städten am Bürotisch sitzt, weißt du, was das für den Hochwildjäger bedeutet? Schnee! Welch Zauberwort! Wie das blaut im ersten, dämmrigen Frühlicht, wie das knirscht und knarrt und knistert . . . Und dann, wenn der erste rote Strahl über die Felsengebirge leuchtet — dies Flimmern, dies Blinken und Fladern! An den kleinen Fichten und Tannen hängt dickes, wolliges Weiß, Wipfel und Zweige sind nieder-

gebogen. Und zieht ein Windhauch durch den Tann, so stäubt's und poltert's herab, und die Zweige schnellen empor und zittern und beben. — Der große Scheitán, der Waldgeist, ist in der Nacht durch die Heiden geschritten im wehenden Nord . . .

Welch ein Zauber! Wie Gespenster die hohen Farne am Trittswege, glitzernde, schillernde Kruste über dem Moortümpel. Und rosenrote Wolken ziehen unter grünem Frosthimmel. Die Pferde schraubten in der eisigen Morgenkühle, ihre Mähnen sind reifig, Perlen stehen auf dem Haar ihrer Rüsten.

Über den Pfad steht eine Fährte, breit und wuchtig. Das muß er sein, von dem die Kohlenbrenner erzählten, der grobe Schausler, der seit Jahr und Tag hier steht. Hui, heh, mein Hund! Tochói! Breit ist die Fährte, schwer. Wie zierliche Figürlein die Spuren der Hunde daneben: Hui, heh, poschól!

Trab hinterher, durch Gezweig und Stangen, bergan, bergab. Epenwaldungen am Berghange wechseln mit jungem, dichtem Kiefernwald und Weidenstruppwerk am Wiesenrande. — Der Elch ist flüchtig: breit und gespalten sind die Schalenabdrücke, der Boden ist über den Schnee herausgespritzt, Blätter, Gräser sind herausgeworfen. — Halt! Hier hat der Elch das Jungholz passiert: deutlich sieht man die Anschlagstellen, die das Geweih an der Rinde der Stämmchen machte. Hier, am Windbruch, hat er sich einen Augenblick den Hunden gestellt: der Schnee ist zerstampft, das Buschwerk geknickt. Ringsum die Spuren der Hunde. Müssen weit voraus sein: kein Ton zu hören.

Hoch oben auf dem Berge halten wir, mein Jäger und ich. Weit umher hindert nichts den Blick. Drüben dehnt sich das riesige Moor, weiß beschneit. Nur wie dünne schwärzliche Striche heben sich die spärlichen Birken ab, einzelne Kiefernhorste zeichnen grüne Flecke. In der Ferne die weißhäuptigen Spitzen des „Kámenškoie“, des „Uwál“ und „Wnjssókyi kámen“. Verschneite Wälder und Felsen. Und über aller Herrlichkeit der grünlichblaue Lichthimmel. Wie dressierte Hunde laufen die Pferde hinter uns drein, als wir absteigen.

So ein Abstieg ist keine Kleinigkeit. Überall sind glatte, über-



schneite Felsen auf dem Wege, und nur zu leicht machen die Pferde einen Fehltritt. Dann aber — „koppheister!“ Und fängt einen dabei nicht eine mildtätige Espe oder Tanne auf, kann die Rutschpartie übel ablaufen . . .

Weiter auf der Fährte. Als wir das Tal durchschritten haben und über den Birkenhügel reiten, ist mir's, als hörte ich — ganz fern, hinter dem Moore, Hundestimmen. Nun aber Galopp! In Ballen plumpt der Schnee von den Bäumen. — Hauauauuu! Hau, hauauauuuu! Hu, hu hu, hu! Deutlich klingt's vom Flusse her. Nun durch das Schilfmoor, so schnell es geht — noch ist der Boden stellenweise weich, — Hu, hu, hu, hu! Hau, hauuuu, hu! Immer näher klingt's. —

Herunter vom Gaul, hinein ins Dickicht . . . Jetzt höre ich den Elch im Weidicht brechen — laut verbellen die „Laiki“. Dann aber kracht's und poltert's, es prasselt im Gestrüpp . . . Und weit drüben ertönt der Hals der Hunde. — Zurück zu den Pferden, in den Sattel, los! Galopp am Berghange entlang! Fern klingt der Hals der „Laiki“. Der Hirsch ist wieder in Bewegung . . . Dazu noch der schreckliche Wind, der hier am Hange weht! Klipp, klapp, geht's über die verschneiten Felsen.

Endlich wieder: hu, hu, hu, hauuuu! Hubertus hilf! Nur noch ein Jagdtag bleibt mir — für übermorgen ist das Billett im Transsibirischen Expresß bestellt . . . Vorwärts, vorwärts! Den Hirsch muß ich haben! Ach, und du nimmst ja kein Gelübde von mir, dem ungläubigen Thomas — sonst wie gern, Hubertus. Tausend Gelübde zu geben, wär ich bereit, wenn . . . Hu, hu, hu! Näher. —

Warum läuft der verdammte Gaul nicht? Greuliches Vieh! Gepanzert ist die Brust, das Herz im Harnisch — kein Mitleid mit dem armen Vieh . . . Vorwärts! Drüben — wahrhaftig! Dort steht der Hirsch! Wie graue und schwarze Bälle umspringen ihn die Hunde! Hau, hau, hu, hu, hau! Keine Deckung — im dünnen Birkenbestande, zwischen Felsen steht der Hirsch . . . Nun schnell: lange wird er hier nicht bleiben. — Fernrohr — zweihundert Meter: Helle Schaufeln blitzen. . . . Verdammt, dies Zittern in der Hand . . . Bang!

Wie ein Wirbelwind rast der da drüben fort. Das Schloß rasselt: Bang! Bang! Und Elch und Hunde sind überm Berge. —

Nun hab ich Zeit. Langsam führe ich mein müdes Köhlein am Zügel. Auch der Jäger ist mittlerweile herangepustet: er hat einen gefährlichen Sturz getan, ist einen Abhang heruntergerutscht, hat sich mit dem Gaul überschlagen und ist endlich in einem Gewirr von Ebereschen und Faulbaumgestrüpp gelandet. Glücklicherweise nur ein paar Hautabschürfungen, eine Beule an der Stirn und ein verstauchter Finger. — Langsam ziehen wir hinüber. —

Da ist der Kampfplatz — zerstampft der Schnee . . . Und hier: Haar — ein paar rote Tropfen! Huberto sei Dank!

„Náschy“ (unser) sagt der Jäger trocken. Denn drüben am Felsblock ist der Schnee weithin rot gefärbt. —

Aber Stunde um Stunde ziehen wir auf der Schweißfährte, bis uns wieder der Hals der Hunde entgegenschallt. Drüben, jenseits des Fließchens. Und das Fließchen ist die — Grenze! Die Grenze des Kaiserlichen Forstes, in dem jedes Jagen verboten . . .

Der Jäger murmelt Verwünschungen. Und dann lehnt er sein Gewehr an eine Kiefer und geht der Fährte nach. Er will sehen, ob er den Elch nicht wieder zurückdrücken kann: drüben, hinter dem Erlenhofst, macht der Fluß eine Biegung — ich soll schleunigst hin. Vielleicht zieht der Hirsch da hinüber . . . Eile ist nötig: nicht fern von hier ist die Buschwächtere, der „Kordón“, und der Schnee verrät alles . . .

In scharfem Trabe habe ich die Flußbiegung erreicht, habe den Gaul angebunden, bin in die Niederung gelaufen: nur schwach tönt der Laut der Hunde herüber. Dann ist mir's, als wäre ein Schuß gefallen — und alles ist still, die Dämmerung bricht herein . . .

Ich weiß nicht, wie lange ich dort gestanden habe, weiß nicht, wie ich wieder zurückgeritten bin . . . Nur erinnere ich mich, Atnaschein plötzlich vor mir auf dem Wege gesehen zu haben — Atnaschein mit zwei Hunden . . . Und wie er nur gesagt hat: „Propál . . .“ (Verloren).

Und dann sind wir zur Hütte geritten, und der Mann hat erzählt: Er habe den Hirsch im Wundbett hochgemacht — er sei



davongerast, verfolgt von den Hunden — gerade auf ihn zu, an ihm vorüber. Und dann sei ein Schuß gefallen . . .

Am Elch aber habe er dann zwei Buschwächter gefunden. Sie hätten sich auf nichts eingelassen; eben, weil sie zu zweien waren. Einer mißgönne dem anderen, mißtraue ihm . . . Man müsse morgen zum Oberförster — drei Stunden von hier. Der würde vielleicht das Geweih herausgeben, das hätte ja doch für ihn keinen Wert . . . Aber das viele schöne „Fleisch“! Der Jäger war nahe am Heulen.



Kast im Walde am „Schälásch“.

Mit einem solchen Jammer habe ich mich niemals niedergelegt, wie an jenem Abend. Und auch am nächsten Tage wurde die Sache nicht besser, denn der Oberförster war nicht zu Hause, sollte erst in frühestens fünf oder sechs Tagen zurückzuerwarten sein. Der Unterförster tröstete mich: ich würde das Geweih sicher herausbekommen, was läge denn daran? Und als er ein tüchtiges Trinkgeld bekommen hatte, versprach er, sein Möglichstes zu tun. Er würde das Geweih an Atnaschéin ausliefern, auch dafür sorgen, daß es nicht

häßlich aus dem Schädel gehakt würde. Atnaschsin könne mir die Schaufeln ja dann schiden . . .

Himmel! Und in vierundzwanzig Stunden sollte mein Zug gehen!

Jammer im Herzen bin ich weggefahren, Kummer begleitete mich auf meiner weiten Reise. Werde ich das Geweih bekommen? Oder wollte mir das Schicksal diesen schweren Schlag nicht zu guter Leht ersparen? „Kismét“ sagen die Mohammedaner . . . . .

Während diese Zeilen gedruckt werden, hat mein alter Jäger sich um die Erlangung des Geweihes redlich bemüht. Und mit Erfolg: Er schreibt mir unterm 6. März d. J., er habe nach langem Hinundher und nach großen Scherereien den Kopf des zweiten Elches ausgeliefert bekommen. Es sei der stärkste Schaufler, der seit langem im Walde von Sussért zur Strecke kam!

---



## Statistisches über die Erwerbsjagd.

Im europäischen Rußland kann man drei verschiedene Jagdarten unterscheiden, nämlich den Rayon der gewerbsmäßigen Jagd, der die Gouvernements Archángelst, Wólogda, Wjátka und Perm umfaßt, den Rayon der gelegentlichen Erwerbsjagd, der die Gouvernements Olónez, Nówgorod, Kostromá, Nischny-Nówgorod, Kasán, Usá und Orenbúrg umfaßt; und das Gebiet ohne gewerbsmäßige Jagd: das ganze übrige europäische Rußland. Das Jagdgesetz hat aber in allen europäischen Gouvernements, mit Ausnahme von Archángelst, trotz des Vorhandenseins gewerbsmäßiger Jäger Gültigkeit, auch ist der Privatbesitz berechtigt, sich durch Forstschutzwachen gegen Übergriffe fremder Jäger zu schützen. Mit Ausnahme des an der Hauptverkehrsline gelegen, sich südlich des eigentlichen Waldgebietes hinziehenden Kulturstreifens, besteht in ganz Mittel- und Nordibirien die unbeschränkte gewerbsmäßige Jagd, die weder Schongesetze noch Besitzgrenzen kennt, es sei denn, daß es sich um sogenannte „Wódschini“, die von der Regierung der Urbevölkerung eingeräumten Reservatgebiete, oder größere Pachtjagden handelt. Im archángelstischen Gouvernement wird die gewerbsmäßige Jagd meist in den Kreisen Mésen, Pinéga und Petschóra bis zum Ural betrieben und erstreckt sich sowohl auf die Tiere des Waldes als auch auf die der Tundra und des Eismeeres. Nach Silántjew beginnt die Waldjagd auf Pelztiere im Gouvernement Archángelst im Oktober und dauert dann bis zum Januar. Früher wurde die Pelzjagd von Genossenschaften ausgeübt, während heute infolge des Rückganges der Wildmenge fast nur Einzeljäger existieren, die sich nur in gewissen Fällen zu zweien oder dreien zusammentun.

Unter den Tieren, die von gewerbsmäßigen Jägern gejagt werden, nimmt den ersten Platz das Eichhorn ein. Von anderem Wild wird gejagt: Fuchs, Marder, Eisfuchs, Bär, Bielfraß, Wolf, Hermelin, Rentier und Elch. Die Jagd auf Waldflugwild beginnt im August und dauert bis zum März. Die Hauptwildarten bilden: Haselhühner, Schneehühner, Auer- und Birkwild, das meist in Schlingen erbeutet

wird. Von Wassergeflügel werden heute hauptsächlich Eiderenten, Schwäne, Gänse und Taucher geschossen. Das Flugwild wird nach Petersburg oder auf die lokalen Jahrmärkte geschafft.

Im ganzen wurden im Gouvernement Archángel'sk annähernd folgende Wildmengen erbeutet:

Haarwild:	1904	1905
Eichhörnchen	78 000 Stüd	226 000 Stüd
Hermeline	7 120 „	10 300 „
Füchse	900 „	1 100 „
Eisfüchse	800 „	2 700 „
Marder	1 300 „	1 100 „
Bären	120 „	120 „
Vielfraße	70 „	70 „
Wölfe	70 „	70 „
sonstiges Haarwild	7 500 „	8 000 „
im Wert von 37 200 Rubel		75 600 Rubel
Flugwild:	1904	1905
Haselhühner	165 000 Paar	116 000 Paar
Schneehühner	86 000 „	77 100 „
Birkhähne	35 500 „	38 000 „
sonstiges Wald- u. Wassergeflügel	24 000 „	24 000 „
im Wert von 81 800 Rubel		75 000 Rubel

Im ganzen also Haar- und Flugwild für 119 000 Rubel und 150 600 Rubel.

Die Gesamtzahl der Erwerbsjäger im Jahre 1905 betrug etwa 11 000 Mann.

Nach Silantjew wird die Jagd auf Seetiere in den Kreisen Kem, Alexándrowsk, Onéga, Archángel'sk, Mésen, Petschora und auf den Inseln Nowaja Semljá, Kolgújew und Waigát'sch betrieben. hauptsächlich werden Seehunde, die Grönlandsrobbe, die Ringelrobbe, ferner Walroß, Eisbär und Weißwal gejagt. Der Robbenschlag beginnt im Januar und endet im April.

Auf die Seehundsjagd begeben sich die Erwerbsjäger gewöhnlich in kleinen „Artéls“ von zwei bis drei Mann und vereinigen sich an den Schlagplätzen zu größeren Genossenschaften. Jedes kleine „Artél“



hat ein kleines Boot mit, das auf den Eisschollen auf Schlittentufen gestellt wird. In neuester Zeit suchen die reicheren Erwerbsjäger zum Zwecke der Seehundsjagd sich speziell angepasste Segel- und sogar Dampffahrzeuge zu beschaffen und betreiben die Jagd mit Erfolg am Eingang zum Weißen Meer, ohne von der Windrichtung und dem Eistreiben abzuhängen. Die Felle und der Tran werden gewöhnlich von Prokuristen der Archängeler Kaufleute aufgekauft und über Archangelsk in die inneren Gouvernements expediert. Der Seehund wird an denselben Plätzen geschlagen wie die Grönlandsrobbe, besonders zahlreich aber am Jugórski Schar und an den Inseln Nówaja Semljá, Waigátšch und Kolgújew, wo sich die Samojeden damit befassen. Im Weißen Meer hält sich der Seehund das ganze Jahr: die Jagd findet im Herbst und Winter statt. Die Beute der Erwerbsjäger am Weißen Meer und auf Nówaja Semljá kaufen die Archängeler Kaufleute auf, die von Jugórski Schar, Waigátšch und Kolgújew Aufkäufer aus Pustosérsk und Tšherdyn. Die Jagd auf Walrosse besteht nur noch in geringerem Maßstabe am Ostufer von Nówaja Semljá und im Karischen Meer. Die Jagd auf den Eisbären findet auf Nówaja Semljá, im Jugórski Schar und auf Kolgújew statt und wird ausschließlich von Samojeden betrieben. Die Seetierjagd gab folgende Resultate:

Jahr:	Zahl der Jäger:	Zahl der Beute (runde Zahlen):	Wert (runde Zahlen):
1903	—	13 300	80 000 Rbl.
1904	3729	27 000	59 000 „
1905	3866	23 000	82 000 „

Im Gouvernement Olónez betrug die Ausbeute an Haarwild und Flugwild:

	Haarwild:	Flugwild:
in den 70er Jahren für	15 000—20 000 Rbl.	29 000—48 000 Rbl.
„ „ 80er „ „	14 000—36 000 „	28 000—33 000 „
„ „ 90er „ „	13 000—16 000 „	45 000—49 000 „

Im Jahre 1905 beschäftigten sich im Olónezer Gouvernement mit der Jagd und anderen Gewerben etwa 95 000 Menschen, und eigentliche Jäger wurden 11 000 Mann gezählt. Der Erlös aus den Jagdprodukten betrug im ganzen etwa 83 000 Rubel. Die Zahl der Jäger

im ganzen Gouvernement bildete etwa zwölf Prozent aller Leute, die irgendein Gewerbe betrieben (außer der Landwirtschaft), und der Verdienst durch die Jagd war um vier Prozent geringer als der durch alle Gewerbe zusammen. Dabei muß man nicht vergessen, daß das Jahr 1905 für die Pelzjäger ein sehr günstiges war, weil die Preise auf Eichhorn sehr hoch standen, bis zu 20 Kopelen das Fell und mehr. Es wurden gegen 150 000 Eichhörnchen erbeutet für zirka 30 000 Rubel. Die Entwicklung der Eichhornjagd wird durch das Fehlen guter Kleinkalibriger Büchsen, die ihrem Preise nach der Bevölkerung erreichbar wären, beeinträchtigt.

Im Gouvernement Wologda beschäftigten sich im Jahre 1904 mit der Jagd und anderen Gewerbearten über 10 000 Menschen (außerdem im Jarénsker Kreise ein Zehntel der männlichen Bevölkerung). Es wurden an Pelztieren und Geflügel im ganzen für 161 000 Rubel erbeutet (wozu auch der Erlös aus der gewerblichen Fischerei im Jarénsker Kreise gerechnet ist).

Im Gouvernement Perm hat die gewerbsmäßige Jagd im nordöstlichen Teil des Gouvernements die größte Bedeutung. Hauptjagdwild sind Eichhorn, Elch, Reh, Haselhuhn, Auerhuhn. Ferner ist der Fang von Fuchs, Bär, Marber, Zobel, Hermelin, Dachs und Otter von großer Bedeutung. Doch geht auch hier die Wildmenge erschreckend schnell zurück.

Im Jahre 1904 beschäftigten sich mit dem Tierfang als Neben- und Hauptgewerbe im Tscherdýner Kreise 2500 Menschen, die 25 500 Rubel gewannen. Außerdem beschäftigt sich eine große Zahl der Bewohner dieses Kreises mit dem Fuhrgewerbe und Handel nach dem Petschérskischen Gebiete hin, wohin sie allerlei Waren hinbringen, während sie als Rückfracht Jagd- und Fischereiprodukte mitbringen. Im Permschen Kreise erreichte der Erlös aus der Jagd die Summe von 10 260 Rubeln, im Werchotúrskchen (bei 813 Jägern) von 374 943 Rubel (?) — alles dieses im Jahre 1904.

In den Gouvernements Wjátka, Nischny-Nówgorod, Kostroma, Kasán, Ufa, Orenbúrg und Nówgorod ist die gewerbsmäßige Jagd von so geringer Bedeutung, daß keine offiziellen Berichte aufzutreiben sind.



Im Gouvernement Tobólsk hat die gewerbsmäßige Jagd die größte Bedeutung im nördlichen Teile in den Gebieten von Beresowa, Surgút und Samárowo. Früher hatte auch die Umgegend von Tobólsk selbst eine hohe Bedeutung, doch lohnt sich hier seit einigen Jahren infolge der Ausrottung des Wildes und der Waldbrände die Ausübung der gewerbsmäßigen Jagd nicht mehr! Nach offiziellen Angaben befaßten sich im Jahre 1910 etwa 8000 Menschen mit der gewerbsmäßigen Jagd.

Die Jagd erstreckt sich auf dasselbe Wild wie im Gouvernement



Jäger- und Goldsucherlager.

Archángelst und im Nordurál, nur daß hier der rote Kalonót-Marder hinzukommt und Luchs, Fischotter, Badenhörnchen und Zobel eine größere Rolle spielen. Zur Versorgung der Bevölkerung im Norden des Gouvernements gibt es Regierungsmagazine, wo Getreidevorräte, Salz und Schießbedarf gegen Geld und auf Kredit an die Eingeborenen verabsolgt werden, unter der Bedingung, daß die Schuld durch die Resultate des Fischfanges und der Jagd nachträglich getilgt wird.

Die Ausfuhr von Fischen und Pelzwerk findet im Winter massenhaft statt und geht hauptsächlich auf die Messe nach Irbit. Leider ist hier wie an anderen Orten die Regierung zum Teil selbst mit daran schuld, daß die Wildbestände schnell abnehmen, da von Regierungs wegen bessere Gewehre eingeführt worden sind.

Auch im Gouvernement Tomsk handelt es sich im wesentlichen um dasselbe Bild wie im Nachbargouvernement. Die Bedeutung der gewerbsmäßigen Jagd für die Bevölkerung kann man aus folgender offiziellen Tabelle vom Jahre 1904 beurteilen. Es befaßten sich

mit Goldsuchen	10 400	Menschen
mit Fuhrgewerbe	7 400	„
mit Sammeln von Zirbelnüssen u. Beeren	7 000	„
mit Gewerbsjagd	6 100	„
mit Fischfang	6 600	„

Im Süden des Gouvernements, im Altai, hat die gewerbsmäßige Jagd infolge des Rückganges der Wildbestände schon fast aufgehört! Nach der offiziellen Statistik für das Jahr 1897 gab es 201 Gehege, die noch 3180 zahme oder halbzahme Edelhirsche bargen, während der Stand des wildlebenden Edewildes im Jahre 1903 auf 1203 Stück, im Jahre 1904 aber nur auf 280 Stück angegeben wird. Diese Daten sprechen Bände von der Raubwirtschaft der Eingeborenen und russischen Ansiedler in Sibirien.

Auch im Gouvernement Jenissei sind die jagdlichen Zustände ähnlich. Nur daß hier das Rentier eine größere Rolle spielt. Im Süden kommt stellenweise noch der Maral-Hirsch und das sibirische Reh in geringem Maße in Betracht.

Im Jahre 1906 wurden laut offizieller Statistik im Jenisseier Gouvernement ungefähr 389 000 Stück Pelztiere im Werte von 308 000 Rubeln erbeutet. Im Irkutsker Gouvernement beschäftigten sich 1902 etwa 9500 Menschen mit gewerbsmäßiger Jagd. Ihre Einnahme betrug etwa 177 000 Rubel. Im Jahre 1903, also ein Jahr später, stieg die Anzahl der Jäger auf 14 000, die aber nur, infolge des Rückganges der Wildstände, etwa 157 000 Rubel zusammen erbeuten konnten.

Mit Flugwildjagd beschäftigten sich im Gouvernement Irkutsk 1902: 2800 Mann, die etwa 6600 Rubel einnahmen. Im Jahre 1903 dagegen etwa 2500 Mann, die einen Gewinn von fast 10 000 Rubeln erzielten. Im Jakuten-Gebiet waren 1901: 13 100 Gewerbsjäger, ohne die nomadisierenden Eingeborenen, im Jahre 1905 wurden fast 20 000 Gewerbsjäger gezählt. Sie erbeuteten:



	1902	1904	1905
Füchse	300 Stück	2 500 Stück	3 000 Stück
Zobel	1 800 „	200 „	200 „
Flußbiber	12 „	— „	16 „
Eisfüchse	2 700 „	3 000 „	3 700 „
Bären	300 „	130 „	170 „
Elche	470 „	760 „	980 „
Wölfe	50 „	140 „	30 „
Hirsche (Ren) u. Rehe	3 100 „	2 000 „	1 730 „
Ittisse	2 500 „	1 700 „	2 220 „
Eichhörnchen	142 400 „	54 700 „	116 500 „
Hermelin	13 700 „	12 600 „	16 120 „
Hasen	126 900 „	42 400 „	19 000 „
Fischotter	— „	— „	1 „
Bielfraße	— „	— „	2 „

Wert in Rubeln: 103 500 Rbl. 77 011 Rbl. 117 700 Rbl.

Die Angaben sind aber sicher bedeutend zu niedrig gegriffen, da jedenfalls nur ein Teil der Ausbeute der Polizei bekannt gegeben wird.

Auf den Jakútsker Jahrmarkt kamen:

1902:

Zobel	2 640 Stück für 63 000 Rbl.
Eisfuchs	8 400 „ „ 41 500 „
Fuchs	844 „ „ 4 420 „
Kalonóſ-Marder	220 „ „ 220 „
Hermelin	900 „ „ 920 „
Eichhorn	73 500 „ „ 19 875 „

für die Summe von 129 935 Rbl.

1905:

Zobel	3 000 Stück für 300 000 Rbl.
Eisfuchs	14 000 „ „ 98 000 „
Fuchs	5 000 „ „ 35 000 „
Kalonóſ-Marder	1 000 „ „ 1 200 „
Hermelin	12 000 „ „ 24 000 „
Eichhorn	300 000 „ „ 126 000 „

für die Summe von 584 200 Rbl.

In fast ganz Nordibirien bildet das Suchen nach Mammutzähnen eine Einnahme der Eingeborenen und Einwanderer. So kamen 1902 auf den Jakútsker Jahrmarkt 11 840 Kilogramm Mammutzähne für 22 000 Rubel. 1905 wurden im Bezirk Werchösjansk 3300 und im Kreise Kolymsk etwa 700 Kilogramm erbeutet.

Im Transbaikalgebiet bildet die erwerbsmäßige Jagd fast die einzige Erwerbsquelle der Drótschen und Tungusen, soweit sie sich nicht mit Rentierzucht befassen. Die Hauptjagdobjekte sind Zobel, Eichhörchen, Moschustier, Murmeltier (Bobak), Fuchs, Reh, Szábra-Hirsch (pseudaxis Dybowskyi) und das Rentier. Im Jahre 1903 wurde verschiedenes Wild für 291 000 Rubel erbeutet. Doch nimmt die Jagd auf wertvolle Pelztiere in diesen Gegenden die Eingeborenen derartig in Anspruch, daß wenig Nutzwild anderer Art erbeutet wird. Nur der Szábra-Hirsch und das Reh haben sehr unter Nachstellungen zu leiden. Glücklicherweise züchten die Eingeborenen seit Mitte des vorigen Jahrhunderts den Szábra-Hirsch, um die Kolbengeweibe an die Chinesen zu verkaufen, so daß, wenn nicht Seuchen über die Gegend hereinschlagen, die Fortexistenz dieser schönen Wildart, wenn auch in zahmem Zustande, gesichert scheint.

Im Amurgebiete ist die gewerbsmäßige Jagd ebenfalls eine Haupteinnahme der Eingeborenen und Russen. Das Wild ist hauptsächlich Zobel, Eichhorn, Fuchs, Bär, Iltis, Otter, Luchs, Dachs, Marderhund, Elch, Szábra-Hirsch, Wildschwein, Reh und Moschustier. Die Jagd ist hier bis zur Einführung des hoffentlich bald in Kraft tretenden sibirischen Jagdgesetzes im Gegensatz zu den übrigen Gouvernements wenigstens vom 15. März bis 1. Mai vollständig verboten. Von Flugwild werden Gänse, Enten, Fasanen, Birk- und Haselhühner (das schwarze Haselhuhn), sowie das dunkelschnäblige Auerwild erbeutet. Leider beginnen die Rehe im November nach der Mandchurei zu wandern und werden, je nach der Größe der Schneemassen, massenhaft abgeschlachtet, wobei der Lumpenlohn von anderthalb Rubeln pro Stück und von 50 Kopfen pro Dede erzielt wird. Die Ausbeute an Pelzwerk liefert der Bevölkerung des Amurgebietes jährlich etwa 200 000 Rubel. Hier wie überall sind die Kosaken die Hauptschuldigen an den Wildschlächtereien, und überall wo die Regierung dieses halb wilde, un-



zuverlässige und rohe Paß angesiedelt hat, geht der Wildstand rapid zurück.

Im Küstengebiete kommen als Jagdwild die mandschurischen Gledenhirsche (*pseudaxis mandschuricus*), der Wolf und der Tiger hinzu. Auf Kamtschatka der Biber und ein besonders hochwertiger Zobel.

Eine Hauptrolle spielt auch das Wasserwild im Küstengebiete. 1901 erbeuteten die Kosaken etwa 32 500 Rubel durch die Jagd.

Allein im Petropawlowsker Gebiete wurden von Eingeborenen erbeutet:

Zobel	2460	Stück
Rotfuchs	490	„
Schwarzfuchs	4	„
Ren	330	„
Bären	1150	„
Wildschafe	300	„
Wölfe	90	„
Hermelin	310	„
Vielfraße	50	„
Otter	380	„

Im Ochotker Bezirk wurden erbeutet:

Eichhörnchen	35 700	für	5 400	Rbl.
Füchse	1 000	„	5 000	„
Bären	210	„	850	„
Wölfe	30	„	90	„
Hermeline	180	„	180	„
Wildschafe und Rentiere	3 400	„	20 300	„

Im Anadyrbezirk wurden gefangen und erbeutet:

Rotfüchse	130	Stück
Füchse, blaubäuchige	10	„
weiße Eisfüchse	250	„
Vielfraße	10	„
Wölfe	3	„
Hermeline	40	„
Eichhörnchen	3 500	„

Dieses war die Beute von Russen, der russifizierten ansässigen Be-

völkerung und der Tschuktschen, die am Anadyr wohnen und beim Nowo-Marinskschen Posten. Dazu kommt

Zobel	27	} als Beute der Samuten.
Kentiere, wilde	2 560	

Im Semitschenster Gebiete wurden im Jahre 1905 laut offizieller Angabe folgende Tiere erbeutet:

Tiere:		mittlerer Marktpreis pro Fell:
Bären	40	10—13 Rbl.
Panther	70	6—20 „
Wölfe	3 800	1— 2 „
Füchse	7 000	2— 4 „
Marder	130	3— 6 „
Steinböcke	4 750	bis 1 „
Luchse	10	4— 6 „
Dachse und Irtisse	10 300	bis 30 Kop.
Wildschweine	1 700	—
Summa	<u>27 800</u>	

Im Syr-Darja-Gebiete spielt die gewerbsmäßige Jagd eine weniger große Rolle und beschränkt sich mehr auf das Erlegen von Wildschweinen, die in einigen Gegenden die Landwirtschaft außerordentlich schädigen. Auch wird dort die Falken- und Adlerbeize häufig ausgeübt.

Auch im Gebiete von Semipalätinsk hat der Tierfang eine geringere Bedeutung. Der reiche Kirgise hält sich Steppenadler und Steinadler zur Jagd auf Füchse und Wölfe, und Falken für Flugwild. Gelegentlich werden viele Wölfe und Füchse erbeutet. Im Jahre 1904 wurden nach den ungenauen Angaben der Polizei 21 600 Rubel durch Tierfang erworben.

Die erbeuteten Tiere werden zum Teil von den Jägern selbst verwertet oder in dieser oder jener Form in den Handel gebracht. Gewöhnlich kaufen kleine Aufkäufer die Produkte der Jagd von den Jägern an, die dann die Ware an größere Kaufleute oder deren Agenten weitergeben. Häufig beherrscht ein Großhändler durch seine Agenten die gewerbsmäßige Jagd eines ganzen Gouvernements. Ein Teil der Jagdbeute dient zur Befriedigung der lokalen Bedürfnisse an



Fellen und Fleisch, die größere Menge aber wandert auf die großen Jahrmärkte nach Jakútsk, Nischny-Nówgorod und Irbit. Dort wird das Pelzwerk und die gesalzene Felle in großen Partien verkauft, um nach Moskau, Petersburg oder ins Ausland zu gehen. Die Bilanz für die Jahre 1903 bis 1906 war folgende:

Ausfuhr:

1903	1904	1905	1906
2 725 000 R.	4 435 000 R.	4 641 000 R.	6 095 000 R.

Einfuhr:

1903	1904	1905	1906
7 660 000 R.	5 026 000 R.	4 906 000 R.	5 143 000 R.

(mit Ausschluß von Schaf- und Ziegenfellen).

Die Ausfuhr von Pelzwerk aus Rußland und Sibirien geht hauptsächlich über die westeuropäische Grenze nach Leipzig, Paris (Kalonósk-Marder) und London (Hermelin), während die Einfuhr meist über Astrachán geht.

Sportlicher Jagdbetrieb existiert in Rußland und Sibirien nicht annähernd in dem Maße wie bei uns, doch nimmt der Sinn für weidgerechte Jagd bei der gebildeten Bevölkerung, wenn auch sehr langsam, allmählich zu. Es bestehen in 78 Gouvernements Rußlands 216 Jagdgesellschaften, einschließlich der Abteilungen der Kaiserlich Russischen Gesellschaft zur Vermehrung von Jagdtieren und Förderung weidgerechter Jagd.

Hoffentlich nimmt diese Bewegung zu und werden auch die Regierungsorgane mit der Zeit mehr für Jagdschutz interessiert.

## Schlußwort.

**D**ies sind die wechselvollen Erlebnisse dieser drei Jahre Urwald-  
 fahrt. Nur schwer wird sich der Jäger, der diese Zeilen liest, einen  
 Begriff von den Schwierigkeiten, Entbehrungen und Anstrengungen  
 machen können, denen der Urwaldjäger ausgesetzt ist, und nur der,  
 der selbst in der Wildnis jagte, wird — auch zwischen den Zeilen  
 lesend — mein Buch ganz verstehen. Aber auch den anderen wird  
 es, wie ich hoffe, so manche frohe Stunde gewähren, vielleicht auch  
 anregend sein. Und wenn das Buch diesen Zweck erfüllt, so ist es  
 nicht umsonst geschrieben. Belehrung ist weniger die Absicht; es soll  
 nur in anspruchsloser Form von Land, Wild und Leuten da drüben  
 hinter den blauen Uralbergen erzählen. —

Es wurden vom Verfasser erlegt	1911	1912	1913
Elche . . . . .	—	1	2
Bären (1910: 1) . . . . .	3	—	1
Baldrener (1910: 6) . . . . .	1	—	—
Sibirische Rehe (1 Rinde dabei) . . . . .	—	8	2
Steinadler (1910: 1) . . . . .	—	—	1
Seeadler (1910: 2) . . . . .	1	—	—
Mhus (1910: 1) . . . . .	1	—	—
Auerwild (1910: 53) . . . . .	9	9	6
Birkwild (1910: 36) . . . . .	16	6	8
Hafelwild (1910: 43) . . . . .	17	16	9
Schneehühner (1910: 9) . . . . .	2	—	—
Schnepfen (1910: 6) . . . . .	1	—	5
Doppelschnepfen und Bekassinen	19	—	—
Gänse (1910: 3) . . . . .	1	—	—
Enten (1910: 197) . . . . .	93	—	8
Kronschnepfen (1910: 3) . . . . .	3	—	—
Taucher (col. arct.) (1910: 1) . . . . .	1	—	—
Dachse . . . . .	—	—	1

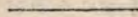


Kalonófmarder (1910: 2) . . . . .	1	—	—
Sperbereulen . . . . .	1	—	—
Uráleulen . . . . .	—	—	1
Barteulen . . . . .	1	—	—
Weihen (1910: 2) . . . . .	1	—	—
Fischaare (1910: 1) . . . . .	2	—	—
Habichte (1910: 3) . . . . .	1	1	—
Sperber . . . . .	2	—	—

Außerdem: 6 Regenpfeifer (Halsband), 2 Kiebitze, 9 Eichhörnchen, 1 Wachtel, 1 Burunduf-Streifenhörnchen, 2 Lemminge. —

Die Beschreibung der Jagden 1910 im sibirischen Flachlande sind in meinem Buche: „In sibirischen Urwäldern“ niedergelegt. Die Jagderzählungen sind meist chronologisch geordnet: 1911 (die zweite Fahrt mit dem Fürsten Dshafaridsse), 1912 meine Reise in den Ural (in Begleitung meiner Frau) und 1913 (meine zweite Uralreise). — Die Abbildungen von Kengeweihen, die ich in diesem Buche bringe, stammen z. T. von Hirschen, die ich 1910 im Revier Schémini erlegte, eine aber von einem solchen, der 1911 erbeutet wurde. Manchmal ist — aus Rücksicht auf die einzelnen Kapitel — die chronologische Folge nicht genau eingehalten. —

Dem Urwaldjäger geht's wie dem Afrikaner: es zieht ihn immer wieder zurück in die unverfälschte Natur. Und so wandre auch ich immer wieder hinaus, wenn der Herbst das Laub färbt, solange Nerv und Knochen halten. Und geht's mal nicht mehr, so soll mir die Erinnerung bleiben — sie soll vor meinem geistigen Auge stehen, die Taigá; ihre Wipfel werden mir winken — sie wird mein fernes Traumland sein: Avalun. —



## Wörterverzeichnis.

### A.

- Aland** (leuciscus idus). Weißfisch, Karpfenart (russ. „jasj“).
- Altai**. Hochgebirge in Südwestsibirien.
- Altaihirsch**. Zur Gruppe cervus elaphus gehörig; „Maral“: naher Verwandter des Rotwildes, wappitähnlich. Echter „Maral“, im Gegensatz zu dem fälschlich „Maral“ genannten Hirsch des kaspi-schen Gebietes (c. Ogilbyi, Lydeker). — Fünffprossiger Hirsch (Wolfsproß).
- Amúr**. Strom in Ostasien (A.-provinz). Berühmt durch Fischreichtum. Sachstaviar, sog. „roter A.-faviar.“
- Archángelsk**. Stadt in Nordrußland am Weißen Meer. Handel, Sägereien, Gouvern.
- Arlymka**. Nebenfluß des Irtyš. Gleichnam. Dorf.
- Artél** (russ.). Genossenschaft.
- Astrachán**. Handelsstadt an der Wolgamündung i. Kasp. Meer A.-faviar, Pelzhandel usw.).
- Auerwild**, dunkelschnäbliges (tetrao urogalloides). Ostl. Abart des Auerhuhns, in Färbung verschieden von dem gewöhnl. Auerhuhn, auch geringer.

### B.

- Balagán**. Primitive Hütte. Wind-schirm.
- Baltšhára**. Dorf a. d. Kondá.

- Barnaúl**. Stadt am Oberlauf des Irtyš.
- Bär** (ursus arctos).
- Bárin** (russ.). Herr.
- Baschkiren**. Volk in Südwestsibirien. Steppenbewohner, Nomaden.
- Baschlik** (russ.). Kapuze.
- Bátuška** (russ.). Väterchen.
- Belúga** (russ.). Hausen (accipenser huso).
- Berdán**. Gewehr von 11 mm Kaliber, früh. russ. Armeegewehr.
- Berésow** (spr. Berjófow). Fleden an der Mündung der Sožwa in der Irtyš.
- Birke** (russ. berésa), betula (b. verrucosa, b. pubescens, b. nana usw.).
- Bolóta** (russ.). Morast.
- Bolwán** (russ.). Göße, auch ausgestopfte Puppe, ausgestopfter Vogel.
- Bor** (russ.). Heidewald.
- Böshe moi!** (russ.). „Mein Gott!“
- Bosjál** (russ.). „Barfüßler“, Strolch.
- Brátuška**. Dimin. v. Brat (russ.), Bruder, Brüderchen.
- Brodjága** (russ.). Strolch, Herumtreiber, Lump.
- Bródnyi**. Weiße Lederstiefel mit hohen Schäften.
- Budberg**, Joseph, Baron. Bezirksgerichtsrat zu Tobólsk. Kurländer. Bef. Jäger, Jagdschriftsteller. (S. m. Buch „In sib. Urwäldern“.)
- Burjäten**. Volk in Sibirien.



Burundák (tamias striatus). Erdhörnchen. (S. m. Beschreibung in „Lebensbilder a. d. Tierwelt“, Rob. Voigtländer Verlag, Leipzig.)

C.

Caribou (amer. engl.). Waldren (russ.: sséwernyi olén).

Chan (tatar.). Fürst.

Chingán. Hochgebirge in Ostasien.

D.

Dachá. Hemd aus Rentierfell.

Demjánka. Nebenfluß des Irtyš.

Demjánst. Dorf an der Mündung der Demjánka i. d. Irtyš.

Dšafaridsse, Fürst Alexander. Berühmter Jäger. (Näheres s. m. Buch „In sibirischen Urwäldern“, A. Dunfer, Weimar.) Verbannt nach Sibirien, später freiwillig angehehelt. Bef. als Expeditionsf. d. Gebr. Kusnezów, 1909.

E.

Eich, Elen (russ. „losj“), alces alces, a. palmatus, a. machlis. Telemetacarpale Hirschhart.

Erle, Eller, Else (russ. „ólcha“), alnus glutinosa und a. incana. Laubbaum.

Espe, Aspe (russ. „ossina“), populus tremulus. Pappelart.

F.

Fatérka (russ.). Hütte.

Fichte, sib. (picea obovata, russ. „jelj“). Abart der gewöhnlichen Fichte, picea excelsa.

G.

Giljaken. Ostas. Volk. Jäger, Rentierzüchter.

Gólden. Ostas. Volk. Jäger, Rentierzüchter.

Gorodowoi (russ.). Schutzmann.

Gospodín (russ.). Herr.

Gotówo (russ.). Fertig.

Gräber. Ostasien- und Samojeben- gräber im Norden, südl. die „Kurgáne“ (danach benannt die Stadt Kurgán), zweifelh. Alters, wahrscheinlich v. finn.-ugrischen Nomaden oder noch älteren Völkern angelegt. Biell. magyar. Urspr. Helmolt (Weltgesch.) nimmt die Linie Tobólst-Tomsk als Nordgrenze der Kurgáne an, wir fanden jedoch 1910, 1911 viele große Kurgáne nördl. der Kondá. Vielleicht s. diese Gräber auch german. Ursprungs oder geh. den Awaren an (Helmolt). 1910 viele Scherben und Schmudfsachen ausgegraben, bes. bei Baltšára.

Gussi. Pelz aus Rentierfellen.

H.

Hase (lepus variabilis). Schneehase. Haselhuhn (bonasa bonasia). Waldhuhn. Abart: schwarzes H. Ostsibiriens. Nahe verwandt: bonasa umbellus in Amerika.

I (i).

Ikrá (russ.). Raviar.

Irbít. Stadt i. Westsibirien. Pelzmesse.

Irkútsk. Hauptstadt Sibiriens am Baikal-See, ca. 300000 Einw.

Irtyš. Nebenstrom des Ob. Breite bis 2 km. Entspringt i. Altaí.

Išbúščka (russ.). Hütte.

Iším. Stadt in Westsibirien.

Išpráwnik. Polizeichef ein. Kreises.

Istól. Dorf bei Zekaterinburg.

Išubrahirš (pseudaxis dybowskyi, pseudaxis mandschuricus, ps. sica). Pleziometacarpale, dem Edelmilch nahe stehende Hirscharten Ostasiens.

I (i).

Iakúten. Mit den Türken nahe verwandtes Volk in Ostasien. Jäger, Rentierzüchter.



Jakútsk. Stadt in Nordostsibirien.  
 Jalmál. Halbinsel in Nordsibirien.  
 Jarénsk. Stadt a. d. Wytšchégda,  
 Gouv. Archángelsk.  
 Jekaterinburg. Stadt östl. des  
 Ural. Industriezentrum. Knoten-  
 punkt.  
 Jenisséi. Strom i. Mittelsibirien.  
 Größe d. Ob.  
 Jenisséisk. Gouvernementsstadt a.  
 Jenisséi, Mittelsibirien.  
 Jerf (finnisch). Vielfraß (gulo bo-  
 realis).  
 Jermák. Kosatenhétman. Unter-  
 warf einen Teil Westsib. Wurde  
 von der durch die Tataren be-  
 drängten russ. Kaufmannsch. be-  
 soldet (Stróganows), eroberte die  
 damalige Hauptst. des „sibirischen  
 Kaiserreiches, „Sibir“ (gegr. von  
 Közüm 1563, der den Chan Nad-  
 gár stürzte), d. heut. Tobólsk. —  
 Jermák brach mit 7000 Kosaken  
 1579 in Sibirien ein, eroberte  
 Tobólsk 1582, trat sodann in die  
 Dienste Zwáns des Grausamen,  
 wurde aber schon 1584 im Irtyšch  
 von Tataren ertränkt.  
 Jermaká. Dorf an der Kondá.  
 Jessaúla. Dorf an der Kondá.  
 Jewrópa (russ.). Europa.  
 Jurgórski Schar. Meerenge zwi-  
 schen der Insel Waigátšch u. dem  
 Festlande.  
 Jákonda. Nebenfluß der Kondá.  
 Jurte. Tatar. und ostjak. Dorf.

K.

Kalonók. Sibirischer, dem Ittis  
 nahestender Marder.  
 Káma. Nebenfluß der Wolga, auch  
 Flüsschen im Kondá-Gebiet.  
 Kandochó (ostjak.). Ostjaken.  
 Karelen. Finnisches Volk im Nor-  
 den Rußlands; meist russifiziert.  
 Karisches Meer. Teil des nördl.  
 Eismeers; östl. Nówaja Semljá.  
 Kasán. Stadt a. d. Wolga, frühere

Tatarenhauptstadt. Hauptzentrum  
 des Islam in Rußland.  
 Kasatschósk. Kosakentanz.  
 Káschino. Dorf bei Jekaterinburg.  
 Kataláschka. Arrestlokal (Scherz-  
 name).  
 Kátima. Nebenfluß der Kondá.  
 Kátorga. Zuchtthaus, Bergwerks-  
 zuchtthaus.  
 Késseni. Dorf a. d. Kondá.  
 Kirgisen. Nomadenvolk in der süd-  
 westsibirischen Steppe.  
 Kitús. Mischling von Zobel und  
 Marder.  
 Knute. Peitsche.  
 Kolgújew. Insel im nördl. Eis-  
 meer; nordöstl. Archángelsk.  
 Kondá. Nebenfl. d. Irtyšch, Größe  
 etwa der Oder.  
 Kopéke. Russ. Geld: etwa 2,15 Pf.  
 100 Kopekki = 1 Rubel.  
 Korán. Mohammedan. Geseh.  
 Korjaken. Volk in Ostsibirien.  
 Kosaken. Aus verschiedenen mon-  
 golischen und finnischen Resten ent-  
 standen. Reitervolk, teils mit groß-  
 russischem, teils mit kleinruss. Ein-  
 schlag. Irreguläres Militär des  
 russischen Kaisers.  
 Kostromá. Stadt in Mittelrußl.  
 Krüdener, A., Baron. (Wohlfahrtslinde,  
 Livland.) Bek. Jä-  
 ger u. Schriftsteller. Ornithologe  
 und Jagdzoologe.  
 Kúlla. Eigentl. Tschútschula, aus-  
 gestopfter Balg. Ostjak. Göße  
 (russ.).  
 Kulásk. Eigentl. Faust, i. übertrag.  
 Sinne: Halsabschneider, Unter-  
 jocher usw.  
 Kumá. Nebenfluß d. Kondá.  
 Kumis. Gegorene Stutenmilch  
 (ähnl.: Kephir).  
 Kurgán. Stadt in Westsibirien.  
 Kurgáne (s. Gräber).  
 Kwas. Saueres Getränk d. Russen,  
 eine Art Bier, aus Getreide oder  
 Brot.



**L.**

- Ládoga. Binnenmeer in Nordrußland. Süßwasser.  
 Laika. Verbellerhund (s. Beschreibung i. m. Buch „In sibirischen Urwäldern“).  
 Ländisch. Nebenfluß d. Kumá.  
 Lappen. Volk i. Nordeuropa. Rentierzüchter, Fischer.  
 Lärche (russ. listjwiniza), larix sibirica.  
 Laud. Nebenfluß d. Kumá.  
 Lená. Größter Strom Sibiriens. Linde (russ. ljépa), tilia parvifolia.

**M.**

- Machórka. Tabak aus Stengeln geschnitten.  
 Mammut (elephas primigenius). Ausgestorb. Elefantenart. Reste werden neben fast vollständigen Kadavern häufig in Sibirien gefunden.  
 Mazúrka, Mázur. Poln. Tanz.  
 Méjen. Städtchen im Gow. Archángelst, am Eismeer.  
 Minaret. Turm einer Moschee.  
 Mir. Bäuerliche Verfassung Rußlands. Seelenlandsystem. Wird jetzt allmählich abgeschafft.  
 Mordá. Nebenfluß der Kondá.  
 Nordwinen. Finnisches Volk in Ostrußland.  
 Moschee. Gotteshaus der Mohammedaner.  
 Múllah. Tartarischer Geistlicher.  
 Múrmanküste. Küste im Norden u. Nordosten d. Halbinsel Kola.  
 Múshik. Scherzname für den russischen Bauern; eigentlich „Männchen“.

**N.**

- Nachrátshí. Fischerdorf a. d. ob. Kondá.  
 Nagáika. Kosakenpeitsche.

- Nárte. Kleiner leichter Rentier- od. Hundeschlitten.  
 Narym. Nebenfluß d. Ob. nördl. Westsibirien.  
 Nerá. Flüßchen im Gebiete von Schemini (s. d.).  
 Newá. Kleiner Nebenfl. d. Mordá.  
 Nishnyi=Nówgorod. Stadt in Rußland. Berühmt durch ihre Pelzmesse.  
 Nówgorod. Stadt in Rußland am Ilmen-See. Früher berühmt durch die Handelsniederlage deutscher Kaufleute (unter d. Schutz des livländischen Ritterordens).

**O.**

- Ob. Strom in Westsibirien, entspringt im Altai.  
 Ohdórsk. Ort a. d. Mündung des Ob i. d. Eismeer.  
 Olónez. Stadt und Gouvernement in Nordwestrußland.  
 Omsk. Stadt in Westsibirien, Steppengebiet.  
 Onéga. Binnenmeer in Nordrußld.  
 Orenbúrg. Stadt im Steppengebiet Südostrußlands, am Urál.  
 Orobshónen. Volk in Ostsibirien.  
 Ostjaken. Volk in Mittel- und Westsibirien. Man unterscheidet verschiedene Stämme.

**P.**

- Pelým. Nebenfluß des Ob.  
 Perm. Stadt u. Gouvern. in Nordostrußland. Perm-Formation der paläoz. Periode. Alter zwischen Carbon und Trias. Permjaken: Finnotart. Volk.  
 Petschérsk. Städtchen a. d. Petschera, Nordostrußland.  
 Póbsel. Schlißbaum, Falle für Hochwild.  
 Pope. Russischer Geistlicher.  
 Powenéz. Städtchen im Gouvern. Olónez.

**Prístaw.** Polizeioffizier mit Leutnantsrang.

**Pud.** Gewicht. 40 russ. Pfund, 32 deutsche Pfund = 16 kg.

**Pustosérsk.** Städtchen in Nordostrußland.

### R.

**Ragósjí.** Matten aus Bast.

**Ren.** Rentier, Renttier, Caribou (rangifer tarandus).

**Répalowo.** Dorf an der Mündung d. Kondá i. d. Irtyš.

**Rubel.** = 100 Kopeten, etwa 2 M. 15 Pf. (von rubitj: haben; also ursprünglich ein Stück Silber, das man abhadte).

### S.

**Sachalin.** Insel in Ostasien, seit 1905 zur Hälfte japanisch.

**Samárowo.** Ort an der Mündung d. Irtyš in d. Ob.

**Samojeden.** Nomadenvolk im hohen Norden Asiens.

**Schamáne.** Ostjakischer Zauberer. Geisterbeschwörer.

**Schémini.** Reservatgebiet i. Gouvernement Tobólsk, Pachtgebiet des Fürsten Dshafaridje.

**Schirínski-Schichmátow.** Fürst, berühmter Bärenjäger.

**Ségosero.** Großer See im Gouvernement Dljonez.

**Semipalátinsk.** Stadt am Irtyš, Westsibirien.

**Sigli.** Fischerdorf a. d. Kondá.

**Soschítelniza.** Maitresse.

**Sošwá.** Nebenfluß des Ob.

**Surgút.** Städtchen am Ob.

**Syr-dárja.** Steppengebiet und Fluß in Turkestan.

**Syrjänen.** Volk in Nordwestsib.

**Syffért.** Fabrikort im Ural bei Jekaterinburg.

### T.

**Taganáí.** Berg im südl. Ural.

**Taigá.** Sibirischer Urwald.

**Tanne** (*abies sibirica*).

**Tataren.** Volk in Osteuropa und Asien. Name jedenfalls vom Tart-Chan Tartar hergeleitet. Den Finnen, Magyaren usw. verwandt. Mohammedaner. Ehedem mächtige Reiche (Kasán, gegründet 1438, Tobólsk usw.), früher Nomaden, jetzt auch Ackerbauer.

**Tawá.** Nebenfluß d. Kondá.

**Tawdá.** Nebenfluß der Turá.

**Tawínskoe-Sor.** Großer See im Schémini-Gebiete.

**Tjumén.** Stadt an der Turá, Westsibirien. Endpunkt der Bahn Jekaterinbúrg-Tjumén. Begründet von Taibúga (im 14. Jahrhundert), wurde 1465 den Russen tributpflichtig, um 1499 erobert. Der Tartarenchan von Tjumén verlegte um 1500 seine Residenz nach Tobólsk (Isfér), das 1563 Hauptstadt Westsibiriens unter Közüm wurde (s. d.).

**Tóbol.** Nebenfluß d. Irtyš.

**Tobólsk.** Größere Stadt in Westsibirien, am Einfluß d. Tobol in d. Irtyš. Früher „Sibir“, Hauptstadt des Reiches Sibirien, gegr. von Közüm, einem Urenkel Dshingis-Chans (1563). Erobert 1582 durch Jermál (s. diesen), wiedererobert von den Tataren 1584, von den Russen besetzt 1588 und „Bitsil-Turá“ genannt.

**Tomsk.** Stadt in Sibirien, Gouvernement.

**Trum,** Turm (ostjak.). Gott.

**Trumšár** (ostjak.). Opferstätte.

**Tscherdýn.** Städtchen im Gouvernement Perm.

**Tchesnáká.** Dorf an der Kondá.

**Tschin.** Beamtenstand.

**Tschinównik** (russ.). Beamter.

**Tundra.** Moossteppe im hohen Norden. Dehnte sich zur Eiszeit über d. größten Teil Europas u.



große Teile Asiens u. Nordamerikas aus.

Tungúsen. Volk in Sibirien, Rentierzüchter, Jäger, Fischer.

Tungútká. Flüsschen, mündet in d. Kondá.

Turá. Nebenfluß des Tobol.

Turínsk. Stadt a. d. Turá, am Urál.

Turmchód (ostjak.). Kirche, Bethaus.

Turtáß. Nebenfluß d. Irtyß.

U.

Ufá. Stadt im östlichen Rußland am Urál.

Urmán. Wald, Urwald. Bestand des „schwarzen“ U. Nadelhölzer, des „weißen“ U. Laubhölzer.

Ußjúri. Nebenfluß des Amúr.

B.

Vielfraß, Ferß (*gulo borealis*). Marderart. Raubtier.

W.

Waigátßch. Insel im nördl. Eismeer.

Wjátka. Stadt in Nordostrußland.

Wogúlen. Finnotart. Volk i. Urál und in Nordwestsibirien, Jäger, Fischer, Rentierzüchter.

Wólga. Größter Strom Europas, entspr. i. Waldái, mündet ins Kaspiße Meer.

Wólogda. Stadt in Nordrußland.

3.

Zépusch. Nebenfluß d. Mordá.

Ziemer (*turdus pilaris*). Drosselart.

Zirbel oder Zirbelkiefer, Arve (russ. kédra), *pinus cembra*.

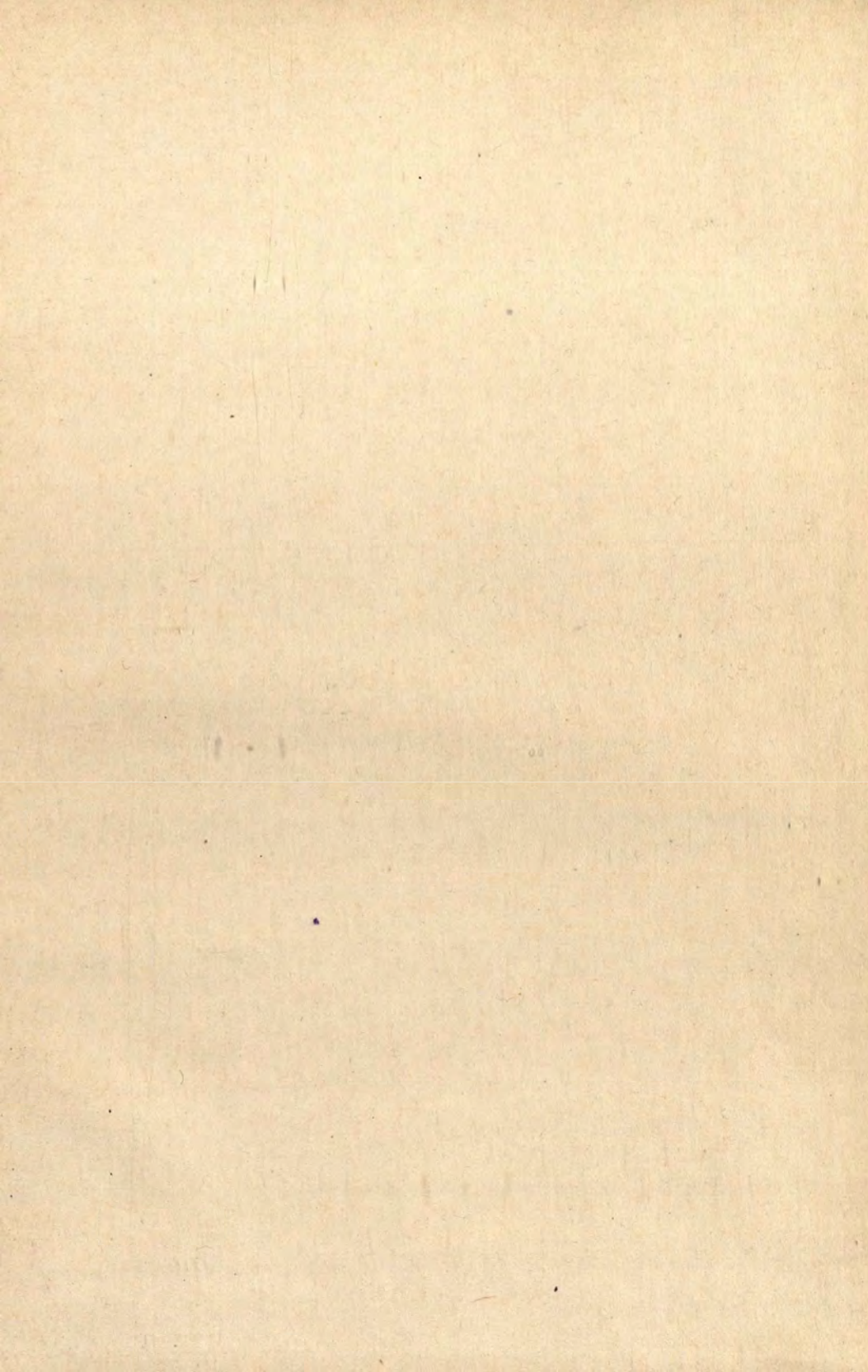
Zobel (*mustela cibellina*). Marderart, d. Edelmarder sehr nahe verwandt, kostbares Pelztier, im Aussterben.

# Inhalt

	Seite
Einleitung . . . . .	1
Auf der Kondá . . . . .	5
Die Taigá . . . . .	11
Jäger und Trapper in Sibirien. Pelzhandel . . . . .	21
Jagden im Niederwalde . . . . .	38
Der Bär . . . . .	56
Der Elch . . . . .	65
Das Ren . . . . .	82
Bevölkerung . . . . .	93
Flüsse und Fischerei . . . . .	127
Die Waldhühner . . . . .	138
Allerhand Kostgänger . . . . .	145
Das sibirische Reh . . . . .	151
Jagden im inneren Ural . . . . .	178
Naturschätze . . . . .	193
Als ich wiederkam . . . . .	197
Statistisches über die Erwerbsjagd . . . . .	257
Schlußwort . . . . .	268
Wörterverzeichnis . . . . .	270













2740